S
1060

Leonard Meisters,

Professor

Berühmte Züricher.

Zweiter Theil.

Basel,
bey Johann Schweighauser.

1782.

Chronologisches Verzeichniß.

Zweiter Theil.

Raphael Egli.	Seite 160
Jacob Breitinger, älter.	121
Karl Spon	1
Heinrich Hottinger.	10
Joh. Heinrich Heidegger.	32
Joh. Jacob Hottinger.	239
Joh. Balth. Keller.	170
Jacob Spon.	5
Joh. Jacob Scheuchzer.	72
Johannes Simler.	174
Joh. Jacob Bodmer.	86
Verzeichniß von dessen Schriften.	285
Joh. Jacob Breitinger, jünger.	78
Joh. Jacob Zimmermann.	247
Joh. Caspar Hagenbuch.	256
Johann Geßner.	94
Joh. Conrad Füßlin.	262
Joh. Caspar Füßlin.	151
Joh. Conrad Heidegger.	178
Melchior Rambli.	281
Heinrich Ott.	197
Joh. Georg Sulzer.	120
Caspar Hirzel.	101
Jacob Gujer, genannt Kleinjogg.	269
Salomon Geßner.	130
Joh. Caspar Lavater.	140
Jacob Heß.	146

I.

Karl Spon. (*)

Seine Voraltern waren von Ulm und hatten sich im J. 1551. zu Genf niedergelassen. Im J. 1583. hatte sein Vater das Bürgerrecht in Zürich erhalten. Der Handelschaft wegen begab er sich nach Lion. In dieser Stadt wurde den 25. Christm. 1609. unser Karl Spon geboren. Schon im eilften Jahr seines Alters ward er zur Erlernung der lateinischen Sprache nach Ulm geschickt. Gar bald übertraf er alle Mitschüler und schrieb in dieser Sprache die zierlichsten Gedichte. Eines derselben, zu weiterer Ausführung jener Stelle aus dem Horaz.

Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vetitum nefas

gefiel dem academischen Rector, Ebelius, so wol, daß er ihm darüber in einer poetischen Lobrede antwortete. Von einem seiner Impromptü in saphischen Ver-

(*) S. Bayle Nouvelles de la Republ. des Lettres, Juillet. 1684. und Leuen helvet. Lexicon.

sen, welches er schon im vierzehnten Jahr seines Alters über die Sündflut und über den Brand des Weltgerichtes verfertigte, macht Bayle die größte Lobeserhebung.

Nach der Zurückkunft aus Teutschland, setzte Spon seine Studien in Paris fort. Er wohnte an gleichem Orte mit de Rodon und war im J. 1626. sein Lernjünger in der Philosophie. Der Lehrmeister besaß alle Spitzfindigkeiten der Scholastick und damit verband er die Känntniß der neuern Naturlehre; den Aristot verließ er, um sich auf Epicurs Seite zu neigen, so wie das Lehrgebaüde dieses letztern von Gassendi aufgeraümt worden. Man weiß, wie ungemein Derodon von den Protestanten hochgeschätzt worden; sein Buch, unter Aufschrift das Grab der Messe, wurde durch den Scharfrichter verbrennt, worauf der Verfasser sich nach Genf flüchtete und daselbst starb.

Nachdem Spon unter einem solchen Lehrer zwey Jahre lang die Philosophie gelernt hatte, studirte er jzo im J. 1627. noch die Naturlehre in dem Collegium de Lizieux, unter Wilhelm Mazûre. Hierauf ergab er sich der Arzneykunst, welche er ebenfalls zu Paris unter Pijart, Merlet, Cousinot, Charpentier, Guibert, Perreau und Dûval, nebst der Meßkunst und Astronomie, unter Joh. Baptista Morinus, studirte.

Im J. 1632. begab sich Spon von Paris nach Montpellier; daselbst erhielt er den Doctorhut in der Arzneykunst. Im J. 1635. ward er in das medizinische Collegium zu Lion aufgenommen, nachdem er vorher, vermög der Gesetze desselben, zwey Jahre lang ausser der Stadt sich in der Praxis festgesetzt hatte. Wenn man

ihn ungefähr zu derselben Zeit zu zween Kranken zugleich berufen ließ, und der eine war arm, der andre begütert, so besuchte er allemal jenen zuerst; denn, sagte er, der Arme könnte hinsterben, aus Mangel eines Arztes, der zur Hilfe herbeyeilen sollte; dem Reichen hingegen wird es leicht seyn, auf der Stelle einen andern holen zu lassen. (*) Cousinot, der Leibarzt des Königs, verschafte ihm im J. 1645. das Diplom eines königlichen Leibarztes. Weit weniger schmeichelte ihm diese Ehre als der haüfige Briefwechsel, den die größten Gelerten, ein Güy Patin, ein Moreau, Hofmann, Reinesius, Fäsch, Sachs, Bernier, Belay u. m. a. mit ihm unterhielten.

Spon war sehr stark in der griechischen Sprache, und die teutsche verstand er eben so gut als die französische. Immer blieb er ein grosser Liebhaber der Dichtkunst. Im J. 1636. brachte er die Aphorismen des Hippokrates in Verse, gab selbige aber niemals heraus. Hingegen edirte er desselben Prognostica, ebenfalls in Versen, unter der Aufschrift Sibylla Medica. Auch die Myologie liferte er in poetischem Vortrag. Durch den Druck hatte er noch folgende Bücher bekannt gemacht:

Appendix chymica in Peredæ Praxin.

La Pharmacopée de Lion.

Volumen Epistolarum Sennerti.

Musculorum microcosmi origo & insertio.

(*) S. Bayle nouvelles de la Republ. des Lettres, Janvr. 1685.

Die meisten medicinischen Bücher, welche zu seiner Zeit in Lion herauskamen, wurden von ihm in Ordnung gebracht, besonders auch des Schenkius observationes medicæ im J. 1644, und Kardans Opera, 1663.

Er war von sanfter Gemütsart, ohn' alle Ehrsucht oder mürrisches Wesen, von wenig Worten, am glücklichsten bey sich selbst in seinem Museum. Ungemein liebte er Ordnung und Genauheit; eben so wie er selbst von allgemeiner Menschenliebe beseelt war, so sah er hinwieder auch sich durchgängig geliebt. — Das Bürgerrecht, welches die Regirung in Zürich seinem Vater bewilligt hatte, ward auch ihm und seinen Nachkommen bestäthet.

Er starb den 21. Horn. 1684. Noch bey Lebzeiten erfuhr er, wie sein eigner Ruhm sich auf seinen Sohn, Jacob Spon, fortgeerbt hatte. Er hatte das Vergnügen, diesen als Mitglied des medizinischen Collegiums zu Lyon, der Academie der Ricrovati zu Padua und der königlichen Gesellschaft in Nimes, wie auch als Schriftsteller verschiedener, vortreflicher Werke zu sehen. Mit Recht konnten auf ihn jene Verse des Ovids angewendt werden:

Natique videns bene facta fatetur
Esse suis majora, & vinci gaudet ab illo.
Metam. XV.

II.

Jacob Spon. (*)

Dieser würdige Sohn eines vortreflichen Vaters hatte bey diesem den besten Grund zu den Wissenschaften gelegt. Hierauf empfieng er den Doctorhut zu Montpellier und begab sich alsdenn nach Straßburg. Daselbst bekam er im Umgange mit Böckler und Karl Patin herrschenden Geschmack für das Studium der Altertümmer. (**) — Im J. 1669. ward er ein Mitglied des medicinischen Collegiums zu Lyon; einige Zeit hernach machte er mit Vaillant eine antiquarische Reise durch Italien; von da gieng er in den Jahren 1675. und 1676. weiter nach Dalmatien, nach Griechenland und nach der Levante; seine interessanten Beobachtungen auf diesen Reisen hatte er durch den Druck bekannt gemacht. Im J. 1683. besuchte er mit dem Apothecker Moze einige französische Provinzen; zur Erweiterung seiner Arzneykunde richtete er sein vorzügliches Augenmerk auf die Mineralwasser und andre Naturseltenheiten in Languedock, Guyenne und Auvergne; schon hatten sie sich den Pyrenäen genähert, als die Religionsunruhen in Dauphine und Vivares ausbrachen; die beeden Reisende kamen in Verdacht, als hätten sie durch Circularschreiben die refor-

(*) geb. zu Lion im J. 1647.
(**) S. Bayle Nouv. Janv. 1685. und Juin 1686.

mirten Gemeinden zur Hintansetzung der königlichen Verbote beredet; schon lief das Gerücht, sie seyn zu Montauban in Verhaft gebracht, und von da nach Paris geführt und an letzterm Orte zum Tode verurteilt worden. Mittlerweile waren sie ruhig nach Bourdeaux gegangen; von da aus wollten sie die umliegenden Küsten besuchen. Nunmehr entstand ein neues Gerücht, als hätten sie die Seehäfen von Guyenne besucht, um den Engländern zur Unterstützung der mißvergnügten Hugenotten den bequemsten Ort einer Landung zu verrathen. Würklich schrieb deswegen ein Prälat nach Versailles. „ Sie sehn, schreibt Spon bey dieser Nachricht an Bayle, „ was man bey „ dem Rufe eines guten Kopfes gewinnt. Wahr ists, „ daß dieses Gerücht mir weder Schaden noch Nutzen „ brachte. Indeß hätte man mich leicht auf falschen „ Verdacht hin, in Verhaft setzen können. Uebrigens „ hatte ich meinem Rufe auch verschiedene Vorteile zu „ danken; aller Orten, wo ich durchreisete, ward ich „ von den Neugierigen, von den Gelerten, von verschiedenen hohen Standespersonen geliebkoset und mit „ Gefälligkeit zeigten sie mir die Merkwürdigkeiten der „ Gegend. Freylich ohn' ihre Schuld waren diese Vorteile hinwieder mit Nachtheilen begleitet; öfters ward „ ich kostbar bewirthet und dabey verlor ich meine Gesundheit. Von hundert unbekannten Personen, die „ mich für einen witzigen Kopf ansahn, ward ich so sehr „ mit Besuchen belästigt, daß ich kaum Zeit fand, mich „ mit meinem Gott zu unterhalten. Zuweilen bezalte „ ich ihre Neugier sehr schlecht, wenn sie sich selbst, „ wie es öfters geschehn seyn möchte, weit geschickter „ fanden als mich; zuweilen konnte ich ihnen vielleicht „ einige Befriedigung geben, doch immer weit weniger

„ als sie von einem Manne, der Aufsehn machte, erwar„ teten. Man muß es gestehn, daß man den Ruhm „ nicht selten weit mehr dem Zufall als eignen Bemü„ hungen schuldig ist. Mein eignes Beyspiel mag es „ beweisen. Unter allen meinen Schriften kostete mich „ keine weniger Zeit und Mühe als mein Sendschreiben „ an den Pater la Chaise; indeß reisete ich durch keinen „ Flecken von Languedoc, Guyenne, Xaintonge, ohne „ daß dieses Sendschreiben mich nicht zum voraus an„ kündigte. An verschiedenen Orten wurde es nachge„ druckt; ohne Zweifel hielte mans für wichtig, da es „ so viele Beantwortungen veranlasset. Da ich kein „ Controversist bin, so ließ ich schreiben, ohne hinwieder „ zu schreiben. — Auch muß ich nicht vergessen, daß „ mein Kredit als Arzt mir hie und da viele Kundleute „ zugezogen und mir oftmals die Reiseunkosten bezalt „ hat.

„ Je mehr ich mich von meinem Geburtsort entfernte, „ desto mehr fand ich Zutraun. Dieses Zutraun hinge„ gen hatte ich durch die Bücher, die ich herausgab, „ in meinem eignen Vaterlande verloren; man hielt „ mich nämmlich im Verdachte, daß ich die Arzney„ kunst um der Altertümmer willen hintansetzte, unge„ achtet ich diese nur als meine Kartenblätter ansehe. — „ Uebrigens bekümmere ich mich wenig, ob man mich „ für dumm oder geistreich, für gelehrt oder unwissend, „ für heiter oder finster, für reich oder arm halte; mein „ Hauptaugenmerk geht auf die Erfüllung meiner Be„ rufspflichten und auf die Befriedigung des Gewissens „ u. s. w. “

Seit langer Zeit war seine Gesundheit geschwächt;

nur durch Arzneymittel und durch gelassene Heiterkeit der Seele konnt' er sie ein wenig unterstützen. — Wegen der Verfolgung der Reformirten in Frankreich, begab er sich im J. 1686. aus diesem Reiche weg. Seine Absicht war, sich in Zürich niederzulassen, woselbst er das Bürgerrecht vom Vater geerbt hatte. Unterwegs starb er zu Vevay am Genfersee den 25. Christm. 1686.

Seine Genfergeschichte ist zu verschiedenen malen aufgelegt und im J. 1730. von Abauzit mit einem wichtigen, historisch-critischen Commentar begleitet worden. „In dieser Geschichte, sagt Bayle, (*) „findt man die „Vorschriften der historischen Kunst aufs genauste beo„bachtet; einen bestimmten, körnigten, simplen Vor„trag, ohne Ziererey, ohne überspannte Figuren; grosse „Mässigung im Lob' und im Tadel der verschiedenen, „so wol religiosen als politischen Parteyen.“

Ausser dieser Histoire de Geneve, hat Spon verschiedene, andre Schriften geliefert:

Recherches des Antiquités de Lyon in 8vo. Lyon 1674.

Ignotorum atque obscurorum Deorum aræ. in 8vo. Lyon 1677.

Voïage de Grece & du Levant. 3. Vol. in 12. Lyon 1677.

Reponse à la Critique publiée par Mr. Guillet contre ces voïages, in 12. Lyon. 1679.

Lettre au Pere la Chaise sur l'Antiquité de la Religion. in 12.

Recherches curieuses d'Antiquité in 4to. Lyon 1683.

Miſcellanea eruditæ antiquitatis, in fol. Lyon 1679. und 1683.

Aphoriſmi novi ex Hippocratis operibus paſſim collecti Gr. Lat. cum notis, in 12. Lyon 1683.

Obſervations ſur les Fievres & ſur les febrifuges, in 12. Lyon 1681. und 1684.

Ueberdieß hat er die Abhandlung von dem Gebrauch des Thees, des Cafee und der Chocolate ins Lateiniſche überſetzt; auch hat man ihm die Herausgabe von Mons Abhandlung über die Melonen, und von Huguetan l'Avocats Reiſememoiren über Italien und über Congo, mit Zuſätzen zu danken; zu bedauren iſt es, daß er die Herausgabe von Dü Cange griechiſchem Gloſſarium nicht völlig zu Stande gebracht hatte.

Unter verſchiedenen Handſchriften, die er hinterließ, erwähnen wir noch ſeinen und ſeines Vaters gelerten Briefwechſel; verſchiedene mediziniſche und phyſiſche Beobachtungen; Beyträge zu ſeinen Miſcellanea und zur Geſchichte von Lyon, beſonders auch Lebensbeſchreibungen groſſer Männer, in Plutarchs Geſchmacke, z. B. Homers, Virgils, Epicurs, Democrits, Hippocrates, Galiens, Corbulons u. m. a.

III.

Heinrich Hottinger (*).

Joh. Heinrich Hottinger ist gebohren den 10. März 1620. Sein glücklicher Fortgang in den Studien vermochte den zürcherschen Schulrath, ihn auf oberkeitliche Unkosten reisen zu lassen. Den 26. März 1638 gieng er nach Genf; nach zweymonatlichem Aufenhalt weiter nach Frankreich; von da nach den Niederlanden. Daselbst studierte er zu Gröningen. Die Neigung zu den morgenländischen Sprachen trieb ihn nach Leyden; daselbst war er Hausinformator bey dem Prof. Golius. Unter dessen Anleitung, wie auch durch den Unterricht eines Türken bracht ers im Arabischen sehr weit. Im J. 1642. ward er als Professor zurück nach Zürich berufen. Vor seiner Heimkunft besuchte er noch England. So bald er nach Hause kam, verheyratete er sich im zwey und zwanzigsten Jahr mit der einzigen Tochter Joh. Heinrich Ulrichs, eines sehr gelehrten Geistlichen in Zürich. Im vier und zwanzigsten Jahr erschien er zum erstenmal auf der Schriftsteller Laufbahn, und zwar in kühner Fehde gegen Pater Morinus. Damals nämlich ward vieles für und wieder die Vollständigkeit der heiligen Bücher geschrieben; diese Voll=

(*) S. Hottingers Bibliotheca Tigurina. Heideggers Vita Hottingeri. Bayle Dictionnaire im Artikel Hottinger. Museum Helvet. Tom. VI. P. 22.

ständigkeit suchten besonders die Papisten verdächtig zu machen. Nun war man mit dem samaritanischen Codex bekannter geworden; aus diesem hofte Morinus Vermutungen gegen das Ansehn des hebräischen Textes schöpfen zu können. Da Hottinger zu Leyden Gelegenheit fand mehrere Codices gegen einander zu halten, so bediente er sich des gesammelten Stofs, um seine Exercitationes Anti-morinianas zu schreiben; ungemein waren sie den Protestanten willkommen. Auch Simon (*) hält diesen ersten Versuch für eine der besten Schriften von Hottinger; zwar auch selber in dieser findt er ihn nicht völlig von aller Partheylichkeit und Uebereilung frey, die er in allen seinen übrigen Schriften bemerket. Immerhin hatte sich Hottinger schon durch diese erste Arbeit die Liebe und Achtung der grössern Männer erworben. Bald also wurde die Hofnung erfüllt, die schon einige Jahre vorher Jacob Golius von dem aufblühenden Jüngling gefaßt hatte. Hottingerum, schreibt er unterm 25. Herbstm. 1640 von Leyden an Joh. Jac. Wolph, primum ante sesquiannum hac transeuntem vidi, cæleste aliquid in illo elucere mihi videbatur. In eben diesem Schreiben finden wir, daß Golius sehr eifrig gewünscht hatte, den jungen Hottinger mit dem holländischen Gesandten, Wilhelm Boswell, nach Constantinopel zu schicken, in der Hofnung, er werde daselbst Gelegenheit finden, mehrere Handschriften der griechischen Kirchenväter zu vergleichen und Beyträge zur morgenländischen Kirchengeschichte zu sameln. Keineswegs bloß litterarische Neugier war es, welche bey Golius

(*) S. Hist. crit. du V. Test. B. III. C. 19.

diesen Vorschlag erzeugte. Mit Grund glaubte er, daß es für Religion und Kirche grosser Dienst wär, wenn man auf analytischem Weg, Schritt vor Schritt, von unserm Zeitalter bis aufs erste Jahrhundert hinaufsteigen könnte; auf solche Weise würde man, mit Wegraumung fremder Zusäze und Schlacken, der reinen Warheit Fuß für Fuß bis zur Urquelle nachgehen.

In einem andern Schreiben stellt Edw. Pocock unserm jungen Hottinger die Gefahr vor, nach Constantinopel zu reisen; er erwartet von ihm von Haus aus eine critische Ausgabe des samaritanischen Chronicon, wie auch eine arabische Uebersezung der helvetischen Glaubensbekenntniß. Aus den Briefen des Lud. Capellus, die dieser in den Jahren 1641 bis 1643 von Saumür aus an unsern jungen Hottinger schrieb, sehn wir, daß ihm derselbe zwar ebenfalls die Herausgabe des samaritanischen Chronicon empfiehlt, hingegen die lateinische Uebersezung des Korans, wie auch die arabische Uebersezung der helvetischen Confession als fruchtlos mißräth (*). Im J. 1641 schreibt L'Empereur von Leyden an den zürcherschen Kirchenvorsteher Breitinger, daß jeder, dem das Christentum lieb ist, alles aufbeuten sollte, um Hottingern nach dem Oriente und besonders auch Arabien zu senden. Ohne Zweifel daß solche Liebkosungen und Ermunterungen den gelehrten Jüngling, ungeacht er nicht nach dem Orient gieng, mit solchem Enthusiasmus für die morgenländische Litteratur begei-

---

(*) Von dieser arabischen Uebersezung der helvetischen Confession mag man Heinr. Hottingers Biblioth. oriental. s. 93. nachschlagen.

sterten, daß er, (wenn ich so sagen darf,) den gelerten Orient selber in seine Heimat und in sein Museum verpflanzte. Von izt an hatte Hottinger, seit seinem ersten glücklichen Versuch in der schriftstellerischen Laufbahn, Bücher auf Bücher geschrieben. Das gedoppelte Verzeichnis davon, das eine in chronologischer Ordnung, das andre nach dem Innhalt der Bücher, hat er selber in der Bibliotheca tigurina geliefert. Um so viel erstaunenswürdiger ist seine Vielschreiberey, da er sonst mit academischen und andern öffentlichen Geschäften, mit litterarischen und politischen Besuchen und Briefwechseln ganz überhaüft war. Unter der grossen Menge Fremder, die seines Raths pflegten, darf man nicht die Deputirten der Jansenisten vergessen. Seine Unterhaltung mit denselben wird am Ende von Leydekkers Historia Jansenismi beschrieben.

Nicht lange nach der Herausgabe seiner Exercitat. Anti-morin. zeigte sich für Hottingern Gelegenheit, auch auf einem andern Kampfsplatz neue Lorbern zu sammeln. Im J. 1647. schrieb Wilhelm Gotthard, Canonicus zu Solothurn, sein Solothurner-Magnificat. In demselben untersuchte er so wol historisch als dogmatisch die Geschichte der Thebaischen Legion. Die Absicht war, daß die Vermutung des zürcherschen Joh. Jac. Ulrichs von den zürcherschen Märtern, Felix und Regula, die zur Thebaischen Legion gehört haben sollen, möchte umgestürzt werden. Auf Zureden einiger Gönner enthielt sich Hottinger nicht länger, in teutscher Sprache eine bescheidne Wiederlegung zu schreiben. In derselselben bewieß er so wol aus den h. Büchern als aus der alten Kirchengeschichte, daß die reformierte Kirche

weder den Vorwurf der Neuerung noch den Vorwurf des Abfalls verdiene, da hingegen die römische Kirche sich beyder Vorwürfe schuldig gemacht habe. Die historische Lehrart, deren er sich hiebey bediente, zündete über diesen Streit mit den Papisten ein grosses Licht an. Hierüber ward er von Laurenz Forer angegriffen; siegreich antwortete er diesem, so wol anderstwo, als auch besonders in dem ersten Theil der Kirchengeschichte.

Da indeß Hottingern der Lehrstul der hebräischen Sprache anvertraut worden, so schrieb er im J. 1647. die beyden Libros Erotematum; hierauf folgte später, im J. 1661. der Innbegriff der jüdischen Theologie. Schon im J. 1651. hatte er zum Privatgebrauch der Zuhörer den Scelet der Kirchengeschichten entworfen; unvermerkt wuchß er zum grossen, reichhaltigen Werk an. Im J. 1651. schrieb er die morgenländische Kirchengeschichte besonders. Damit dieselbe nicht allzusehr überhäuft werde, so gab er im J. 1561. die morgenländische Archäologie und die kirchliche Topographie abgesöndert heraus. Sehr vieles hatte er über den Alcoran und über die Staats- und Religionsverfassung der Türken gesammelt; allein immer bedaurte ers, daß man den Muhamedismus lieber durch Schwerdt als mit der Feder wiederlegt sah.

Nachdem er bisher verschiedene andere Lehrstüle bekleidet hatte, ward ihm im J. 1653. die Professur des alten Testaments und zugleich der Controversen aufgetragen; damit war das Canonicat-Einkommen verbunden. — Im J. 1652. hatte er seine chaldäisch-syrische Sprachkunst edirt; in den Jahren 1653 und 1654. seine historischen, patristischen, philologischen Analecta; — —

hiezu kamen noch sein Katalog der unterschobenen Autoren, seine Probe historischer Philosophie, sein helvetisches Irenicum, seine Methode die helvetischen Geschichten zu lesen u. s. w.

Im J. 1655. erschien seine Ausgabe der mosaischen Geseze nach Anleitung des Rabbi Levi von Barcellona. Nach dem Geist des Zeitalters glaubte man solche Schriften nicht bloß für die theologische Jugend wichtig, sondern auch selbst für die Juristen. — Um den morgenländischen Geschmak zu verbreiten, schrieb er zu Heidelberg sein Smegma orientale und viel anders. — Hierauf folgeten seine morgenländische Bibliotheck, die Cippi hebraici, die Abhandlungen von den Innschriften und Denkmalen, von den Gewichtern, Maaßen, Münzen der Araber und besonders der Ebräer.

Einige Zeit stand er in Heidelberg als Aufseher des Collegii Sapientiæ, als academischer Rector, als Decan der theol. Facultät und Assessor des Kirchenrates. Mit den pfälzischen Churfürsten gieng er im J. 1658. auf die churfürstliche Versamlung zu Frankfurt. Unter anderm hatte er daselbst wichtige Berathschlagungen mit Ludolfus, so wol zur Beföderung des Heils der Kirche überhaupt, als auch besonders zur Ausbreitung derselben in Asien und Africa; sie hoften, daß aus diesen Weltgegenden noch viele Hilfsmittel zur Aufklärung der alten Kirchengeschichte könnten herbeygeschaft werden.

Als Wiederhersteller und Lehrer der heidelbergschen Schule schrieb er die Orationem Sæcularem de Collegio Sapientiæ; dieselbe begleitete er mit Nachrichten von dem Ursprung, von dem Wachstum und den Freyhei-

ten der heidelbergischen Academie; auch schrieb er die heidelbergischen Primitias über die Hilfsmittel zu Auslegung der heiligen Bücher; über die Ursache der Glaubensverbesserung; über den Nuzen der hebräischen Schriftsteller bey Lesung des neuen Testaments; verschiedne irenische Aufsäze über die Kirchenvereinigung; vom Sabbat, und zwar von dem jüdischen, dem christlichen, dem matrianischen, mahomedanischen, heydnischen; von den Gözen des alten Tastaments u. s. f. So schrieb er die theologisch-philologische Untersuchung über die Schöpfungsgeschichte; so die beeden Centurien philologisch-theologischer Fragen über die christliche Lehre u. s. w. nebst vielen academischen Streitschriften von der Auferstehung der Todten, von den Kennzeichen der sichtbaren Kirche, von den verschiedenen Bibelübersezungen u. m. a. In seinem morgenländischen Etimologicon oder Lexicon harmonicum heptaglotton werden die Wurzelwörter der hebräischen Sprache alle entweder aus der Bibel beschrieben, oder, wo sie daselbst nicht anzutreffen waren und bey den Ebräern ungebräuchlich geworden, aus der chaldäischen, syrischen, arabischen, äthiopischen Sprache wiederhergestellt. Durchgängig wird die Verwandtschaft zwischen der Muttersprache und den Töchtersprachen, die Verbindung zwischen Stamm, Zweig und Wurzeln bemerket. — In der morgenländischen Archäologie oder Schaubühne wird der bürgerliche, der öconomische, litterarische, religiose Zustand der Araber, der Perser, Türken, Tartaren, Indier, Mauritaner, überhaupt der Muhamedaner geschildert.

Erst im J. 1661. ward von Heidelberg wieder nach

Zürich

Zürich berufen. Außer einer Menge academischer Schriften schrieb er nunmehr in IV. Theilen den Bibliothekar. In dem ersten handelt er von den Pflichten des Bibliothekars, von den Bibliotheken überhaupt u. s. w. In dem zweiten von der biblischen, — in dem dridten von der patristischen Gottesgelehrtheit, nebst Leo Africanus Nachricht von den arabischen Scribenten. — In dem vierdten Theil kömt sowol überhaupt als besonders die topische, symbolische, systematische Theologie vor.

Vom J. 1661. bis zum J. 1667. ward in Zürich unter oberkeitlichem Schuze an einer teutschen Bibelübersezung gearbeitet. (*) Ohne Zweifel wird es zu näherer Bestimmung des damaligen theologischen Geschmakes nicht wenig beytragen, wenn wir im Auszug einige von den vornemmsten Vorschriften einschalten, welche dieses biblische Collegium, grossentheils auch von unserm Hottinger beseelt, zu beobachten gut fand:

„ A. Bey der Interpretation ist nothwendig zugewahren.

„ 1. Daß selbige geschehe durch ein gewisses bestimm-
„ tes Collegium, damit nicht entweder die Arbeit durch
„ ungleiche Hand ungleich, oder auch gar versaumet
„ werde, welches dennzumal geschehen möchte, wenn
„ kein gewisses Collegium geordnet, sondern es je einer
„ dem andern überlassen würde.

„ 2. Daß, weil die Arbeit einem Collegio zu schwer,

(*) S. Inspector Simlers Urkundensamlung, Band I. Th. III. Abschn. VIII. s. 914. fol.

„ die Presse auch nicht wol durch dasselbe möchte ge=
„ fertigt werden, zwey Collegia geordnet werden, deren
„ das eine das alte Testament — das andre das neue
„ Testament sammt den apocryphischen Büchern für
„ die Hand nehmen würde.

„ 3. Die Interpretes beyder Collegiorum sollen ge=
„ wisse Tage und Stunden ansezen. “

„ 4. Ehe man zu dem Werk selbst schreitet, soll der
„ Præses ein kurzes Gebeth verrichten.

„ 5. In der Translation sollen allezeit zween den
„ Originaltext vor sich haben; die andern aber versio-
„ nem tigurinam latinam, sonderlich Belgicam Tremelii
„ & Junii; wo eine Ungleichheit sich erzeigt, es sey in
„ textu originali oder in Versionibus, soll man selbige
„ anzeigen und alsdann darüber deliberiren, ob und
„ was man in dem vorgelesenen Exemplar ändern soll.
„ Sonst soll es quoad rem ipsam bey der alten Ueber=
„ sezung, so viel als möglich, sein Verbleiben haben.

„ 6. Den Stylum und Orthographiam betreffend, soll
„ es dergestalt eingerichtet werden, daß die Version so
„ wol in der Eidgenoßschaft als bey den Hochdeutschen
„ verständlich sey.

„ Die Sache aber selbst soll mit aller Treu, ex fon-
„ tibus, exemplo Belgarum, examinirt und nach der=
„ selben geschlossen werden, also daß auch die Empha-
„ ses, wo der Genius linguæ germanicæ solches extra=
„ gen mag, ausgedruckt werden sollen.

„ 8. Schwere Dubia sollen nach Hause getragen,
„ daselbst wol untersucht und erst hernach wieder im

„ Collegio proponirt werden: Was dann einhellig „ oder mit mehrern Stimmen gut gefunden wird, an= „ genommen werden.

„ 9. Hebraïsmi, Ellipses und was sonst Lichts be= „ darf, soll allzeit in Margine ausgezeichnet und erklärt „ werden.

„ 10. Wo möglich, soll nicht allein die Orthographie „ durchaus die gleiche seyn; sondern es sollen auch die „ gleichen hebräischen Phrases überal gleich teutsch ge= „ geben werden.

„ 11. Die Concordanzen sollen fleissig beobachtet wer= „ den, aber nicht zu weitläufig seyn, auch nicht so „ weit herbeygezogen, sondern dergestalt eingerichtet „ werden, daß der einfältige Leser durch die Conse- „ quentias nicht mehr irre gemacht als erbaut werde.

„ 12. Eben diese Beschaffenheit hat es mit den Rand= „ argumenten und Summariis Capitum u. s. w.

Wenn wir nun die Ausgabe, die im J. 1667. bey Bodmern in groß Folio gemacht worden, mit diesen Anstalten vergleichen, so findt es sich deutlich, daß die Ausführung des Werkes dem Entwurfe sehr wenig ent= spreche. Von allen den Verbesserungen, an welchen das biblische Collegium, unter Hottingers Vorsize, fünf ganze Jahre gearbeitet hat, sind auch nur wenige ge= braucht worden. Um so viel mehr ist dieses zu be= dauern, da die noch übrigen, handschriftlichen Frag= mente von Männern herrühren, welche, wie z. B. die Hottinger, die Waser, Schweizer, Wolf, Ott, Lava= ter u. s. w. weltbekannte Verdienste um die h. Critik

gehabt haben. Ohne Zweifel, daß so wol durch andere Geschäfte als auch durch den plözlichen Hinscheid unsers Hottingers glücklichere Vollendung dieses Bibelwerkes verhindert worden.

Sehr unruhig war dieser Zeitraum wegen des Aufruhrs der schweizerschen Bauern. Ungeachtet aller oberkeitlichen Vorsorge zur Begünstigung des Broderwerbs, war nichts desto weniger während des dreissigjährigen Krieges und auch nachher hie und da selber in den eydgenössischen Gegenden der Mangel so drükkend, daß Löwenberg und Scheibe in verschiedenen Kantons das Volk aufwiegelten. Unter diesen critischen Umständen blieb nichts desto weniger die zürchersche Regierung, so wol wegen wolthätiger, oberkeitlicher Vorkehr als auch durch väterlichen Einfluß der Geistlichen, der Treu des Volkes so sehr versichert, daß es den Zürchern gelang, vermittelst ihrer Truppen die Aufrührer wieder zum Gehorsam zu bringen. Wegen dieser und andrer öffentlichen Staatsangelegenheiten ward nun Hottinger im J. 1664. mit Erfolge als Gesandter nach den Niederlanden versendet. Zu allen Zeiten schien die republikanische Staatsverfassung der Zürcher auf den Geist der zürcherschen Litteratur und auch selber auf den Klerus grossen Einfluß zu haben. Wie groß der Einfluß dieser leztern auf die Litteratur so wol als auf die Regiegierung gewesen, hievon hatten wir anderstwo Anlaß, Beyspiele zu geben. Einen neuen Beweiß finden wir in dem revidirten geschwornen Brief oder der Magna charta der Zürcher vom J. 1654. Schon im J. 1647. gab zu solcher Revision die Geistlichkeit Anlaß. Bey dem Artikel von der Wal der Glieder des grossen Rathes

bewürkte dieselbe, daß, anstatt der Worte nutz und gut der Ausdruck wegst und best mußte eingeführt, d. i. nicht bloß ein nützliches und gutes, sondern das beste Subject in den Senat erwält werden. Das priesterliche Ansehn im Staate scheint den Rang des schönen Geschlechtes in der Haushaltung zu gleichen; da beyder Einfluß selten genug bestimmt ist, so ist es schwer, sie in Schranken zu halten; zu Constantinopel sind die Weiber Sclavinnen, zu Paris sind sie Göttinnen. Ungefehr eben so wie in der Privathaushaltung die Gränzen des männlichen und des weiblichen Einflusses, so scheinen in der Haushaltung des Staates der Einfluß der Regirung und das Ansehn des Geistlichen in einander zuflieſſen.

Für die Kirche und für die gelerte Welt überhaupt geschaffen, hielt nichts desto weniger Hottinger sich dem Vaterlande besonders verbunden. In dem Geist eines patriotischen Helvetiers schrieb er die Methode zur Lesung helvetischer Geschichten, in dem Geist eines staatsklugen Zürchers verfertigte er, nebst der Geschichte der vaterländischen Schule und der zürcherschen Bibliothek, auch das Speculum tigurinum. Was für Schwirrigkeiten man ihm bey Herausgebung leztrer Schrift gemacht habe, zeugt ein Schreiben, welches sich auf der carolinischen Bibliothek in Zürich unter Hottingers handschriftlichem Thesaurus befindt. Dasselbe ist von dem damaligen Bücher-Censor, Heinrich Rahn, aufgesezt und giebt einige Begrieffe, wie beträchtlich die Aufseher über die Freyheit der Presse gewesen. Unter anderm heißt es: „da soll und will ich ganz nichts re„den, ob nicht etwann zu besorgen seyn möchte, das

„ eine und andere fürschützige (voreilige) præjudicium,
„ nämmlich was der Herr Gevater mit eifriger Be-
„ schirmung der Sache Gottes bey papistischen Leuten
„ für Haß und Widerwillen auf sich geladen, das wolle
„ er jzt mit dem Schein der liebreichen Zusammenzie-
„ hung wiederum verstreichen: Item diese Schreibart
„ sey weder gemäß seinem Stand noch seiner Profes-
„ sion, und heisse schier: ne Sutor ultra crepidam.
„ Ferner daß sein Werk etliche Allegate in sich halte,
„ die wegen ihres allzugrossen Lobes und Ruhms in
„ dem Mund dessen, den der Ruhm auch angeht,
„ nicht wol tönen; etliche aber von solchen Personen
„ herfliessen, die uns nur darum rühmen wollen, da-
„ mit wir desto sicherer zu ihrem Vorteil verleitet wür-
„ den, als da von Pabst Julio, Leone und ihrem Le-
„ gaten Ennio Verulano geschehen; und dieser Wahn
„ diene uns mehr zum Schimpf als zu Ehren: dan-
„ nethin geben wir hiedurch die Krankheit und gänzli-
„ che Beschaffenheit unsers Standes männiglichen zu
„ erkennen, welches nicht allein eine Unvorsichtigkeit,
„ sondern zu Anstellung böser Rathschläge ein gefährli-
„ cher Wegzeiger sey. — Das aber irret mich nicht
„ wenig, daß der Herr Gevater aus vielen Considera-
„ tionen die Materie nicht darf ausspüren, und nicht
„ zu rathen wäre, daß er es thäte. — Der Herr Ge-
„ vater geht nur dahin, gemeiner Eidgenoßschaft zu in-
„ sinuiren, wie höflich ihr angelegen seyn solle, die
„ so theuer erworbene Freyheit wol zu beobachten;
„ nur mit wenigem berührende, was zu dero Erhal-
„ tung und Fortpflanzung gedeyhlich seyn mag, gleich
„ einem Arzt, der einem zwar mit seiner Krankheit
„ bang genug, und der Gesundheit begirrig genug

„ macht, aber daneben nicht eröffnen darf, was zur
„ Widerbringung der Gesundheit dienstlich sey: Eben
„ also dürfte der Herr Verfasser nicht zu allen Mit-
„ teln rathen, die unserm kranken Stand seine ver-
„ lorne Kraft restauriren thäten, als z. E. ein Mittel
„ wäre: 1. Daß wir uns hüten vor denjenigen Für-
„ sten und Ständen, die unter dem Schein der Reli-
„ gion erstlich unsre Trennung, nachmals unsern Un-
„ tergang anzuspinnen suchen. 2. Daß wir einander
„ die Pündte, Verkommnisse, Landfrieden und Verträ-
„ ge als der Fundamentalweg eydgenössischer Vertrau-
„ lichkeit treulich hielten und denselben gemäß in allen
„ Mißverständnissen, ohne Passion, Bitterkeit und
„ Schmüzreden procediren liessen. 3. Daß kein Theil
„ zu Nachtheil oder ohne Consens des andern Pünd-
„ nisse und Verträge aufrichten thäte. 4. Daß die Ob-
„ rigkeiten durch Haltung guter Justiz bey den Unter-
„ thanen die Furcht — durch Moderation aber und
„ schleuniges, unpartheyisches Rechthalten auch gegen
„ Leute ungleicher Religion bey denselben die Liebe
„ und Anmuthung gewinnen thäten; bey den Tag-
„ sazungen sich nicht miethen, noch auch bey ihnen
„ einige verdächtige, oder fremden Fürsten mit Dien-
„ sten, Genoßsamen oder Ehrenstellen verknüpfte Tag-
„ herren sitzen liessen; und was sonst für heilsame
„ Arzneyen mehr seyn möchten, darüber mehr zu seuf-
„ zen, als dem Herrn Gevater rathsam zu schreiben
„ wär. — —

„ — Auch werden berührt allerhand alte vergeßne
„ Streite zwischen uns und den papistischen Orten u.
„ s. w. Hiebey kann nicht unangedeutet gelassen wer-

„ den, daß der Unterschied der Religion uns nicht
„ allein nicht trennen, sondern je mehr und mehr zu-
„ sammen halten soll; unter andern unnachtheiligen
„ könnte man auch diesen Grund brauchen, weil frem-
„ de Fürsten uns unser Gewissen kizeln, und damit
„ uns jaloux und wiederwillig machen, wir uns um so
„ viel mehr vor ihnen und ihren Rathgebern hüten;
„ und denn mit Exempeln erklären, daß solchen Für-
„ sten einzig ihre Ambition und die Erweiterung ihrer
„ Gränzen angelegen, diene ihnen die Religion; sie
„ brauchen sie zum prætext, so lang sie sich dessen zu
„ geniessen; diene sie ihnen nicht, so sey ihnen eine
„ Religion wie die andere u. s. w. “

Je mehr überhaupt in den einheimischen, politischen Zwisten die Verschiedenheit der Religion mächtiges Treibrad gewesen, desto weniger darf der politische Einfluß der Geistlichen befremden. Nicht nur auf die innern, eydgenössischen Angelegenheiten, auch auf die auswärtigen Negoziationen und Staatsgeschäfte war dieser Einfluß eines Breitingers und Hottingers verbreitet. So genau waren Altar und Rathhaus, Zepter und Rauchfaß verbunden, daß nicht selten die Theologen Regirungsräthe, und die Regirungsräthe Theologen geworden.

Wenn wir den Geschmack von Hottingers Zeitalter, wenn wir den herrschenden Enthusiasmus für die heiligen Sprachen und Altertümmer bemerken, so finden wir diese Rückkehr zur Quelle der Ofenbarung durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß in den Sodbrünnen der Scholastick vergeblich reines Wasser gesucht werde. Vormals wards für litterarischen Aufruhr gehalten, das

Joch des Aristotelismus von sich zu werfen. In dem dreissigjährigen Krieg, da Teutschland weniger Zeit fand, sein Augenmerk auf Schulprozesse zu richten, fieng man an, ungestörter zu denken. Im J. 1633. hatte des Cartes die Wirbel einer neuen Schöpfung geschaffen. Alles Wiederstands ungeachtet, fand dieses System zahlreiche Anhänger. Da demselben nun einmal der Aristotelismus zu weichen anfieng, so befremdete es je länger je weniger, wenn nach und nach eine Hypothese die andre verdrängte. So entstanden eine Menge philosophischer Neulinge. Je schweerer es würde, sich aus dem Chaos wiedersprechender Lehrmeinungen herauszuwinden, desto geneigter schien man, die Schuld der Menschen auf Rechnung der menschlichen Vernunft selber zu schreiben. Je weniger man diese zu Erforschung der Warheit hinreichend hielt, desto eifriger ward zur Ofenbarung und zu den morgenländischen Denkmalen Zuflucht genommen. So entstand der Geschmack der mosaischen und überhaupt der morgenländischen Philosophie. Ohne Zweifel daß es nicht Hottingers Schuld war, wenn hie und da vergifteter Hauch des Morgenlandes die Seuche des Mysticismus erzeugte, wenn bald platonische und pythagoräische Zückungen entstanden, bald Zoroasters Emanationen und die Dämonologie der Gnosticker spuckten. Wie sehr sich dieser Philosophie der Beseßnen Hottinger entgegengesezt habe, beweißt unter andern desselben Betragen bey den Inspirationen Jacob Redingers (*). Zum Vorteil dieses zürcherschen Schwär-

(*) S. Meisters Vorlesung über die Schwärmerey, Th. 1. s. 79.

mers schrieb Comenius nach Zürich. Nur unter dem Beding machte ihm Hottinger Hofnung zur Begnadigung, wofern Redinger der Inspirazionen müssig gehen würde. Da alles Zureden umsonst blieb und der heilige Schwärmergeist in Werken des Fleisches sich äusserte, so ward endlich der Fanaticker aus der bürgerlichen Gesellschaft ins Tollhaus verwiesen.

Je mehr überhaupt die Gemüter in entgegengesezte Lehrmeinungen sich theilten, desto mehr hielten sich die Wächter der Bundeslade zum Eifer gegen diejenigen berechtigt, welche mit profaner Hande ihr nahten. Der Vorwurf einreissender, babylonischer Verwirrung der Sprachen und Geister, besonders auch die politischen Unruhen, welche die Religionszwiste in den Niederlanden gezeugt hatten, schienen auch in der Schweiz einen Damm gegen die ausbrechende Frechheit des Geistes notwendig zu machen. Aus Frankreich und aus Holland brachten die jungen Zürcher neue Lehrsäze nach Haus; so wol auf der Kanzel als im Umgang sezten sie dieselben mit solchem Triumph durch, daß dadurch die alten Lehrer beleydigt und zu strengern Maßregeln gegen jede geringste Abweichung von dem herrschenden Systeme gereizt wurden. Unter anderm hatte dieses ein sonst sehr geschickter und würdiger Geistlicher in Zürich, Michael Zinck zu seinem größten Schaden erfahren. Im Julius 1660. stand er im Markte bey einem Buchhändler, der ihm erzählte, Doctor Heidegger schreibe über die Frage: ob Christus für alle Menschen gelidten habe? Zinck sagte: Was darfs viel des Schreibens? Bleiben wir bey dem, wie die Vorfahren unsrer Kirche sich wol und gründlich erklärten! Ihrer Meinung bin ich, daß Chri-

stus die Versöhnung für unsre Sünden sey, nicht allein für die unsern, sondern der Welt. Wären wir hiebey geblieben, so hätten wir die Unversöhnlichkeit mit den Lutheranern nicht vermehrt. Einige von den Anwesenden waren nicht träge, Zincken als Verführer und Häreticker anzugeben; eben so fertig war der Kirchenrath, ihn vor sich zu fodern. Nicht befriedigend genug fand es nun dieser, daß der Angeklagte sich hinter den Schuz der helvetischen Confession begab; izt wollte man ihn unter die Kanonen der Dordrechtersynode fassen. Das Ansehn derselben wollte er so schlechterdings nicht anerkennen, weil sie in etlichen Puncten der eydgenössischen Glaubensbekänntniß entgegen lief. Sogleich ward die Schlußfolge gezogen, die Gegner dieser Synode seyen Arminianer gewesen, folglich sey Zinck auch ein Arminianer. Den 23. Augstm. 1660. ward er aufs Rathhaus in Verhaft gebracht. Alle seine Schriften und Bücher wurden oberkeitlich untersucht und auf die Seite geschaft. Ungeachtet mächtiger Freunde im Rathe und unter den Bürgern, lief er Gefahr ein Schlachtopfer des erbitterten Clerus zu werden. Als er in sein Haus zurückgekommen war, formirte dieser neue Anklagen; er sagte, Zinck wolle das Wort Person von der h. Dreyeinigkeit nicht gelten lassen; ihm liege Adams Fall nicht recht; er laügne die Menschwerdung Christi; den h. Geist nenne er Mercurius; sage, er habe einen Leib; sage, Spizköpfe wollen in matricem schauen; er laügne die Auferstehung des Fleisches; sage, die Wiedergeburt geschehe im Körper; das Zeichen △ bedeute Feuer und Wasser, es sey aber ein paracelsischer Zaubercharacter, dem er grosse Kraft zuschreibe u. s. w.

Den 10. November kamen die geheimen Räthe und einige ihnen zugegebene Rathsglieder mit den Kirchenvorstehern zusammen, sie lasen die Auszüge, welche diese leztern aus Zinckes Papieren gesammelt hatten. Folgenden Tags kam eine ungenannte Person zu Zinck, diese brachte ihm die Nachricht, es sey schon vorgeurteilt, daß er der Pfarre zu St. Jacob entsezt, vom Predigtamt gänzlich verstossen und des Bürgerrechtes beraubt werden solle. Eine Meinung gehe dahin, man soll ihn einmauren; eine andre, man soll ihn durch Feuer oder durch Schwerdt hinrichten. — Schon lang war ihm sein Weib angelegen gewesen, daß er sich durch Flucht retten soll; diese Warnung vermocht ihn nunmehr, ihr zu folgen, noch mehr vermocht ihn hiezu der sonderbare Gedanke, daß seine Oberkeit nicht eingewickelt werde, sich an unschuldigem Blut zu vergreifen, welches ihr einst viel Reu und Kummer verursachen müßte. Am Abend desselben Tages gieng er mit seinem Weibe in der Dämmerung aus der Stadt, oft dem Verschmachten näher als dem Leben; er ließ drey Töchter und einen Knaben zurück. Seine Entweihung sezte die ganze Stadt in Unruhe; Wächter wurden vor alle Thor gestellt; Sbirren mit Gewaltsschein ausgeschickt, ihm nachzujagen. — Er hätte mit seinem Weib den Weg nach Röteln genommen. Der Marggraf vergönnte ihnen in Weilen, einem Flecken dieser Herrschaft, sich niederzulassen. Hier lebte der gute Mann ohne Amt sparsam von dem Seinigen bey friedlichen Leuten von der lutherischen Lehre. Gleich nach seiner Entweichung schrieb er an den Rath. In dieser Apologie bezeigte er für denselben die tiefste Ehrfurcht, für seine Lehrmeinungen die gewissenhafteste Ueberzeugung, für sein Be-

tragen die reinsten Absichten. Er gab allemal, und in allen Briefen zu verstehen, daß die Räthe wären hintergangen und von der Priesterschaft aufgehezt worden. Zinck starb im Julius 1676. unbegnadigt im siebzehnten Jahr seiner Flucht und Verbannung.

Wie sehr unserm Hottinger alle und jede Abweichungen von der rechtglaübigen Lehre zu Herzen gegangen seyn, hievon mag unter anderm ein Schreiben zum Beweis dienen, welches er den 12. Junius 1664. an Joh. Buxtorf hatte abgehen lassen. (*) Ex iis, schreibt er, qui inter nos magnis cæteroquin pollent dotibus, non pauci sunt φιλαυτοι, κακοζηλοι, quibus nihil, quod ipsi non extruserint, placere potest. Masculam gravitatem theologicam in tumultuosam contendendi libidinem licenter nimis convertunt, & cum nihil superesse existiment, quo famam sibi aut victoriam contra communes Adversarios polliceantur: nova moliuntur, cæteros, qui idem non sentiunt, veluti fungos contemnentes. Novitatis pruritu adeo multi insaniunt, ut vitam citius quam Helenam, quam magno reipublicæ christianæ detrimento depereunt, amittere sint parati. Quæ in multis Academiis amentur aut colantur studia, tute optime nosti. Nova nomina, nova philosophorum portenta ita omnia occupant Subsellia, ut vix pro veritate amplius cum Veteribus, sed vel pro Aristotele, vel Cartesio pugnetur. Sanctarum linguarum studium, in quo superiori seculo majores nostri revocando tam mascu-

(*) Aus Hottingers handschriftlichem Thesaurus epistolaris, der bey seinem würdigen Erben, Prof. Hottinger in Zürich verwahrt liegt.

laborarunt, quam paucis vel mediocriter placet? Intra prima ſtatim elementa plerique ſubſidunt, magis ad rancidam aliquam & muçoſam ſcholaſticorum diſtinctionem attendentes, quam ʽυποτυπωσιν ʽυγιαινοντων λογων. Quid Salmurium paucis abhinc annis nobis peperit, quæ ʼεκτρωματα extruſerit, totus ferme novit europæus orbis & luget. Je mehr die Streitſucht auf dem Acker der Kirche Dörne und Diſteln erzeugte, deſto wichtiger ſchien Hottingern unermüdetes und tiefes Studium ſo wol der alten Sprachen als der alten Geſchichte. Ohne dieſes Studium konnten die Menſchenſatzungen nicht genug in ihre Blöſſe dargeſtellt, ohne daſſelbe die Religion keineswegs zur erſten, lautern Quelle zurückgeführt werden. Wenn alſo immer mehrere mit müſſigen und verwegenen Spitzfündigkeiten ſich weydeten, wenn alle Schriften und alle Cathedern und Kanzeln mit Unterſuchungen über den Antichriſt, über Conſubſtantiation und Tranſubſtantiation, über Homoouſität und Homoiouſität, über Gnadenwal und über allgemeine und beſondere, über bedingte und unbedingte, zuvorkommende, begleitende, wiederſtehliche, unwiederſtehliche Gnade u. ſ. w. wenn alles mit ſolchen fürwitzigen und fruchtloſen Betrachtungen angefüllt war, ſo glaubte Hottinger, alles dieſes Unkraut der Diſputirſucht am ſicherſten durch Sprachwiſſenſchaft, durch Auslegungskunſt und Kritick, durch hiſtoriſche Nachforſchungen wegraumen zu können. Kleinfügig mögen vielleicht manchem unſrer heutigen Philoſophiſten, Belletriſten, Sentimentaliſten ſolche herkuliſche Bemühungen ſcheinen; und gleichwol ſollten die guten Jungens bedenken, daß derjenige, welcher Moräſte verſchüttet, Waldungen öfnet, Felſenſtröme ableitet, Straſſen und Wege durch Geſträuch und über Gebirge anbaut

u. s. w. ungemein mehr den Landbau befödert als derjenige, welcher in dem schon gebauten Garten eine Nelcke gepflanzt hat. Auch in dem wirklich angebauten Lande thut derjenige weit mehr, welcher pflügt und ansät, als der Schnidter im Aerndtefeld.

Mitten in seiner litterarischen Laufbahn ward Hottinger vom Tod überrascht. Im J. 1667. fuhr er mit seiner Famillie auf der Limmat in sein Landguth nach Sparenberg. Das Schif ward an einem Felsen zerschmettert. Hottinger, sein Schwager und ein Freund hatten sich durch Schwimmen gerettet. Als Hottinger vom Ufer her sein Weib und drey seiner Kinder in Lebensgefahr aufm Wasser erblickte, stürzt' er sich, um diese zu reten, von neuem in die Fluten; er ertrank und ausser seinem Weibe, dem Schwager und der Dienstmagd ward niemand gerettet.

IV.

Joh. Heinrich Heidegger.

Joh. Heinrich Heidegger erblickte das Licht der Welt den 1. Jul. 1633. zu Bärentschweil, wo sein Vater Pfarrer war. (*) Wegen kränklichen Zustandes konnte ihn dieser nicht selbst unterweisen. Im J. 1642. ward also der Knabe der gelehrten Aufsicht eines sonst selzamen Mannes, aber grossen Kenners der Meßkunst und Naturlehre, nämmlich Michel Zinggs, Pfarrers im Fischenthal anvertraut. Bald hernach kam er in die Schule nach Zürich. Allein nach frühzeitigem Verluste des Vaters entfiel ihm aller Mut zum Studiren. Da er indessen schon im J. 1647. auch die Mutter verlor, so vermochten seine gelehrten Gönner, Rud. Stucki und Heinr. Hottinger über den verwayßten Jüngling so viel, daß er aufs neue unter die gelehrte Fahne schwur.

Indessen waren die h. Schriften sein vorzüglichstes Studium. In der dictactischen Gottesgelehrtheit hatte er sich des Antistes Breitingers Aphorisinen mit Stuckis Scholien ganz eigen gemacht und auch (nach dem Geschmack der Zeiten) die Polemick eifrig getrieben. Ueberall hatte er sich den Altingischen Wegweiser zum Leitfaden genommen. Unter Jo. Wirzen disputirte er bey Gelegen-

(*) S. Heideggers selbstverfertigte Historiam vitæ, Tig. 1698.

Gelegenheit der Jansenistischen Händel wieder den fälschlich vorgegebenen Consensus der päpstlichen Lehrer; unter Rudolph Stucki gegen die jesuitische Schule; unter Joh. Heinr. Hottinger über den Ursprung der päbstlichen Irrtümmer in Betreff der h. Bücher.

Hierauf reisete der junge Heidegger nach Marpurg, um den Crocius zu hören. Auf der Reise besuchte er im J. 1654. in Basel den Theodor Zwinger, den Joh. Buxtorf, Joh. Rud. Wetstein, Joh. Duräus, welcher aus Schottland wegen des Unionsgeschäftes nach Teutschland gekommen war. Zu Straßburg pflog er Umgang mit Conr. Dannhauer, mit Heinr. und Sebast. Schmid. In Marpurg hörte er nicht nur des Crocius Vorlesungen, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs bey Hause. Bey Sebast. Curtius nahm er Unterricht über die jüdischen Controversen und hörte Collegia über das System des Samuel Maresius. Christ. Fried. Crocius gab ihm Anweisung in den morgenländischen, besonders in der arabischen Sprache.

In Heidelberg setzte er unter Hottingers Aufsicht die morgenländische Studien sehr glücklich fort; unter Fried. Spanheim nahm er Unterricht in der Kirchengeschichte. Daselbst gerieth er mit seinem helvetischen Landsmann Ludwig Fabritius, in genauste Freundschaft. Da dieser erst neulich von Paris zurückgekehrt war, so zog von demselben Heidegger besondere Vorteile in Absicht auf Weltkänntnis, französische Sprache und Sitten. In Heidelberg wurden dem Fabrizius der griechische, Heidegger aber der hebräische Lehrstul anvertraut. Zu gleicher Zeit geriethen sie in genaue Bekanntschaft mit Joh. Freinshemius, ehmaligem Instructor der Königin Chri-

stina. Dessen Vorlesungen über die Carthagischen, Numidischen, Achaischen und Pergamischen Altertümmer besuchte Heidegger ungemein fleissig; besonders auch bereicherte er sich im Umgang desselben mit Känntnissen der neuern Geschichte und der Politick.

Bey aller Belesenheit und gelehrten Critick gab Freinshemius ein Beyspiel der größten Bescheidenheit und Güte des Herzens. Oftmals pflegte er zu Heidegger zu sagen: Ut docti simus, necesse non est: ut simus boni, siquidem beati esse cupimus, unice necesse est. Im Privatumgange unterhielten sie sich gerne mit einander über die Gründe der Sittenlehre. Indem sie mit einander den Aristoteles, und zwar vorzüglich dessen moralisches System an den Nicomach lasen, bemühten sie sich dasselbe mit der christlichen Sittenlehre zu vergleichen und die Vorzüge der letztern zu zeigen. In diesen Unterredungen wurden die gute Vernunft und die menschliche Natur, statt sie mit der Offenbarung zu verbinden, gerne in einem allzuschlechten Lichte vorgestellt, in der Einbildung, daß diese durch den Contrast desto mehr hervorglänzen werde. Ohne Zweifel waren die nachgelassenen Handschriften des Freinshemius: **Gespräche über des Aristoteles Buch von den Sitten nach Platonischer und Ciceronianischer Methode**, wie auch seine Disticha ad Aristotelem de Moribus, quibus ejus errores succincte perstringuntur: diese und andere Schriften waren die Früchte der mit Heidegger gehaltenen Unterredungen.

Nachdem Heidegger mit Hottingern die Heidelbergische Schule wieder in Ordnung gebracht hatte, ward er im J. 1659. als Professor der Gottesgelehrtheit nach Stein-

furt beruffen. Er ward also von dem pfälzischen Churfürsten gnädig entlassen und beym Abschied mit einer güldenen Schaumünze beschenkt. Hierauf trat er mit Erlaubniß der zürcherschen Regierung die academische Reise nach Steinfurt an. Unterwegs gerieth er in Duisburg in enge Freundschaft mit Joh. Clauberg und Martin Hundius. Zu Steinfurt hielt er Vorlesungen über die Gottesgelehrtheit und über die Kirchengeschichte.

Als er im J. 1660. nach Zürich zurück kam, verheuratete er sich mit Elisabeta von Dun, der einzigen Tochter eines reichen Handelsmannes.

Im J. 1661. gab er seine Streitschrift gegen den Stephan Curcelläus heraus: Von der christlichen Freyheit in Betreff der Nahrung und Speisen, besonders des Bluts und des Erstikten: Hierauf reisete er nach den Niederlanden und besuchte zu Deventer den Heinrich a Diest, Anton Perizonius, Georg Grävius, zu gleicher Zeit traf er auch daselbst den Leydner Gelehrten Fried. Gronov an. Mit den meisten unter denselben war er seither in ununterbrochenen Briefwechsel geraten.

Zu Amsterdam machte er Bekanntschaft mit Joh. Comenius à Moos; zu Leyden mit Joh. Coccejus und Georg Horn. Ungeachtet Heidegger den Coccejus und seine bildliche Theologie ungemein hoch schätzte, so war er nichts desto weniger weit von sclavischem Coccejanismus entfernt, und vielleicht auch deswegen, weil der Coccejanismus in Zürich als eine Art Neuerung keineswegs im angenehmsten Geruch stand. Ueberall vermied er so wol kluglich als friedlich alle besondern Nammen

in Aner und isten, indem er einzig die h. Bücher als Richtschnur des Glaubens verehrte.

Bald hernach edirte er seine Schrift von dem letzten Ueberschritsfeste; in derselben widerlegte er die Meinungen des Brougtons und Cloppenburgs und der beyden Cardinäle Toletus und Baronius. Ungefehr zu gleicher Zeit kam seine Schrift gegen das Tridentinische Concilium heraus. — Im J. 1664. edirte er seine Schutzschrift für die reformirte Lehre, indem er gegen Bernh. Dreßing die Gleichförmigkeit derselben mit der Augspurgischen Bekanntniß darthat. Diesen Streit wird man nicht für ein blos litterarisches und theologisches Gezänk ansehn, wenn man bedenkt, daß die Absönderung der Reformirten von der Augspurgischen Confeßion sie zugleich der Privilegien dieser letztern und des Friedens im Reiche beraubt haben würde.

Da sich zwischen Holand und zwischen dem Bischof von Münster alles zum Ausbruch des Kriegs neigete, so fand es Heidegger für seine Famillie gefährlich, länger in Steinfurt zu bleiben. Er sendte also sein Weib und seine zwey Kinder nach Zürich, und begleitete sie bis nach Heidelberg. Als er daselbst den Seinigen den Segen gegeben und einige Tage mit Hottingern zugebracht hatte, kehrte er allein nach Steinfurt zurück. Auf dieser Schule hielt er bey Anlaß des Türkenkrieges, als er sein Pro-Rectorat niederlegte, die feyerliche Rede von der Religion der Mohamedaner. Bald hernach, da wegen benachbarter Kriegesunruhen die Schule zu Steinfurt Noth lidte, verlies sie auch Heidegger und erhielt in Zürich den Lehrstul der christlichen Sittenlehre. In dieser Zeit edirte er einige moralische Abhandlungen; dieselben er-

hielten besondern Beyfall von Joh. Duräus, der sich damals wegen des Unionsgeschäftes in Zürich verweilte.

Im J. 1666. wurden allerlei grillenhafte Weissagungen von dem nahen Ende der Dinge verbreitet. Dieses veranlaßte Heideggern zur Herausgabe einer teutschen Schrift über das Lied Moses, aus welchem er, nach dem alegorischen Geschmack des Zeitalters, die Zeiten der christlichen Kirche und die Zeichen derselben bestimmte und also einem schädlichern und gröbern Aberglauben einen andern unterschob, der es weniger war. Auch schien nachher Heidegger selbst zu bedauren, daß er allzu kühn dem innern Heiligtum des Tempels sich zu nahen gewagt hatte. Oefentlich erklärte er sich, daß er seine besondern Begriefe über die Revolutionen der Kirche niemand aufdringen wolle. (*)

In folgendem Jahr kam der erste Theil seiner Patriarchengeschichte heraus. Vermittelst derselben versuchte ers, Welt und Kirche, die im grauen Altertum gleichsam verschwinden, aus dem Abgrund herauf und vor unsere Augen zu ziehn, indem er den bürgerlichen so wol als den religiosen Zustand der Erzväter mit der Fackel der Geschichte und der Critick aufzuklären bemüht war. Da nämmlich Baronius die Geschichte des neuen Bundes, und Salianus und Torniellus die Geschichte des alten Bundes nicht ohne Partheygeist behandelten, so ward er dadurch veranlasset, die ganze heilige Geschichte bis auf die Geburt Christi genauer zu beleuchten; daraus sollte eine historische Gottsgelehrtheit, und ein gründ-

---

(*) S. Heideggers Leben, §. LXXIII.

liches Lehrgebaude der göttlichen Offenbarung nach ihrem Ursprung, ihrer Uebereinstimmung und Entwicklung entstehen. Allenthalben war er bemüht, die Vollständigkeit des hebräischen Textes gegen den Angriff moderner Kunstrichter zu sichern, die Dollmetschungen der Hebräer, besonders des Jarchi und Abenezra mit ihren Glossen zu prüfen, die anscheinenden Widersprüche zu vergleichen, wie auch besonders die Glaubwürdigkeit des Josephus gegen seine Widersächer zu schützen.

Im J. 1667. ward durch Hottingers Hinscheid der Lehrstul der Theologie erledigt. (*) In seiner Antritsrede handelte er von dem fatalen Tode berümmter Männer und ergrieff hiebey Gelegenheit, Hottingers Leben zu schildern.

Bald darauf verfertigte er gegen Reding und Baldinger eine Streitschrift über die Wallfarten, wodurch er sich in der päpstlichen Nachbarschaft besondern Unwillen zuzog.

In gleichem Jahr ward er auf Coccejí Absterben als Lehrer der Gottesgelehrtheit nach Leyden beruffen. Ungeachtet die Generalstaaten auf das feyerlichste bey der Regirung in Zürich anhielten, so ward gleichwol den 26. Febr. vor Rathe erkennt, daß Heidegger möchte ersucht werden, in Zürich zu bleiben. Auch ausser der Vaterlandsliebe, war er hiezu wegen kränklicher Leibesbeschaf-

---

(*) Die Besetzuug desselben fand man so wichtig, daß bey der Wal nun zum erstenmal der Eid gebraucht wurde. Ungeachtet selbst Heidegger nicht orthodox genug schien, fiel doch die Wal einmüthig auf ihn.

kenheit desto geneigter. Aus gleichen Ursachen schlug er auch ein Jahr hernach den gleichen Beruf aus, da er ihm nach Valkeniers Hinscheid von Fried. Spanheim zum zweiten male aufgetragen wurde.

Im J. 1671. trat zu Amsterdam der zweite Theil seiner Patriarchengeschichte ans Licht. Demselben fügte er die patriarchalische Zeitrechnung bey. Ungeachtet die Materialien zur Fortsetzung der biblischen Geschichte von ihm schon haüfig gesamelt waren, so ward er doch von der Ausführung dieses Werkes durch andere Geschäfte abgehalten, die uns zwar heut zu tage weniger wichtig vorkommen mögen, die aber nichts desto weniger damals dringend genug waren, als man noch nicht anderst als durch Krieg den glücklichen Frieden erkaufte, dessen wir izo geniessen. Eben je mehr uns heut zu Tage so viele Streitschriften gleichgültig, überflüssig und unwichtig scheinen, desto mehr sollten wir von ihrer ehmaligen Wichtigkeit überzeugt werden, da sie es gewesen, welche fernere Streitschriften unnütz gemacht haben. Heidegger hatte ausser dem Einsiedler Mönch Reding und dem Probst Baldinger zu Baden, mit Carl Sfondrati, Abbt zu St. Gallen, und nachherigem Cardinal, hitzige theologische Streite. Kein Bedenken machte er sich, die Stelle Offenbarung Johannes XVIII. 6. zum Wortzeichen in dem Krieg gegen das Papstum zu nehmen. In diesem Streitgeiste schrieb er im J. 1672. seine Zergliederung der Tridentinischen Kirchenversammlung, das Grab derselben, die Abhandlung von der Empfängniß der h. Jungfrau und ihre Geschichte u. s. w. diesen folgte ein Band von dreissig academischen Dissertationen, deren Innhalt grossentheils die Kirchen- und Ketzergeschichte seiner Zeiten betraf.

Ausser dem Krieg (wie man sich damals gerne auszudrücken gewohnt war) ausser diesem Krieg mit auswertigen Widersächern der reformirten, zürcherschen Kirche, drohten in dem Schoß dieser letztern immer Unruhen, zu deren Beylegung Heidegger allen Kräften aufbot. (*) Wenn wir in dem Streit mit den Arminianern und Amyraldisten sein Betragen mit seinen anderweiten Grundsätzen bisweilen in anscheinendem Widerspruch finden, so werden wir mit Wehmut gestehn, daß leyder nicht selten die Neigungen und Begrieffe des Privatmannes mit den Grundsätzen der öfentlichen Person oder eines ganzen Collegiums im Streite stehn. So Hierarchisch heut zu Tage manchen Heideggers Aufführung vorkommen möchte, so schien er doch nichts desto weniger, in so fern er für sich selbst und allein dachte und handelte, zur Vertragsamkeit keineswegs ungeneigt.(**) Doch hierüber mag er sich selber rechtfertigen.

„Seit langem her, schreibt er in seiner Lebensbeschrei-„bung, (†) waren in den reformirten Kirchen von „Frankreich verderbliche Zwiste über die Kraft des Ver-„söhnopfers und über andere verwandte Puncten ent-

(*) S. die heideggerschen Handschriften über die Formulam Consensus, die auf der Carolinischen Bibliotheck in Zürich verwahrt sind.

(**) S. Heideggers Differt. II. de Concord. Protest. eccles. T. 37. Hæc, sagt er, solet esse hominis parum pii, prudentis, & pravæ prorsus Sententiæ addicti, perversitas & pervicacia, ut à sua opinione diffidentes, pharisaïco supercilio rejicere & aversari audeat, qui cum ipso per omnia non sentiunt; puerulorum instar, quibus si, e nucibus aut calculis viginti, unum abstuleris, reliquos omnes simul, plorabundi & indignabundi abjiciunt.

(†) S. Heideggers Hist. vitæ P. 97. folg.

„ standen. Hierüber triumphirten die Feinde der refor„ mirten Kirche in der eiteln Erwartung, daß sich die„ selbe durch sich selbst zu Grund richten werde.

„ Ursache zu diesen innern Unruhen war der unzeitige „ Eifer der reformirten Gottesgelehrten zu Saumür. „ Diese übrigens gelehrten, frommen und rechtglaübi„ gen Männer suchten in der erbaulichen und loblichen „ Absicht die reformirte Lehre mit der augspurgischen „ Confession zu vereinigen, den Umkrais der Gnaden„ wal zu erweitern. So bald Amyraldus seine Bücher „ über die Prädestination, über Natur und Gnade edirt „ hatte, so ward ihm von Seite der helvetischen, refor„ mirten Kirchen auf das kräftigste so wol als auf das „ freundschaftlichste die weitere Verbreitung seiner be„ sondern Grundsätzen mißrathen. Amyraldus rechtfer„ tigte sich in einer weitlaüfigen Schutzschrift gegen den „ zürcherschen Antistes Jac. Irminger. Indessen stimm„ ten die Lutheraner schon hie und da Triumphlieder „ an, daß die Amyraldisten durch ihre Lehren die aug„ spurgische Confession unterstützen. Einige junge Ge„ lehrte aus den vornemmsten Geschlechtern, welche Amy„ ralds Schüler gewesen, giengen in Genf so weit, „ daß sie ungeachtet alles Wiederspruches ihrer anderst„ gesinnten Väter, die Lehrmeinungen des Amyraldus, „ des de la Place und des Capellus selbst von dem Ca„ theder verfochten. Um so viel mehr mußte dieses Be„ tragen beleydigen, da zu Genf schon im J. 1649. der „ Amyraldismus durch besondere Canons eingeschränkt „ worden. Von seite der helvetischen Kirchen wurden „ im J. 1669. die Academie und Kirche zu Genf, ja „ die Regirung selber schriftlich ersucht, sich nicht von

„ den übrigen reformirten Kirchen zu trennen. Um so „ viel mehr Würkung erwartete man von diesem Schrei„ ben, da Franziscus Türretinus eifrig für Beybehal„ tung der alten Rechtglaubigkeit besorgt war. Nichts „ desto weniger verbreitete sich unter den jungen Studi„ renden nicht nur in Genf, sondern auch in Zürich und „ anderstwo der Amyraldismus je länger je weiter, und „ brütete eine Menge andrer Neuerungen, die man der „ öfentlichen Ruhe des Staats so wol als der Kirche „ nachtheilig glaubte; in der gleichen Schule nämm„ lich, in welcher Amyraldus den Universalismus lehrte, „ stritt auch de la Place wieder die Zurechnung der Erb„ sünde, und Capellus erweiterte die Freyheit der h. Cri„ tick.

„ Von seite der helvetischen Cantons, Zürich, Bern, „ Basel, Schafhausen ward daher im J. 1674. den Leh„ rern und Predigern der Auftrag eines Entwurfes zur „ Kirchenvereinigung gemachet. Nach langem und weit„ läufigen Briefwechsel unter den schweizerschen Gottes„ gelehrten kamen sie zuletzt überein, daß eine solche Formula Consensus sollte verfertiget werden, und zwar „ nicht blos, wie man Anfangs gesinnt war, eine all„ gemeine überhaupt, sondern eine bestimmte und spe„ cielle, welche nach vorgetragener Lehre der Wahrheit „ gewisse Irtümmer mit bestimmten und ausgedruckten „ Worten anzeigen und verurtheilen sollte. Zur Ver„ fertigung einer solchen Lehrformel schlug Heidegger „ den Baslerischen Theologus Lucas Gernler vor; al„ lein da dieser eben in diesem Zeitpunct aus der strei„ tenden Kirche in die triumphirende versetzt wurde, so „ ward das ganze Geschäft auf Heideggers Schultern

„ geladen. Diesem Geschäfte durfte er sich um so viel „ weniger entziehn, da der zürchersche Canton in sol„ chen gemeinschaftlichen Kirchenangelegenheiten nicht we„ niger als in den politischen die Direction hat. Er „ verfaßte also fünf und zwanzig Puncten von dem Um„ fang der göttlichen Gnadenwal, von dem Ansehn und „ der Vollständigkeit des hebräischen Textes, von der „ Zurechnung der Erbsünde und andern verwandten „ Lehrsätzen, vermög welcher die Meinungen der Schule „ zu Saumür sollten kraftlos gemacht werden. Diese „ Lehrformel ward in teutscher und lateinischer Sprache „ der zürcherschen Synode vorgelegt und nach durch„ gängig erhaltenem Beyfall den XIII. März 1675. ob„ schon nicht ganz einhellig von dem grossen Rathe ra„ tificirt und vermittelst Beyfügung des Stadt Insigels „ zu einer obrigkeitlichen Verordnung erhoben. Bey der „ nächsten Tagsatzung ward diese Formel von den drey „ übrigen reformirten Cantons auf das feyerlichste be„ stättigt; zugleich ward dieselbe den reformirten Kir„ chen von Glarus, von Appenzell, in Graubündten, „ wie auch den Städten St. Gallen, Mülhausen, Biel „ und Neuburg mitgetheilt.“ So weit Heideggers ei„ gene Nachricht.

In der ganzen reformirten Schweiz ward also die Formula Consensus genehmigt. Durch was für verschiedene Wege und Mittel dieselbe hie und da durchgesetzt worden, lassen wir für einmal in zwar eben nicht allzuheiliges Dunkel versteckt seyn. So viel ist unverborgen, daß zu Neuburg der Decan der Geistlichkeit im J. 1676. für sich allein die Formel im Nammen der ganzen Classe

unterzeichnet hat. (*) Dieses geschah aus blosser Gefälligkeit für die Cantons; denn seither wurde von dem Consensus in dieser Gegend nicht weiter geredet.

Im gleichen Jahr ward auch Genf eingeladen, dem Beyspiel der Evangelischen Cantons zu folgen. Diese bisher fruchtlose Einladung wurde von dem Canton in Zürich im J. 1677. den 22. März wiederholt. Beynahe zwei Jahre daurte es, bis die Genferische Kirche, und zwar lange nicht einmüthig, das Formular annehmen und der Magistrat dasselbe ratificiren wollte. Im Nammen der gesammten Geistlichkeit unterzeichneten der Moderator und der Secretair der Kirchenversammlung.

In einigen Gegenden dauerte indessen der allzustrenge Consensus nicht gar zu lange. Zu Genf ward er im J. 1706. abgeschaft und deswegen erhielt diese Stadt von Friedrich I. König in Preussen Beglückwünschungsschreiben. (**) Ueberall sahn die auswertigen Kirchen diese neuen Fesseln der Gewissensfreyheit ungerne. (†) Man begreift nämmlich, daß mehr als jemals durch solche Einschränkungen die Vereinigung der protestantischen Kirchen mußte gehindert werden. Die Strenge, womit die Prediger den französischen Flüchtlingen, welche sich in der Schweiz niederliessen, zur Unterzeichnung des Consensus genöthiget wurden, zog den Evangelischen Stän-

(*) S. Memoires pour servir à l'Histoire des Troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus par Crousaz.

(**) S. Türretins Nubes Testium s. 150.

(†) S. Bürnets Voïage de Suisse & d'Italie, s. 118. folg. Auch bemerke man, daß der Bischof von Meaux bey Gelegenheit des Consensus die Schweizer aufzieht S. Hist. des Variations B. XIV. Art. 119. 120.

den im J. 1686. von dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein Schreiben voll begründeter Vorwürfe zu. Die Antwort der Cantons beweiset, daß sie unvermerkt anfiengen, dieser Lehrformel weniger Ansehn zu geben. (*) Wirklich hörte der Antistes von Basel auf, dieselbe unterschreiben zu lassen. Ihm folgten seine Nachfahren. In Bern und Zürich hingegen behauptete sich dieser Consensus, ungeachtet der vielen Zwiste und Unruhen, die er erzeugte.

So trocken und eckelhaft es immer seyn mag, so enthalten wir uns doch nicht, die eine und andere Stelle aus dieser Lehrformel hier einzurücken, da wir auf solche Weise die herrschenden Begriffe und den theologischen Geist von Heideggers Zeitalter einiger massen ins Licht setzen können. In dem zweiten wird der hebräische Codex tum quoad consonas, tum quoad vocalia sive puncta ipsa, sive punctorum saltem potestatem als authentisch, und tum quoad res, tum quoad verba als theopnevstisch erkläret. (**) In dem vierdten Canon werden sine ulla meriti Operum vel fidei prævisione ganz unbedingt die einen zur ewigen Seeligkeit, die andern zur ewigen Verdamniß bestimmt. (†) Nicht ohne Schauer wird man

---

(*) S. die Historiam Formulæ Consensus vom J. 1723. die man Hottingern zuschreibt.

(**) Damit vergleiche man die freyere Denkart unsers dießmaligen, hochverdienten Theologus, Joh. Casp. Meyers, in seiner Dissert. de Relig. & Theologiæ christianæ vera Indole, Tig. 1778. Auch schon Pictet in der Theol. chret. B. I. C. 16. und Du Pin in der Diss. prélim. sur la Bible B. I. C. 4. hatten gegen jene Puncten- und Letternverehrung geeifert.

(†) S. Pictet de Consensu ac Dissensu inter Reformat. & August. Confess. Fratres. S. 59.

den Partheygeist bemerken, der solche Härte im Ausdruck erzeugte; wie ungemein entfernten sich nicht diese Vorstellungen von den weit gelindern Begrieffen der ersten Reformatoren? Nun aber scheint es einmal das Loos des menschlichen Geistes, daß bey den Einblasungen des unglückseligen Controvers Dämons jede Partei die andere auf das entgegengesetzte Extrem hinaustreibt. Unser Heidegger schien zu unaufhörlichem, theologischen Kriege verurteilt; Kaum, daß seiner Meinung nach, durch den Consensus die Kirche gegen den Amyraldismus verschanzt war, so fand er schon wieder neuen Anlaß, sich in der Kirchen-Tatick zu üben.

Bey dem feyerlichen Umgang der Glarner zum Andenken der Näflerschlacht hatte Abbt Reding zu Einsiedeln die reformirte Lehre und ihre Bekenner, Heideggern besonders, auf so unanständige Weise gescholten, daß er, einzig durch Flucht, der Raache der reformirten Glarner zu entrinnen vermochte. Auf obrigkeitlichen Befehl sah sich Heidegger genöthigt, in einer teutschen Schrift das Ansehn der reformirten Kirche gegen das Papstum zu schützen. Ausser einer Menge andrer Streitschriften, besonders auch gegen Caspar Langen und Christoph Otto, edirte er nun im J. 1680. den zweiten Theil seiner academischen Abhandlungen, meistens polemischen Inhaltes; im J. 1688. sein biblisches Handbuch und Rudolph Hospinians Leben. Während dieser Zeit wurde ihm der theologische Lehrstul zu Gröningen aufgetragen, welchen er aber aus Liebe zum Vaterland und aus väterlicher Sorge für die einheimischen Kirchen ausschlug. Um dem Unfall dieser leztern zu begegnen, bediente sich Heidegger desselben Kriegeslistes, dessen sich Scipio gegen Han-

nibal bediente, da er den Krieg nach Carthago selber versetzte um seine Flammen von Rom zu entfernen; er glaubte nämmlich die Ruhe seiner Kirche am besten sicher zu stellen, wenn es ihm gelingen wurde, in dem Schooß der päpstlichen Kirche selber Unruhe zu stiften. In dieser Rücksicht edirte er im J. 1684. die Geschichte des Pabstums als eine Wiederlegung der Maimbourgischen Historie des Calvinismus und Lutheranismus. Damit begleitete er zugleich Guicciardins päbstliche Geschichte. So viel wichtige Aufklärung dieses Werk gab, so erreichte es doch keineswegs die Absicht des Verfassers, sondern pflanzte nur desto grössere Verbitterung. (*)

Weit entfernt, daß in diesem Zeitraum die Polemick bloß mit der Feder wäre geführt worden, hat man vielmehr häufige Beyspiele von thätlicher Feindseligkeit. — In einer eydgenössischen Versamlung, den 14. May 1695. giengen die catholischen Kantons so weit, daß sie in den Abschied einrücken liessen: „Es sollen so „viele Theile des Landesfriedens seyn, als mitregierende „Kantons.“ Gerade zu war diese Erklärung den Verträgen von den Jahren 1632 und 1652. zuwieder. Von Zürch aus ward also das Abscheidsinstrument zurückgeschickt und hierüber an die uninteressirten Cantons geschrieben. Da auf erfolgter badischer Tagsatzung die Catholischen nicht nachgeben wollten, schlugen ihnen die Reformirten das eydgenössische Recht vor. Jene behaupteten, sie wären unwiedersprechlich befugt, überal in den gemeinen Herrschaften ungehindert die catholi-

(*) S. Bayle Nouv. de la rep. des Lettres, mai 1684. N°. VI. Juin N°. 1. mai 1685. N°. 1.

sche Religionsübung zu gestatten und hierüber bedürfe es keines eydgenössischen Spruches. Der Streit schien hitzig zu werden. Auf den 19. Augstmonat ließ Bern eine neue Tagsatzung nach Baden ausschreiben. Der französische Bottschafter, Herr Amelot, verhinderte durch seine Vermittlung weitere Entzweyung, und so ward auf einmal die catholische Religionsübung, welche der sarganser Landvogt in Wartau hatte einführen wollen, wieder verhindert.

Da es uns übrigens weniger um die Geschichte dieses oder jenes desondern Prozesses, dieser oder jener einzelnen Gemeinden, Haushaltungen, Personen zu thun ist, als vielmehr überhaupt um die Geschichte des Nationalgeistes, um die Abschilderung des Zeit-Caracters im Grossen, so werden wir den Leser keineswegs durch Herzälung aller nun mit Recht vergessenen, obschon damals noch so wichtigen Begegnissen ermüden. Daher übergehen wir, wie zu mehreren Malen die reformirten Prediger in den gemeinen Herrschaften gedrängt, wie ihnen diese und jene Lasten aufgelegt und sie in Ausübung der gottesdienstlichen Geschäfte eingeschränkt worden; wir übergehn, wie manchmal durch Versprechungen und Draüungen schwache oder leichtsinnige Gemüter zum Abfall bewegt, minderjährige Kinder den Eltern entwendt, lüderliche Jungens und Dirnen dem reformirten Matrimonialrichter entzogen und unter Hofnung der Dispensation vor das bischöfliche Chorgericht zu Costniz gelockt worden. Nur diese allgemeine Anmerkung enthalten wir uns nicht, im Vorbeygehn zu machen, wie ungemein bey solcher Ungleichheit der Religion

ligion unter den mitregirenden Orten, bey solchen sich kreuzenden Intressen, Gerichten, Verhältnissen auch der geringste Prozeß verwickelt, eben deswegen wichtig, und dadurch der Nationalgeist zu juridischen Spizfündigkeiten aufgelegt worden. Daher vielleicht, daß man in dem Character der Schweizer ein so ganz eigenes Gemisch auf der einen Seite von Schlauheit und Scharfsinn, auf der andern Seite von Naivität und Einfalt gewahr wird; jene scheinen ihren Grund in den verwickelten Verträgen, Gesetzen und Rechten zu haben; diese in dem unbedeutenden Umfang des Landes und dem bescheidenen Ertrage desselben.

Je eifersüchtiger Zürich, diese Mutterkirche der Reformation in der Eidgenoßschaft war, desto mehr interessirte sich diese Stadt für die Wolfahrt der protestantischen Kirchen überhaupt. Beweis hievon die Befreyung der ungarschen Geistlichen aus den Fesseln der neapolitanischen Galeeren. Grossentheils bewürkte sie Heidegger durch den Admiral Michael Ruyter und durch den holändischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Hammel Bruyninck liebreich wurden viele dieser befreyten Galeerensclaven, und zwar ohne Unterscheid, luthersche wie reformirte, von Heideggern und andern zürcherschen Lehrern bey Monaten bewirthet.

Während daß diese leztern so liebreich sich auch auswärtiger Glaubensgenossen annahmen, vergassen sie keineswegs der Vorsorge für die Brüder im eigenen Lande. Hievon zeugt die milde Stiftung für die mangelbare würdige Predicanten und derselben Wittwen, (*)

(*) S. J. Jac. Simlers Samlung alter u. neuer Urkunden, II. B. III. Th. s. 948.

welche von der gesammten zürcherschen Geistlichkeit zu Stadt und Land gemacht ward. „Nicht allein ward „die Beförderung dieser frommen Stiftung bey allen „Gelegenheiten empfohlen, sondern auch erkannt, daß „von nun an die halbjährigen Synodalsteuren aus den „Classen oder Capiteln zu Stadt und Land, und zween „Drittel von denen taxirten Silbergaben, wegen Be„föderung auf Kirchen- und Schuldienste, dieser neuen „Stiftung in Zukunft zufliessen sollen. — Den 12. „Herbstm. 1670. ward von Prof. Joh. Lavater denen „Geistlichen in der Stadt die erste Rechnung von Ver„waltung des Prädicanten-Fonds überreicht und dar„inn 2000 Pf. Cap. an fünf Vergabungen gezeiget. „Als sich hernach bey der dridten Rechnung den 11. „Herbstm. 1673. bewiesen, daß diese Stiftung mehr „und mehr in Aufnahme komme, so ward das ganze „System dieser Verwaltung in besondere Artickel ver„faßt und von gesammter Stadt- und Landgeistlichkeit „der hohen Obrigkeit zur Ratification übergeben, wel„che hierauf den 1. Christm. 1673. mit verdientem „Beyfall bewilligt wurde.“

Im J. 1682. entstand die grosse Verfolgung der Hugenoten in Frankreich. Zu derselben trugen die falsche Politik des königlichen Beichtvaters La-Chaise, wie auch die Schriften des Jesuiten Maimbourgs und des Bischofs Bossuets viel bey. — Einigermassen (wofern diese Vergleichung nicht zu groß tönt,) hatte für Schweiz, für Teutschland und Holand die Aufhebung des Edikt von Nantes ähnliche Wirkung mit derjenigen, welche die Eroberung von Constantinopel auf Italien gehabt hat. Gleichwie durch die vertriebenen Griechen griechi-

sche Kenntnisse zu den Abendländern gebracht wurden, so wurden durch die vertriebenen Franzosen französische Sprache, französische Lebensart, Künste, Gewerbe in mehrere Gegenden von Europa verpflanzet. Gleichwie bey uns z. B. der Geist polemischer Chicane von Sedan und andern französischen Schulen nach Zürich gekommen, so kam nun in neuern Zeiten aus Frankreich die Morgenröthe der schönen Litteratur, die freylich noch hie und da keineswegs den Nebel aller Barbarey aufzulösen im stand war. Wenn wir indessen die Verdienste der französischen Flüchtlinge um unsre Künste und unsern Handel erkennen, so dürfen wir hiebey die Verdienste der Stadt Zürich gegen jene unglücklichen Exulanten auch nicht aus dem Auge verlieren.

Wegen der verfolgten Piemonteser wurden von der reformirten Eidgenoßschaft mit dem Hofe zu Turin verschiedene Unterhandlungen gepflogen. Endlich erlaubte der Herzog, daß die Unglücklichen nach der Schweiz gehn. Den 1. Jenner 1687. kamen Briefe von Bern nach Zürich, daß die Piemonteser an den Bernerschen Gränzen anlangen. Von Zürich aus ward David Holzhalb als Commissar nach Bern geschickt, um den Antheil für Zürich zu empfangen. Den 2. Januar wurden in letztrer Stadt alle Zünfte versamelt und denselben von Obrigkeit wegen die Verpflegung von 1400 Personen empfohlen; von diesen sollten 700. in der Stadt selber, die andre Hälfte aber auf der Landschaft beherberget werden. Der Constafel wurden zugeordnet 80, der Zunft zu Safran 84, der Zunft zur Meisen 57, zum Weggen 30 Personen. Jedes Mitglied des grossen Rathes verpflichtete sich zur Verpflegung eines der neuen Ankom-

linge. Die Geistlichen und andere begüterte Bürger nahmen freywillig eine oder mehrere dieser Personen zu sich. Da unter dem Volk von einigen die Vorsorge für die Piemonteser getadelt und dieselben als Empörer gegen den Landesfürsten ausgeschrien wurden, mußte deswegen auf den Kanzeln ernstlich wieder die Unzufriedenen geprediget werden. Die Flüchtlinge, welche in Privathaüsern keinen Unterhalt fanden, wurden obrigkeitlich in öffentlichen Haüsern, als im Spittal, St. Jacob, Spanweyd, Oettenbach, Selnau gegen 20. fl. für vier Monate versorget. Auch der neue Studentenhof zum Fraumünster ward geraümt und in demselben für 60 Personen Anstalt gemacht. Die Anzal der vertriebenen Piemonteser in unserm Lande belief sich auf 2560. Die Eydgenössische Deputirte, welche zu Chambery um Ledigla\u017f\u017fung der Prediger und der Officiers anhielten, bekamen von dem Herzog die Antwort, daß er dieselben nicht herausgeben werde, bis die Piemonteser, die er ungern in der Nachbarschaft dulde, die Eydgenoßschaft werden geraümt haben. Man erwiederte, daß man selbige ohne Begleit der Prediger nicht weiter hinschicken könne. Den 20. März 1687. ward zu Zürich der heldenmüthige Hauptmann Pelançon bestattet, auf dessen Haupt der Herzog 90 Duplonen gebotten hatte. Den 21. April gleichen Jahres ward in der grossen Rathsversammlung zu Zürich erkennt, daß David Holzhalb, Secretair, an den Grafen von Waldegk sollte abgeschickt werden, um zu vernemmen, ob die Piemonteser (wie man sich verlauten ließ) in desselben Gebiet sich niederlassen können. Die Piemonteser in unserm Canton waren aber dreiste genug, daß sie sich erklarten, sie werden nicht aus unsern Gegenden wegziehen, bevor ihre

Prediger, mit welchen sie rathschlagen müßten, losgelassen, auch die übrigen Gefangenen in Freyheit gesetzt und ihnen bey 2000 Kinder, deren sie beraubt worden, ausgeliefert werden. In Bayreût wurden die französische Flüchtlinge ganz anderst behandelt. Daselbst ließ der Fürst ein Regiment für Venedig aufrichten und bediente sich hiezu der vertriebenen Hugenoten. Eben so kam in gleichem Monat ein französischer Bauer mit seiner ganzen Haushaltung aus Hessen nach Zürich zurück, und klagte, daß zwar der Landgraf einigen von den Flüchtlingen einen gewissen Wald zum umgraben überlassen; nachdem sie aber damit fertig geworden und die Waldung zu Acker gemacht haben, seyen die Einwohner des Landes gekommen und haben sich des urbar gemachten Bodens unter landesherrlichem Ansehn bemächtigt.

Den 17. May reiseten von Zürich bey 95 französische Flüchtlinge nach Brandenburg; auch kam Wertmüller, Deputirter der Evangel. Cantons, vom Würtembergischen Hofe zurück, mit Bericht, daß der Administrator und die Stände die Piemonteser geneigt aufnemmen werden. Im Maymonat entdeckte man, daß diese letztern Pistolen, Pulver, Bley und Säbel anschaften, und sich vernemmen liessen, daß sie lieber wieder heimkehren und daselbst entweder die Freyheit oder der Märtyrer-Tod suchen, als länger so armselig leben wollten. Die Angesehensten wurden deswegen zusammenberufen und von diesem Beginnen abgehalten. Den 15. Augstm. giengen auf einmal 140 Flüchtlinge von Zürich nach Teutschland. Zu Ende des Julius ward für die Kinder der französischen Hugenoten allhier eine französische

Schule eingeführt und denselben hiezu eingeraümt die erste Classe in der Schule zum grossen Münster.

Mitten im Augstm. kam der Commissar Schieg und die mit ihm gesandten Piemonteser vom Stuttgartischen Hofe wieder zurück und berichteten, daß sie im Würtembergischen Gelegenheit zu Wohnungen gefunden, und zwar für 200 Haushaltungen, jede zu acht Personen gerechnet; nebst den Haüsern wurden ihnen auch Weinberge und Aecker und Wiesen bewilligt; über Winter sollten sie freye Kost haben, auch eine eigne Kirche, und der Prediger jährlich 300 fl. bekommen. Dagegen sollten die Piemonteser 80000 fl. erlegen. Diese zeigten wenig Lust, die Schweiz und besonders den Canton Zürich zu verlassen. Von den französischen Flüchtlingen hingegen sollen von Anfang des Augstm. bis zum 26. gleichen Monats 826. Personen durch Zürich durchgereißt seyn. Als man die Piemonteser nach Brandenburg und zwar in die Uker-march verschicken wollte, woselbst ihnen der Churfürst ganze Städte und Dörfer anbot, überreichten sie der zürcherschen Obrigkeit ein Bittschreiben, daß sie nicht möchten dahin versandt werden, und zwar unter dem Vorwand: 1. daß dieses Land gar zu weit von Piemont entfernt sey. 2. daß ihnen das kalte Clima im Brandenburgischen ungesund seyn möchte. 3. daß sie daselbst weder gutes Wasser noch Wein finden. — Hierauf wurden den 30. Augstm. alle Prediger in Zürich versammelt und von Obrigkeits wegen erinnert, daß sie die Piemonteser zu solcher Reise aufmuntern. Unter den Beweggründen, die man denselben vorstellte, war, daß ihre Prediger und Aeltesten, ihre Weiber und Kinder, die in Piemont als Geisel zurückbleiben, desto eher aus der

Gefängnis werden befreyt werden, wenn sie sich einmal von den schweizerschen Gränzen entfernen. Ihr Antwort war, sie gehn nicht!

Im Herbstmonat reiseten bey 3000. französische Flüchtlinge durch Zürich.

Den 10. October 1687. ward das Montags-Abendgebeth, welches vor etlichen Jahren für die verfolgten Glaubensgenossen aus Frankreich und Piemont angestellt worden, aus der Ursache aufgehoben, weil es äusserst schlecht besucht worden. Den 30. October ward in den vier Pfarrkirchen für die französischen Flüchtlinge abermal eine Steuer gesammelt und fiel die Summe von 11412. fl. 28. ſ. 7. hlr.

Zu Ende Octobers kam David Holzhalb wieder nach Hause, der als Deputirter der IV. evangelischen Cantons an Churbrandenburg, an Hessen-Cassel, an den Prinzen von Oranien und die Herren General-Staaten gesendt worden; aller Orten wurden für die Piemonteser Steuren versprochen; auch wollte dieselben Churbrandenburg aufnehmen, nur daß man ihnen alle Steuren mitgebe. Eben so kam auch ein Schreiben von Dr. Barthole von dem Würtembergischen Hofe an den Chorherr Schweizer in Zürich, worinn er sich verwundert, warum man noch zaudere, die Piemontesen nach Würtemberg abfolgen zu lassen? da nun Bern der Unkosten und Ausgaben wegen der verfolgten Glaubensgenossen müde geworden, ward den 2. November 1687. eine Conferenz in Arau gehalten. Auf selbiger ward beschlossen, daß die Piemonteser nächsten Frühling das Land raumen, aber eher nach Brandenburg als nach Wür-

temberg geschickt werden sollten. Die Ursache war, weil man von denselben in dem benachbarten Würtemberg viel Ueberlasts und Nachwerbens besorgte, da sie hingegen in Brandenburg von uns entfernt wären, und daselbst überhaupt ihr unruhiger Geist leichter als in der Nachbarschaft könnte bezähmt werden.

Vom J. 1683. bis 1687. wurden in Zürich für die flüchtigen Religionsgenossen aus Frankreich und Piemont fünf Steuren aufgehoben. Es fiel in der Stadt:

Den 2. December 1683 —	— 7067 fl.	37 ſ.	3 hlr.
Den 8. November 1685.	— 13880 fl.	24 ſ.	10 hlr.
Den 25. April 1686.	— 10632 fl.	14 ſ.	11 hlr.
Den 19. Decemb. 1686.	— 11828 fl.	—	—
Den 30. October 1687.	— 11418 fl.	24 ſ.	5 hlr.
	47827 fl.	21 ſ.	6 hlr.

An obrigkeitlichen Geldern wurde bisher an diese Unglücklichen verwendet 19638 fl.
An Korn 6688 Mütte.
An Wein 6638 Eimer.
Die Sum̃a 100031 fl. nämlich an
Jahrgeld 36000 fl.
Tischgeld 32000 fl.
Lehrlohn 6000 fl.

Im Febr. 1688. sind von den französischen Flüchtlingen in Zürich durchgereißt 269. Personen. Im März 230. Im April 232. Im May 570. Im Junius 445, u. s. w. Im April hielten sich zu Stadt und Land in unserm Canton noch 1200 Hugenoten auf, ohne die Piemonteser, deren noch 450 waren.

So übertrieben anfangs die Freygebigkeit gegen diese unglücklichen Leute gewesen, so übertrieben ward nun unvermerkt der Aberwillen gegen dieselben, den sie sich freylich grossentheils durch Unbescheidenheit selber zugezogen. Zum Beweis hievon folgendes Schreiben der XIII. Cantons an die III. Bündte:

„ Unser freundlich, willige Dienst und Gruß samt ꝛc.

„ Nicht allein das jüngst unterfangene und bereits al-
„ ler Orten weltmärige, unbesinnte und gefährliche
„ Tentatum der vertriebenen Waldenser bey Urselen in
„ U. G. L. A. Eidgenossen Lobl. Orts Uri Gebiet, son-
„ der auch der gewaltthätige, mit bewafneter Hand besche-
„ hene Einfall in das Herzogthum Savoyen, hat uns
„ billichen Anlaß gegeben, die Sache reiflich zu erwe-
„ gen, was für Ungelegenheit diese und deren fernere
„ Continuation nach sich zeühen und so wol in einer
„ Lobl. Eidgenoßschaft als in unsern resp. Verbündeten
„ gebären möchte; weilen diese Begegnuß samt dem ge-
„ fährlichen Erfolg, so daraus entstehen möchte, uns
„ bey fürwährender, gegenwärtiger Tagleistung beweg-
„ lich und nachdrücklich von denen französischen und
„ savoyischen Herren Ministris respective vorgestellt und
„ remonstrirt worden. Deswegen und damit der gemei-
„ ne Ruhestand in Lobl. Eidgenoßschaft ferner unbe-
„ trübt erhalten werde, haben wir auf dergleichen ge-
„ fährliche Leute in unsrer Eidgenoßschaft eine solche
„ Aufsicht zu halten, daß sie nicht mehr hineinkommen
„ und dergleichen Unruhen anstellen können, entschlossen.
„ Wenn wir aber die sichre Nachricht erhalten, daß an-
„ noch eine grosse Anzal dieser Waldenser und Franzo-
„ sen in euer U. G. L. A. B. Gebiet sich aufhalten,

„ wollen wir Euch hiemit freundlich und bundgenössisch
„ ersuchen, gedachte Leute an solche Orte zu verweisen,
„ daß von ihnen einer gemeinen Eidgenoßschaft kein
„ weiter Ungemacht zustehen möge ꝛc.

„ Abgesandte der XIII. und zugewandten Orte der
„ Eidgenoßschaft; siegelt Melchior im Feld von Un-
„ terwalden, Landvogt zu Baden; datirt den 15. Sep-
„ tembr. 1689.

Das eydgenössische Mandat, welches Tags hierauf in der Kanzley Baden ausgefertiget worden, lautet folgender Maassen:

„ Wir die Abgesandten gemeiner teutsche Vogteien
„ regirender Orte der Zeit mit vollem Gewalt und Be-
„ fehl auf dem Tag in Baden versambt, thun kund
„ männiglichen hiemit, demnach ꝛc. ꝛc. ꝛc. und damit
„ der eydgenössische Ruhestand ferner unbetrübt erhal-
„ ten werde, sollen die geflüchteten Franzosen und Wal-
„ denser, als dem Eidgenössischen Ruhewesen gefähr-
„ liche und schädliche Leute, nicht mehr in die Eidge-
„ noßschaft hineingelassen, sondern aus den gemeinen
„ Vogteyen wieder über Rhein hinausgeschickt, und wo
„ deren mit Wehren und Waffen sich wieder hineindrin-
„ gen wollten, sollen solche arrestirt, entwafnet, und
„ gehörige Orte in Eil berichtet, und fernerer Befehl,
„ was mit ihnen zu thun sey, erwartet werden: wenn
„ aber einer oder der ander mit authentischem Passe von
„ einem oder andern lobl. Orte, woher er komme, wo-
„ hin oder was er wolle, versehen, solle dasselbige in
„ obacht gezogen und gebührende Statt beschehn; zu
„ welchem Ende ein jeder Landvogt in seiner Amtsver-

„ waltung solche Anstalt machen und die Pässe so wol
„ an Wassern als auf dem Land mit Wachten also ver-
„ wahren lassen solle, daß dieserm unserm Befehl ein
„ sattsames Genügen beschehe; welchem allem unsere
„ Landvögte gemeiner Vogteien bey unsrer Strafe und
„ Ungnade fleissig und gehorsam nachzukommen wissen
„ werden. Actum den 16. Sept. 1689."

Freylich begreift man, daß die Strenge dieser Verordnung weit mehr von den catholischen als von den evangelischen Cantons hergerührt habe; indessen finden wir in einer Beylage, daß diese letztern selber in einem Schreiben an den französ. Bottschafter die armen Flüchtlinge als gefährliche Leute erklären. Von Zeit zu Zeit lachte denselben auch seither ein günstigeres Schicksal.

Indessen ist es Zeit, daß wir auf unsern Heidegger zurückkehren. Gleich anfangs trug er zur Unterstützung der reformirten Flüchtlinge nicht wenig bey und grosmütig beherbergte er einige derselben, unter anderm Johan Dalläus, den jüngern.

Um bey durchgängiger Verfolgung der Reformirten das Ansehn der Reformation zu erhalten, arbeitete er nunmehr eifriger als jemals an dem Unionswerk. Um so viel wichtiger waren diese Bemühungen, seitdem in dem Schooß der Eydgenoßschaft die Evangelischen von den Catholischen vielmal gekränkt wurden. Je länger je mehr drangen diese letztern darauf, daß in den gemeinen Herrschaften in Absicht auf Kirchensachen die Majora Vota möchten eingeführt werden; die Reformirten hingegen waren bemüht, gleiche Anzal der Schiedrichter beyzubehalten. Unter andern Ursachen, welche

die Katholischen beherzt machten, waren auch (ausser den Verfolgungen in Frankreich und Piemont,) einerseits das Verfahren der Franzosen in dem Ländchen Gex gegen die evangelischen Kirchen; anderseits aber die Hofnung, daß sich unter dem englischen König Jacob II. die päpstliche Kirche von neuem ausbreiten werde. Hiezu kam noch die Unterdrückung der Reformirten in Ungarn, wie auch die Auslöschung der evangelischen Linie in der Churpfalz. Im J. 1685. hatte der Bischof zu Bruntrut die Einraümung der Dohmkirche und der Kirchengüter in der Stadt Basel begehrt. Von Zürich aus ward auf abschlägige Antwort gedrungen. Immer wurden öfentliche und Privatzweytracht genährt. Wenn auf Katheder und Kanzel der Geistliche mit Declamation focht', so focht' am Gestade, aufm Markt, in der Schenke der Pöbel mit Faüsten. Und was durfte man anders erwarten, da selbst öfentliche Mandate den Geist der Polemick athmeten? Man erstaunt über den mächtigen Einfluß, welchen damals theologische Lehrmeinungen auf den Senat, auf Staatsversammlungen, auf Landtage und in das Cabinet der Fürsten gehabt haben.

Die Anleitung zur Vereinigung der Protestanten, welche Heidegger schon im J. 1686. geschrieben, ward auf Veranstalten des holändischen Gesandten zu Regenspurg, Peter Valkenier, zu Amsterdam gedruckt. Mit diesem stand Heidegger auf Antreib so wol der zürcherschen Regirung als der Generalstaaten wegen Kirchenangelegenheiten in ununterbrochenem Briefwechsel. Ungeachtet des Beyfalls, welchen Heideggers Unionsschrift besonders auch bey dem Churfürsten von Brandenburg und bey dem Herzog von Wirtemberg erhielt, so blieben nichts

desto weniger so wol die Formula Consensus als die Canons der Dordrechter-Synode noch immer für die Lutheraner ein Stein des Anstosses, der ihrer nähern Verbindung mit den Reformirten im Weg stand. Je weniger daher der zürchersche Gottesgelehrte durch Friedensvorschläge das Ansehn der protestantischen Kirche zu verstärken im stand war, desto eifriger war er bemüht, wenigstens das Papstum durch polemische Kunstgriesse zu schwächen. In dieser Absicht schrieb er sein Mysterium Babylonis und dasselbe erhielt grossen Beyfall bey dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm.

Als im J. 1688. der Prinz von Oranien den englischen Thron bestieg, gieng für die reformirten Kirchen eine günstige Morgenröte auf. Dieser neue König schickte im J. 1690. D. Thomas Coxe als ausserordentlichen Abgesandten nach Zürich und derselbe unterhielt sich mit Heideggern sehr vertraulich über die Angelegenheiten der Kirche; eben so sein Herzensvertrauter, Jo. Ludwig Fabritzius, welchen die Generalstaaten wegen Kirchenangelegenheiten nach der Schweiz schickten; mit diesem letztern besuchte er die Gelehrten in Bern, Lausanne und Genf. In dem Umgang dieser Männer ward er zur Verfertigung eines ausführlichen Lehrgebaüdes der Theologie ermuntert, welches er im J. 1696. zu stand brachte. (*) Aus dem Corpus zog er auch den Kern-Inhalt zum Gebrauch der Zuhörer. Aus diesen Schriften ist wol Heideggers Geist als der Geist seines Zeitalters bekannt genug. So viel jener zu Stimmung dieses

(*) Ueber den Werth dieses Lehrbegriefs verweisen wir auf die Semlerische Prüffung.

letztern beytrug, so vieles scheint auch dieses zu Stimmung des ersten beygetragen zu haben. Vielleicht daß in ein anders Zeitalter versetzt, Heideggers Geist weit glänzendere Blüten und kraftvollere Früchte würde hervorgebracht haben.

Der Geist der Polemick, der den Acker der Kirche mit Dornen und Unkraut bedeckte, wurde von zween Dämons begleitet, welche von gleichem Vater erzeuget, nichts desto weniger einer den andern wie Miltons Tod und Sünde verschlangen; auf der einen Seite war es dürre Scholastick, auf der andern Seite schwärmerischer Pietismus; jene erstickte unter grillenhaften Unterscheidungen und Ausmarchungen jedes freye Gefühl, jede Empfindung des Herzens; hierüber empört, erweiterte den Kräis, den Kräis der Imagination und der Gefühle so sehr, daß der Fanaticismus mit der trockenen, chimärischen Schulweisheit zugleich allen gesunden Menschenverstand und wahre Philosophie wegzubannen bemüht war.

Wenn wir das Schicksal der Philosophie von der Reformation bis auf unsere Tage betrachten, so finden wir, daß sie in Zürich buchstäblich immer oder doch meistens nur als Magd der Theologie erschienen war, daß wir zwar grosse Theologen gehabt haben, welche ganzen Schulen den Nammen gegeben, Zwinglianer, Heideggerianer u. a. Unsere Philosophen hingegen waren zu allen Zeiten so wenig Tongeber oder Erfinder, daß sie meistens nur unter fremder Fahne, bald als Aristotelicker, bald als Ramisten, bald als Cartesianer u. s. w. zu Felde zogen.

Man verstehe mich nicht unrecht; weit entfernt, den Ruhm philosophischen Geistes einem Zwingli, Bullinger, Conr. Geßner, Antistes Breitinger u. a. zu rauben, waren sie es, welche von der Philosophie den besten Gebrauch machten, indem sie das Licht derselben über alle andern Wissenschaften, über Critick, Religion und Historie, indem sie's über die Geschäfte des Lebens verbreiteten. Vielleicht eben deswegen verdienen sie den Nammen der Philosophen am meisten, weil sie die Philosophie nicht abgetrennt, nicht als Geripp, sondern als allenthalben aufklärende Begleiterin liebten. „Warum, sagt bey Gelegenheit der Scholastick Condillac, (*) „warum sind unsere meisten Lehrbücher der Sprachkunst, „der Rhetorick, der Vernunftlehre u. s. w. entweder „ganz schlecht, oder doch sehr unvollständig? Ohne „Zweifel weil man eigensinnig genug ist, Dinge zu „söndern, die ihrer Natur nach sich gegenseitig aufzuklären bestimmt sind, und wofern solche Dinge nicht „bis auf einen gewissen Punct vermischt werden, wird „man zu keiner zusamenhängenden Erkenntniß gelangen.“ Indeß ist es nun einmal dem Sprachgebrauche so wol als der Lehrmethode angemessen, daß die Philosophie, Logick und Metaphysick absönderlich als Gerüst oder Werkzeug angesehn werden, und in wie fern wir selbige in diesem Gesichtspunct ansehn, scheints bisher bey uns an einem Philosophen zu fehlen, der Epoche könnte gemacht haben. Eben die grossen Verdienste, die Zürich um die Reformation des Glaubens hat, hin-

(*) S. Condillacs Cours d'Etude, T. XII. B. VIII. C. VII. wie auch T. XV. B. XIX. C. XIV.

derten an Erwerbung grossen philosophischen Verdienstes. Die Reformatoren nämmlich verachteten mit Recht die einzige Philosophie, die sie in ihrem Zeitalter vorfanden, die alte Scholastick. Gegen die päpstliche Hierarchie bot ihnen die h. Schrift weit siegreichere Waffen als die Schulweisheit. Daher Sprache, Critick, Altertümmer, Geschichte das unentbehrlichste, herrschendeste Studium. Nachherige, ununterbrochene Religionszwiste hinderten ebenfalls den Fortgang der Philosophie oder gaben ihr einen allzu theologischen, academischen Zuschnidt.

Modeton war es damals Pietiste, so wie es seither Modeton geworden, Freygeist zu werden. (*) Einer der vornemmsten Tongeber unter den Heiligen war ein gewisser junger Geistlicher, Nammens Hans Georg Ziegler; dieser predigte in Arndts und Hoburgs Manier; zu Stadelhofen hielt er Zusamenkünfte; die Diacons der Stadt erhielten Befehl, hierauf aufmerksame Augen zu richten und hernach Bericht abzustatten. Die Gespräche, die Heidegger mit diesem Schwärmer geführt hat, sind im Drucke erschienen. Den 10. Hornung 1692. ward Ziegler wegen seiner Irrlehren vom geistlichen Stande entsetzt; andre seiner Anhänger wurden verbannet. Heinrich von Schönau, ein Haupt dieses pietistischen Haufens, starb zu Meinungen, als er aus Nieder-

(*) Alte Moden werden erneuert oder sie kommen aus grössern Städten in ungebautere Provinzen; noch heut zu Tag ists an einigen Orten, wie z. B. in Graubündten schöner Weltton, Zinzendorfianer zu heissen.

Niederlanden, wo er die Brüder besucht hatte, heimreisen wollte.

Mittlerweile hatte sich Ziegler nach Bern begeben und daselbst unter anderm drey Dienstmägde verführt. Dieselben begaben sich den 10. Junius 1693. zu einem Predikanten auf der Landschaft und ermahnten ihn, er sollte seiner Gemeinde nicht mehr predigen, sondern sie nur erinnern, daß der jüngste Tag vor der Thüre sey. Sie gestanden, daß sie ihre Offenbarungen von einem gewissen Lüneburger, Walther, und von Ziegler aus Zürich geborgt haben.

Ueberal die selzamste Mischung von Aberglauben und Unglauben, von Heiligkeit und von heillosem Wesen, von Quakerey und von Socinianismus fand man bey diesen Fanatickern. Je mehr sie Vernunft und Auslegungskunst, je mehr sie überhaupt alles academische Studiren geringschätzten, desto ausschweifender ihre Imagination und desto leichter konnten sie die wiedersprechendesten Lehrmeinungen verdauen.

Ends Junius 1698. kam eine Schrift von der Sterblichkeit der Seele und von dem Ende der Höllenstrafen nach Zürich. —

Obrigkeitswegen ward bey allen Buchbindern nachgeforscht, für wen sie solche Büchelgen gebunden haben? Den 10. Julius wurden die Angezeigten, besonders auch Heinrich Locher und ein gewisser Geistlicher, Nammens Laubi, von zween weltlichen und zween geistlichen Kirchenräthen untersucht. Aus den Briefen des letztern sah man, daß er mit den Pietisten in Bern, dem Diacon

Guldi, dem Schreiber Knopf, dem Pfarrer Lucius zu Stetteln in Briefwechsel gewesen; auch wird in diesen Briefen gedacht eines Heinrich Groben von Zürich, Wilhelm in Thurm zu Schafhausen, Magister Franken zu Halle, N. Wolters, des Lüneburgers, Elsbeth Tannerin von Bern, welche leztre mit Gesichtern und Offenbarungen pralte. Laubi bekennte, daß ihm Lucius Frau Langin empfohlen habe. Dieselbe kam aus dem Brandenburgischen, wo sie zu Berlin den Mann muthwillig verlassen hatte, nach Schafhausen, von Schafhausen gen Bern; nachdem sie daselbst verwiesen worden, kam sie gen Zürich und ward im Gasthof zum Schwerdt von Laubi und vom Buchhändler Bodmer besucht; Leztrer nahm sie in sein Haus auf; von Zürich begab sie sich nach Meyenfeld und Pfäfers; zu Vaduz gieng sie mit den Catholicken zur Kirche, eben so in Cleven, und zwar unter solchem Anschein von Andacht, daß ein Capuziner sie öfentlich von der Kanzel zur Nachfolge vorstellte; seither erfuhr man nicht, wo sie hingekommen war, ob sie nach Jerusalem gegangen sey, wie sie vorgab, daß sie in einem Gesicht zu solcher Reise aufgefodert worden.

So streng die Inquisition solcher Leute war, so sonderbar war die Bestrafung derselben. Den 15. Nov. 1698. ward hierüber vor dem täglichen Rathe erkennt, Heinrich Laube möge zwar in seiner Filialkirche zu Schwammendingen wider predigen, jedoch solle er des Predigens beym grossen Münster an den Donnstagen um 9 Uhr sich enthalten; Bodmer ward um 5. Mark Silber, Heinrich Locher um 25. Mark gebüßt. Zugleich sollen sie sämmtlich nebst dem Cämmerer Hardmeyer zu Bonstetten vor dem Kirchenrath eine ernstliche Correction

anhören. Mehrere, kleinfügige Anecdoten von diesen Pietisten übergehn wir.

Wie streng das geistliche Inquisitionsgericht in Zürich zu Heideggers Zeiten gewesen, dieses beweisen die Schicksale mancher würdiger Lehrer, welche wegen geringen Abweichungen von dem herrschenden Lehrbegriff bald der Aemter entsetzt, bald des Bürgerrechtes verlustig erklärt wurden. Die Gewissensfreyheit, deren wir heut zu Tage geniessen, wird uns in Vergleichung mit dem vormaligen Gewissenszwang doppelt theuer erscheinen. Auch verdienen jene Märtyrer, wenn auch nicht einmal der Warheit, doch immer der Freyheit, daß wir ihre Nammen ausm Staube erwekken. Sie sinds, durch deren Selbstaufopferung unvermerkt die geistliche Tiranney besiegt wurde. Unter mehrern andern dürfen wir nur eines Johann Kellers, Michael Zinggen, Joh. Hochholzers, Heinrich Bülod erwähnen. Joh. Keller sah sich im J. 1659. blos darum verkäzert, weil er die Schriftstelle Joh. III. 16 ꝛc. auf das ganze menschliche Geschlecht anwendete. Von ungefähr hörte er beym Buchladen einen Kandidaten sagen: Doctor Heidegger schreibe Etwas gegen die Lutheraner, und Keller erwiederte: Was darfs des Dings? die Voraltern haben sich gründlich erkläret; hiebey sollte man bleiben, alsdenn hätte man keinen so unversöhnlichen Streit mit den Lutheranern. — Hierauf ward Keller beym Kirchenrate verklagt und in Verhaft aufs Rathhaus gebracht; oberkeitlich wurden seine Schriften untersucht und aus denselben einige, vermeintliche arminianische Lehrsätze gezogen. Diese Lehrsätze wiederrufte er schriftlich; alsdenn ward er des Verhaftes entlassen, jedoch blieb er in sein eigen Haus

arrestirt. Wir finden, daß dieser Johann Keller seither, nach Aufopferung des Vaterlandes und des Predigtamtes, als Arzt in der Pfalz zu Alzey gelebt hat. — Um gleicher Ursachen willen ward auch Michael Zingg, unsers Heideggers ehmaliger Lehrer, als Universalist ins Gefängniß geworfen. Oberkeitlich wurden seine Schriften untersucht und mehr als 300 teutsche und 600 lateinische Predigten bey seite gelegt, ferner ein Auszug aus David Georg, die Werke Jacob Böhms, viele kleine Aufsätze der Rosenkreuzer, die Trias mystica, das Mysterium naturæ, das thesauriolum Secretorum naturalium chymicorum, de occulta magico magnetica morborum quorumdam curatione naturali, Galilæi à Galilæis Systema mundanum u. a. Seit langem her waren die Geistlichen auf Zinggen wegen seines Credits so wol beym Volk als bey den Räthen eifersüchtig gewesen; die Beschuldigungen, die sie gegen ihn vorbrachten, waren von solcher Beschaffenheit, daß weder das Volk noch die Räthe daraus klug werden konnten; sie sagten, er wolle das Wort Person von der Dreyeinigkeit nicht gelten lassen: Adams Fall liege ihm nicht recht; er laügne die Menschwerdung Christi; er nenne den h. Geist Mercurius und schreibe ihm einen Leib zu; er sage, Spitzköpfe wollen in matricem schauen; er laügne die Auferstehung des Fleisches; er behaupte, die Widergeburt geschehe im Körper; das Zeichen △ bedeute Feuer und Wasser, es sey aber ein parazelsischer Zaubercharacter, dem er grosse Kraft zueigne; er sage, er habe den Tod schon überwunden; auch habe er mit ander zusammengeschworen, Cerinth, David Georg und Socin seyn nicht so arge Kätzer gewesen. — — Im Gefängniß erhielt er durch eine ungenannte Person den

Bericht, daß schon vorgeurteilt worden, man werde ihn von dem Pfarr- und vom Predigtamte verstossen und zugleich aus dem Kanton verbannen; eine andre Meinung gehe dahin, daß er entweder soll eingemauert, oder durch Feuer und Schwerdt abgethan werden. Schon lang war ihm sein Weib angelegen, daß er sich retten sollte. Diese Warnung vermocht' ihn, ihr zu folgen, und noch mehr vermocht' ihn hiezu der sonderbare Gedanke, daß er schuldig sey, die Obrigkeit an Vergiessung unschuldigen Blutes zu hindern. In größtem Elend und mit krankem Körper flüchtete er sich im Geheim mit seinem Weib fort; seine vier Kinder ließ er zurück. Den Weg hatte er nach Röteln genommen; der Marggraf vergönnte ihm in Weilen, einem Flecken dieser Herrschaft, sich niederzulassen. Im eilften Jahr seiner Entweichung im J. 1672. nahm der Bürgermeister Hirzel eine Bittschrift von ihm an; in derselben flehte er um Gnade, seine wenigen übrigen Tage in dem Vaterlande beschliessen zu dürfen. Er hatte izt 71 Jahre und der Haß seiner Feinde hatte sich noch nicht gelegt. In dem hohen Alter war es ihm fast unerträglich, in der Ungnade seiner Oberkeit zu leben und zu sterben. Im J. 1673. wollte der Rath von Brugg ihm Aufenthalt in dieser Stadt bewilligen, wofern die Obrigkeit in Zürich nichts einwenden würde. Diese beantwortete Zinggs demüthiges Ansuchen mit Stillschweigen; hierauf erhielt er von der verwittweten Frau von Wildeck die Erlaubnis in ihrem Hause zu Möricken zu wohnen; daselbst unterwieß er die Söhne dieser Dame, und starb im Julius 1676. unbegnadigt, im siebzehnten Jahr seiner Verbannung.

Nicht weniger traurig war das Schicksaal Joh. Hochholzers, des Pfarrers zu Rickenbach. Wegen einer Predigt über Joh. V. 19, 20. ward er arianischer Irrlehren beschuldigt. Den 23. März 1690. ward er vor den Kirchenrath zur Verantwortung gezogen, und hierauf wurden sogleich alle seine Schriften zur Untersuchung nach Zürich geliefert. Um den Geist beyzulegen, übergab ihm der Kirchenrath ein orthodoxes Glaubensbekänntniß, und dasselbe unterschrieb er den 27. April 1690. Mit der Unterwerfung hatte er wenig gewonnen; auf Prof. Schweizers und Doctor Heideggers Bericht an die hohe Regirung, ward er den 31. März 1691. ohn' alles Beding des Pfarrdiensts verlurstig erklärt. In der nächsten allgemeinen Synode sagte der Antistes öffentlich: Einzig wegen hohen Alters und kränklicher Leibesumstände sey der entsezte Pfarrer Hochholzer mit schwererer Ahntung verschonet geblieben.

Wenn in den damaligen Zeiten die Metaphysic der Religion mit Gefahr begleitet gewesen, so war das freyere Studium der h. Kritik für ihre Liebhaber nicht weniger gefährlich. Den 20. Winterm. 1692. ward zu einem Professor der ebräischen Sprache erwält Heinrich Bülod, ein Sohn des verstorbnen Archidiacon Bülod. In seiner Antrittsrede zog er die LXX Dollmetscher dem ebräischen Grundtexte vor, oder sagte vielmehr, daß dieser aus jener Uebersetzung könne beleuchtet und berichtigt werden; ferner, daß der heutige ebräische Text jünger sey als die griechische Dollmetschung; die Punkten seyen eine neuere Erfindung der Masorethen u. s. w. — Hierüber ward er von dem Kirchenrath zur Verantwortung gezogen und bevor er feyerlich obige

Sätze wiederrufen hatte, durfte er keine Vorlesung halten. „Die Sache (heißts in der Friesischen Handschrift) „griff ihm so tief zum Herzen, daß er bald hernach „über starkem Nachsinnen in Verrückung gerieth.“

Ohne Zweifel daß die Strenge, womit man die Heideggersche Glaubensformel gegen jede Neuerung zu vertháidigen gewohnt war, hie und da manches aufkeimende Genie muthlos gemacht und in der Geburt erstickt hat. Auch über gleichgültiger Gegenstände durfte man nicht schreiben, ohne daß man Gefahr lief für profan erkláret zu werden. So z. B. ward Gotthard Heideggern, einem nahen Verwandten unsers Heideggers, seine Schrift über die Romanen zum Verbrechen gemacht. Unterm 20. Febr. 1697. schreibt der Verfasser der Mythoscopia romantica an seinen Bruder: Tandem jam eo deventum est, ut nemo non meam mecum infelicitatem manibus, quod aiunt, palpare queat. *Virgidemia* Atridas dedit infensos, *Antiromantica* propriam carnem inimicam.

So unruhig wegen unaufhörlicher Kirchenzwiste unsers Heideggers öffentliches Daseyn biß ans Ende gewesen, eben so unruhig war sein Privatleben wegen der vielen Sorgen, die ihm seine eigne Familie verursacht hatte. Der bekannte John Heidegger, der als Magister elegantiarum an dem englischen Hof gelebt hat, und dessen Young in seinen Satyren erwähnt, war der Sohn unsers Gottesgelerten. Dieser Leztre endigte sein Leben im J. 1698. und hatte Joh. Jacob Hottinger zum Nachfolger auf dem theologischen Lehrstul.

V.

Johann Jacob Scheuchzer.

Wie fremd und unerfahren man bis auf die Ankunft Scheuchzers in dem Studium der Natur war, können unter andern die noch haüfigen Gespenster und Hexengeschichten beweisen, welche die helvetischen Jahrbücher dieses Zeitalters entweyhen. Noch den 9. May 1705. klagte selbst der zürcherische Kirchenvorsteher Klingler über einen solchen Dämon, der freylich hernach in Verhaft gesetzt und mit dem Schwerd hingerichtet worden. Ein solcher Poltergeist war es, der im J. 1700. zu Luzern zwo zürcherische Weibspersonen zu bekehren bemüht war. Im J. 1701. wurden acht Personen von Wasserchingen der Hexerey beschuldigt und in Zürich zum Tode verurtheilt. — Ohne Zweifel, daß nachherige, genauere Naturforschung das Meiste zur Vertreibung der Finsternisse des Aberglaubens beytrug; und um dieses Studium hatten die beyden Brüder, Johann Scheuchzer und Jacob Scheuchzer für ihr Zeitalter ungemeine Verdienste.

Jacob Scheuchzer erblickte das Licht der Welt im J. 1672. Im J. 1692. zog er auf die Academie nach Altorf, hernach weiter nach Utrecht. Im J. 1695. machte er seine erste Alpenreise. Dann gieng er wieder nach Altorf und Nürnberg. Daselbst genoß er Sturmens und Eimartens Unterricht und Umgang. Bey seiner Zurückkunft

nach Zürich im J. 1710. ward er Stadtphysicus und Lehrer der Meßkunst. Im J. 1714. bekam er einen Beruf nach Petersburg. Die Sache kam vor Rath und wurde mit zwanzig Stimmen entschieden, wofern er den Beruf ausschlage und in Zürich bleibe, so sollten ihm seine Einkünfte verbessert werden; einige Zeit hernach erhielt er wirklich ein Canonicat bey dem carolinischen Stifte. Daß er übrigens unter seinen Collegen wenige Freunde gehabt habe, betrift folgende Anecdote aus einem handschriftlichen Brief unterm 6. Jul. 1714. „Hr. „Doctor Scheuchzer — so schreibt Landschreiber Gwerb „an Landvogt Füßli, — „hatte eine weisse Krähe, die „flog ihm aus. Der Doctor stieg ohne Schuhe auf „das benachbarte Dach und holte sie ein, jedoch nicht „ohne Gefahr des Lebens. Man sagt, wenn er todt „gefallen wäre, so hätten die Chorherren der Krähe „ein Leibding geordnet.“ In einem andern Schreiben desselben Verfassers unterm 9. Sept. 1712. heißt es. „Vorgestern kam Herr Doctor Scheuchzer mit dem „glatten Kragen und dem Degen in ein Convent. Diesen „Aufzug wollten die Chorherren nicht leiden, sondern „ihn ausstellen; er aber blieb; sie zankten sich „lange; endlich ward das Convent aus einander gelassen, „ohne geringste Berührung der Geschäfte.“ So kleinfügig und zugleich feindselig war die Denkart seiner Collegen, daß sie es wagten, Scheuchzers neue Lehren für profan, z. B. das copernicanische System für atheistisch und die schwammerdamischen Hypothesen für schlüpferig und libertinisch zu erklären. Um sich also nach dem Geist des Zeitalters und nach dem Geschmack theologischer Leser und Zuhörer zu bequemen, gab Scheuchzer seinen physischen und mathematischen Untersuchungen

mehrentheils einen biblischen Zuschnitt; schrieb er z. B. Hiobs heilige Naturlehre, antediluvianisches Herbarium und Physica sacra. Einzelne Schriften von ihm findt man in den Leipziger-Miscellanien, in den Ephemeriden der Naturæ Curiosorum und in den Londner-Philosophical-Transactions. Sein brauchbarstes Werk sind die helvetischen Alpenreisen, welche Sulzer von neuem herausgab. In dem Entwurf des gelehrten Schweizerlandes erwähnt Balthasar: Jacob Scheuchzer sey Willens gewesen, eine Bibliotheck der schweizerischen Schriftsteller zu liefern; durch seinen Tod aber sey die Arbeit in Stecken gerathen. Von ihm hat man auch die grosse schweizerische Charte; jedem der zweyhundert Rathsglieder ließ er ein Exemplar überreichen; dafür erhielt er von der Regierung ein Geschenk von 500. Gulden, also gerade so viel als sie an Werth waren.

Von beeden Scheuchzern hat man noch sehr wichtige Handschriften, z. B. von unserm Jac. die politische Reformationsgeschichte in Zürich vom J. 1713. An dieser Reformation hatte er selbst grossen Antheil. Mit edler Kühnheit wurden von ihm einige wichtige Abänderungen in den Grundgesetzen des Staates durchgesetzt. So sehr dem Anschein nach die Gelehrsamkeit auf Museum und Catheder eingeschränkt ist, so vielen Einfluß hatten nichts desto weniger zu allen Zeiten die zürcherischen Lehrer auf die Regierung; unter anderm vielleicht auch darum, weil sie nicht nur durch vertraulichern Umgang mit den grossen Römern und Griechen die Seele zum Gefühl der Freyheit erhoben, sondern auch weil sie vormals beynahe die einzigen, wenigstens die vornehm-

sten waren, die öffentlich mit Nachdruck sprachen und schrieben.

Wenn es indessen befremdet, den gelehrten Naturforscher Jacob Scheuchzer unter offnem Himmel auf dem Lindenhof an der Spitze des Volks zu sehn, so wird es nicht weniger befremden, ihn auf dem theologischen Kampfplatz zu finden. So sehr war damals noch Jedermann polemisch, daß auch dieser so tolerante Mann der Ausforderung eines päpstlichen Kirchenritters immer ausweichen konnte. Ein Jesuit von Luzern, Pater Joseph Sonnenberg, machte sich breit mit zwo (wie er sie hieß,) gehörten Schlußreden. Schriftlich forderte er Scheuchzern zur Widerlegung auf. Da dieser hiezu keine Lust hatte, unterstand sich der Jesuit im J. 1719. unter angenommenem Namen eines Chorherrn Fischmanns hierüber an den regierenden Bürgermeister in Zürich zu schreiben. Durch dieses ward der gute Scheuchzer zum Antworten verpflichtet. Es entstand ein weitläufiger Briefwechsel, woraus nicht weniger das menschenfreundliche vertragsame Herz unsers Scheuchzers als die Energie seines philosophischen Kopfes hervorstralt. Optassem sane, schreibt er unter anderm vom 3. Nov. 1719. ut non exacueretur serra in re tam parvi momenti & ut Theologorum unus alterum superare studeret fide, caritate, bonis operibus. Credit quisque sibi, & pro eo, quod credit, rationem redditurus est Deo. Nach wiederholten Instanzen, fängt unser Theologe, der es malgré lui geworden, nunmehr an, etwas unwillig zu werden. Ungemein aufgeraümt und witzig ist seine unwillige Laune. Je passe, schreibt er, avec silence vos nouvelles invectives contre notre sainte religion, lesquelles me

font croire que vous êtes de l'ordre de controversistes les plus querelleux & les plus insatiables, je ne veux pas dire, pour ne pas perdre le respect, de l'ordre de ces oiseaux qui ne vivent que de la rapine, sachant bien, que Messieurs les Jésuites n'ont ni becs ni cornes; car s'ils en avaient, personne ne serait sûr: Je desire pourtant de savoir, combien de milliers d'Hérétiques vous aurez déja converti? S'il ne reste rien à convertir dans votre Catholicisme, dans votre Province, dans votre Couvent, dans vous-même -- und weiterhin: l'Expérience me fait voir, que les controversistes ne peuvent jamais cesser de faire des guerres, éloignés beaucoup de l'esprit de notre Sauveur & des maximes douces de la Morale Chrétienne & d'une sage Politique. Au bout du compte ils n'ont autre chose à risquer que la réputation. Je suis persuadé qu'ils agiraient de même comme les Princes, qu'ils mesureraient mieux leurs pas, si pour chaque dispute ils risqueraient un pré, ou enfin un seul florin de leurs revenus &c. Dieser Briefwechsel währete bis ins J. 1720. bis endlich dem schwärmerischen Sonnenberg von dem Rector des Jesuiter-Collegiums, Dominicus Weck, das Stillschweigen auferlegt wurde.

Im J. 1733. starb unser Scheuchzer, und sein Name bleibt unsterblich. Die kaiserliche Academie der Naturæ Curiosorum, wie auch die königlichen Societäten zu Berlin und London waren stolz darauf, ihn zum Mitgliede zu haben.

Sein Bruder Johannes Scheuchzer war im J. 1684. gebohren. Nach Endigung der academischen Studien begab er sich in holländische Kriegesdienste; hierauf ward er Secretair beym Grafen von Marsigli; mit diesem

reisete er nach Italien. Bey der Zurückkunft ins Vaterland übete er sich in der Mechanik und militarischen Baukunst; auch leistete er dem Kanton Zürich im J. 1712. als Ingenieur nützliche Dienste. Im J. 1720. ward er als Professor der Meßkunst nach Padua berufen; der Religion wegen nahm er diesen Beruf nicht an. Nachdem er zum zweytenmale Holland, Frankreich, Italien, Teutschland durchreiset hatte, ward er im J. 1732. Landschreiber der Grafschaft Baden, im J. 1733. Professor der Naturlehre, Stadtarzt und Canonicus, an die Stelle seines verstorbenen Bruders. Ihm hat man unter andern die historisch-critischen Anmerkungen über die Urkunden des Klosters Pfefers, die Abhandlung über die Baderwürfel, verschiedene andere Aufsätze z. B. über den Nutzen der Naturgeschichte in der Arzneykunst, über die Wassermeteoren, über den Ursprung der Berge, über die Sündfluth, über die figurirten Steine u. v. zu danken. Am wichtigsten ist seine Agrostographie. Ungeachtet der damals in der Naturlehre noch herrschenden Vorurtheile verdienen nichts desto weniger diese beeden Scheuchzer alle Verehrung, daß sie es gewesen, welche zuerst in Zürich die Newtonischen Erfindungen ausbreiteten und mit der Fackel der Erfahrung den Dunstnebel aristotelisch-carteſianischer Grillen vertrieben.

VI.

Johann Jacob Breitinger.

Der gröste Schulverbesserer in diesem Zeitalter war ohne Widerrede Joh. Jacob Breitinger, derselbe erblickte das Licht der Welt den 1. Merz 1701. Nach Vollendung der academischen Studien ward er im J. 1720. zu dem geistlichen Stande eingeweyhet. Jene glückliche Musse, welche den jungen Geistlichen von der Ordination bis zu einer Beförderung frey bleibt, wendete er meistens auf das Studium der Alten. Durch vertrauten Umgang derselben machte er sich ihre Denkart eben so eigen als ihre Sprache. Obschon der Kirche gewiedmet, glaubte er nichts desto weniger genaue Bekanntschaft der Griechen und Römer seiner eben so wenig unwürdig als Zwingli. Was schön, was gut und wahr ist, trägt das Gepräg eines göttlichen Ursprunges, wo es sich immer befindt.

Persius war anfangs der Lieblingsdichter unsers Breitingers. Wichtige Stellen in den Satyren desselben, die auch einem Voß und Bayle dunkel geblieben, beleuchtete er, und diese Beleuchtungen fand der Präsident Bouchier so glücklich, daß er sich derselben zu weiterer Ausführung bediente. Für einen Geist, wie Breitingers, war indessen die blosse Wörterkritik keine Nahrung, gar bald wurde seine Neigung für dieselbe dem Geschmack für Weltweisheit und schöne Litteratur un-

tergeordnet. Der Thesaurus der schweizerischen Geschichte und die helvetische Bibliothek, an welchem er mit Bodmern den grösten Theil nahm, sind Beyspiele, wie vortheilhaft der Philosophe dem Kritiker, und dieser jenem die Hand biethe.

Indem unser Gelehrte gleichsam von Kindheit auf bis gegen siebenzig Jahre mit Bodmern im täglichen und innigsten Umgang lebte, vereinigten sich beyde, um vermittelst kritischer Werke für den Nationalgeschmack das zu werden, was für die Reformation des Glaubens Zwingli geworden. Nach dem Vorbild dieses Letztern, war bey ihnen das Schöne in den Künsten keineswegs letzter Zweck, vielmehr war es Mittel zu Beförderung des Wahren und Guten.

An dem fürtreflichen Bürgermeister Johann Caspar Escher fand Britinger einen eifrigen Beförderer: durch das Ansehn und durch das Beyspiel desselben ermuntert, sah er das Studium der griechischen Litteratur als das beste Gegengift des schlechten Geschmacks an. Dem genauen Umgang mit diesem Mäcenate haben wir es zu danken, wenn Breitinger im J. 1730. anfieng, die meiste Zeit auf ein Werk zu verwenden, welches in näherer Beziehung mit seinem geistlichen Beruf war. Wir reden von seiner Ausgabe der siebenzig Dollmettscher. Die bosische Ausgabe war mangelhaft, die grabische selten und kostbar. Letztre legte er zur Grundlage, und bestimmte sie nach den alexandrinischen und vaticanischen Handschriften. — Im J. 1731. erhielt er den hebräischen Lehrstul in dem untern Collegium, und bald hernach zugleich in dem obern. Bey seiner Inauguration hielt er die Rede de lingua Deo quasi vernacula

ejusque virtutibus, und zu Erleichterung der heil. Sprachwissenschaft schrieb er die Abhandlung über die hebräischen Idiotismen. Nicht lange, so ward er genöthigt, in dem erstern Collegium die logischen und oratorischen Vorlesungen für einen andern über sich zu nehmen. Von dieser Zeit an richtete er seine Gedanken hauptsächlich auf die Verbesserung des Schulwesens. Wie gesund seine Begriffe hierüber gewesen, beweiset die Abhandlung de eo, quod nimium est in studio grammatico, wie auch seine lateinische Logik und hernach vornehmlich die kleine teutsche Vernunftlehre, wodurch er nicht ohne Widerstand die Wendelinische aus den Schulen verbannte. Ungeachtet zu seinem Ruhm diese Schriften hinreichen würden, so lieferte er doch von Zeit zu Zeit wichtige Beyträge sowol in die Tempe helv. als in das Museum helv. Auch hat man von ihm eine Nachricht des geschriebnen griechischen Psalters, der sich auf der Carol-Bibliotheck befindt, und dessen nähere Beschreibung der Cardinal Quirini verlangte; ferner die philosophische Abhandlung von den Gleichnissen; die kritische Dichtkunst; die Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle, u. a.

In so verschiedene Fache als Breitingers Vorlesungen gehörten, schien er allemal für diejenigen vorzüglich geschaffen, worüber man ihn jedesmal anhörte; immer derselbe Geist der Ordnung und Genauheit, so ungleich der Gegenstand war. Hiervon zeugt unter anderm sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Cardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouchier, dem Bürgermeister Uffenbach, dem Abt Gerbert von St. Blasien,

mit

mit Iselin, Buxtorf, Bourmann, Schelhorn, Kiesling, Kap, Crusius, Altmanns, Brunner, le Maitre, Vernet, Semler, Ernesti u. a. Ein solcher Mann, der im Briefwechsel mit Gelehrten aus den verschiedensten Fachen allemal jedem derselben in dem Seinigen genug that, war sehr geschickt, mit seinem Freund Bodmer dem Nationalgeist eine vorteilhaftere Richtung zu geben. Indem wir frey und glücklich des Tages geniessen,, den sie schufen, wirds uns schwer den Muth und die Klugheit ganz zu begreifen, wormit sie manches Vorurtheil besiegten. Nur darf man sich erinnern, daß man noch zu Scheuchzers Zeiten die löwenhökische und schwammerdamsche Erzeugungs-Theorie als schlüpfrigen Einfall und Copernics Weltsystem als Unglauben, — daß man zu Bodmers und Breitingers Zeiten die kritischen Schriften derselben als geruchlose Tulpen und Milton als Visionair erklärte, ja, daß ein Zimmermann selber in Klopstoks Messiade wenig anders bemerkte, als die häufige Nachahmung des prophetischen Styls, die er um so viel weniger liebte, da ja, seiner Meynung nach, der Ausdruck der Propheten ohnehin dunkel genug sey.

Ohne Zweifel betrügen wir uns nicht, wenn wir die neue Richtung, welche Breitinger mit einigen seiner Zeitgenossen unserm Nationalgeist zu geben im Stand war, ungefähr auf folgende Weise erklären: Mit den Manufacturen wuchsen die Künste des Reichthums, und mit dem Reichthum bekamen wir Musse; diese erlaubte der Neugier und dem Beobachtungsgeiste freyere Entfaltung. Schon verbreitete sich der Widerschein von

dem aufgehendem Lichte benachbarter Länder auch über das unsrige. So wenig der Anbruch des Tages Leute hätte aus dem Schlaf aufwecken können, die ein ganzes Leben hindurch unter dem Schutt alter Vorurtheile eingeschnarcht waren, so unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufstrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue, ja das schlechte und unnatürliche selber, in so fern es verjährten Ansehn Troz beut, mit so vieler magischer Kraft wirkt. Wenn aber dieses Neue zugleich wahr und gut, wenns nicht bloß Flitter, sondern von innerm Gehalt ist, wie glücklich ist nicht der Geist, dessen Entwicklung in jene glänzende Epoche fiel, in welcher erst noch Ludwig XIV. ein goldenes Zeitalter der Künste und der schönen Litteratur von Frankreich aus, und seither von Teutschland aus Wolf und Leibnitz ein neues Licht gesunder Philosophie ausbreiteten? Electrisch pflanzte die erste Entzündung sich fort, und auch bey uns borgte eine Menge mehr oder weniger vortrefflicher Köpfe von Bodmers und Breitingers Erleuchtung. Bis ins graue Alter blieb auch Breitinger äusserst aufmerksam, nicht nur jede Gelegenheit zur Ausbreitung des Guten, die sich anbot, zu nutzen, sondern auch dieselbe für sich und für andere von allen Seiten herbeyzuführen, wo sie noch entfernt schien. Immer war nicht nur sein Catheder, sondern auch sein Museum die Zuflucht jedes aufblühenden Genies; mit gleicher Leichtigkeit ließ der grosse Mann sich herab, Auszüge, Uebersetzungen, Versuche eines Schülers zu prüfen, wie er sich mit geübtern Köpfen zu den wichtigsten litterarischen, kirchlichen, politischen Untersuchungen und Entwürfen erhob.

Ein solcher Character erwarb ihm die Würde des De-

canats über die amtlosen Geistlichen. Immer glaubte er nichts gethan zu haben, wenn er nur die Pflichten seines Amtes und zwar auch noch so gewissenhaft beobachtete. So viele Jünglinge, unter welchen seither mancher zu dem Lehr und Predigamt berufen, oder als Schriftsteller in diesem oder jenem Fache berühmt worden, werden ihn als Vater verehren, der zur Bildung ihres Characters nicht weniger, als zur Entwicklung ihres Geistes beytrug. Da die Glückesumstände oftmals mehr, als gut ist, auf den ganzen Menschen vermögen, so hielt er es seiner keineswegs unwürdig, auch hie und da, für die ökonomischen Angelegenheiten, und für Beförderung seiner Schüler zu sorgen. Indem er indeß mit unermüdetem Fleisse, und mit ganz besondrer Geschicklichkeit, sich sowol der Privat-ökonomie seiner Freunde und Clienten, als der öffentlichen Oekonomie des carolinischen Stiftes annahm, so wurden ihm dadurch viele Stunden geraubt, welche den Musen hätten heilig seyn können.

Im J. 1745. ward ihm die Professur der griechischen Litteratur nebst dem Canonicat aufgetragen. Ob ihn indessen schon sein Schicksal von der Predigerkanzel und von Pastoralgeschäfften entfernte, so fand seine Seele, eben so groß als sein Geist, mitten unter gelehrten, kritischen, philosophischen Bemühungen, immer noch das entzückendste Vergnügen an Ausbreitung populärer Känntnisse. Indem er die Religion von den fruchtlosen Auswüchsen der Schultheologie säuberte, verbreitete er unter uns jenen Geschmack an practischem Vortrag, sowol in den Schriften als in den Predigten der jüngern Geistlichen. Der Körper derselben, von einer solchen Seele

belebet, erlangte mehr Uebereinstimmung und Thätigkeit.

In zwo Anstalten unter andern, die von seinem Eifer für Geschmack, für Tugend und Religion zeugen, wird er auch bey den Enkeln noch leben. Die eine ist, die verbesserte homiletische Einrichtung, da wöchentlich zweymal der Reihe nach, einer der jüngern Kirchendiener eine heilige Rede hält, welche unter desselben Aufsicht in der Versammlung der Brüder beurtheilt und mit Anmerkungen über die Kanzelberedsamkeit, die Auslegungskunst und die Pastoralklugheit begleitet ward. Die andre ist die ascetische Gesellschaft, welche sich unter seinem Vorsitze, zu bestimmten Zeiten im Hörsaal versammelte, um sich durch Auflösung wichtiger Gewissensfälle, und andre Pastoralprobleme, durch populäre heilige Vorträge, durch Verfertigung salbungsvoller Gebeter und Lieder, Catechisationen und andrer ascetischer Schriften, auf den Hirtenberuf vorzubereiten. Dieser Anstalt haben wir die Betrachtungen für gefangene Missethäter, ein Gebetbuch für Kranke, eine Menge geistlicher Erfahrungen und Beobachtungen, wie auch sorgfältiger Unterweisung, Pflege und Beysteuer, so vieler Unglücklichen in den Armenhäusern, Unterstützung verwaisster Schulkinder, und Belehrung der Landschulmeister zu danken. Auch ward in dieser Gesellschaft unter Breitingers Handleitung ein Kinderunterricht verfertigt, der in psychologischem Fortgang von sinnlichen Empfindungen und Bedürfnissen zur Känntniß des ganzen Menschen, seiner Seele, seiner Fähigkeiten, seiner moralischen Verhältnisse fortschreitet, und in welchem die Fragen allemal so gesetzt sind, daß nur eine einzige, bestimmte Antwort, und zwar allemal die

folgende nothwendig aus der vorhergehenden herausfällt. Als Breitingers Schwanengesang kan man die Orationes Carolinas betrachten, die er unlängst durch Professor Hottingern herausgab. Wie angenehm die Zueignung dieser Schrift, und wie verehrungswürdig der Verfasser dem heroischen Semler gewesen, kan unter andern das Schreiben dieses leztern bezeugen, welches der Untersuchung über die Apocalypsin vorgedruckt ist.

Auch das hohe Alter, auch der Tod selber konnten unsern Breitinger nicht müssig überraschen. Noch befand er sich den 13. Christm. 1776. in der Versammlung des Kirchenrathes, als er kurz nach seiner Heimkunft von einem Schlagflusse getroffen wurde, der ihn alles Bewußtseyns beraubte. Folgenden Tages verschied er sanft und selig im Herrn.

VII.

Johann Jacob Bodmer.

Johann Jacob Bodmer ward im J. 1698. gebohren und von seinem Vater für die Kirche bestimmt. Natürliche Schüchternheit machte ihm alle öffentlichen Hervortretungen und so auch die Predigtkanzel frühe zuwider. Ohnehin fand sein Geist an der typischen und figürlichen Dogmatik des Coccejus, Momma, d'Outrin so wenig Nahrung, daß er sich weit weniger mit den Schriften der damals herrschenden Modetheologen als mit den Schriften der Griechen und Römer beschäftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine Abneigung nicht länger verheelen.

Es begegnete, was er besorgt hatte. Im J. 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu wiedmen. Dieser Lebensart ward Bodmer bald müde. Im J. 1719. kam er wieder nach Hause.

Von Kindheit auf schien er für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst gebohren, ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt

Uebersetzung umgegossen, Bodmers Geist mit poetischen Bildern erfüllet. Die Ausbildung gaben seinem Herzen und seinem Geschmack Addisons, und Steeles Spectators. Damals war die Mutter-Sprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet. Von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrten mehr aus Wochen- und Monatschriften, als aus den Quellen herholen, wußte man bey nahe gar nichts, und vor dem pedantischen Schulgewäsche mußte es einem Geist wie Bodmers war, eckeln. Nicht durch flüchtige Pamphlets zerstreut, lebte er ganz in dem classischen Alterthum.

Sein Hang zur Litteratur führte ihn von den gewöhnlichen Berufsgeschäften allzuweit ab. Der Lehrstul der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Geschäfte, welches zu seinem Gemüthe und zu seinen Studien paßte. In der Bedienung dieses Professorats war er immer bemüht, durch historische Beobachtungen zur Känntniß des Menschen durchzudringen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Sein Vergnügen war, denselben in den sonderbarsten und seltsamsten Gestalten zu sehn, die ihn bey entfernten Nationen und Zeiten bezeichnen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seinem Clima heraus und schüttelte von sich ab die Meynungen, die Denkart, und die Sitten der Zeitgenossen. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für seinen Geist Experimental-Seelenlehre. Muth genug hatte Bodmer, unter dem Staub der Urkunden die Ahnen und die Vorwelt wieder zu erwecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihre Lebensart und ihre Sprache in allen Nuancen studirte.

Wiewol er im J. 1737. zu einem Mitgliede des grossen Rathes erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Da alle seine Stunden ganz sein waren, da sein Beruf und sein Haus sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. Seine litterarischen Arbeiten waren lange nur didaktisch und kritisch. Den Geschmack hatte er nicht nur in dem Vaterlande, sondern biß in Sachsen so ungewiß und so elend gefunden, daß es ihm unausstehlich war. Er schrieb vieles, und in verschiednen Formen, dem Nationalwitz mehr Schönheit und Adel zu geben.

Bodmer und Breitinger waren die ersten, welche im J. 1721. in Teutschland ein Wochenblatt, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgaben. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der Ausgabe des Malers der Sitten die Sprache dieser Männer und darmit die Sprache der Nation gereinigt, bereichert, verschönert hat. Dieses Wochenblatt wurde von einer Menge andrer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators teutscher Sprache, Kritik und Dichtkunst erwarben. Indessen veranstaltete er ebenfalls die Ausgabe von Schriften, die näher sein Amt und sein Vaterland betrafen. Von ihm haben wir Malleoli Leben, den Richtbrief der Stadt Zürich; Peter Kistlers Geschichte der Handveste der Stadt Bern; Küchenmeisters Gesta monasterii St. Galli; Myconius Bellum Capellanum; Commentarius de Tumultu Bernensium in-

testino; Raths-Erkanntnisse von Zürich aus dem 14ten Jahrhundert, welche Stücke in der helvetischen Bibliotheck und in den Beyträgen zu Laufers Schweizergeschichte eingerückt sind.

Ohne Zweifel haben sich Bodmer und Breitinger durch die Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts aus der manneſſiſchen Sammlung, 8. Zürich 1748. wie auch die grössere Sammlnng in 4. Zürich 1758. um die teutsche schöne Litteratur ungemein verdient gemacht. Von Bodmern haben wir auch noch die Uebersetzung einer Sammlung englischer Balladen. Ungemein schienen immer sowol Sprache als Gefühl und Imagination der Minnensinger zur Einfalt des Bodmerischen Geschmackes zu passen. Auch hat uns Bodmer eine kritische Ausgabe von Opitzens besten Gedichten geliefert.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinscheid seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriners zuwider. Erst nachdem Klopstock durch Einführung des Hexameters ein offnes Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selber, nur die Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstoks, das Schicksal, welches Bodmern zu dem Sohn eines Landgeistlichen gemacht hat und ihn anfangs dem gleichen Berufe bestimmte, dieses war die Veranlassung, daß Bodmers

poetisches Genie auf biblische Gegenstände geführt ward. Indessen auch ohne zufälligen Einfluß konnten sowol Hoheit der Gesinnungen als Kühnheit des empfindsamen Geistes den Dichter der Noachide bewegen, daß er die Erzväter den Achillen, und den Aeneas vorzog. Gleichwie Homer in der vaterländischen Religion seine Gedichte geschöpft hat, so hätte er dieselben in der unsrigen geschöpft, wenn sein Daseyn in die christliche Zeitrechnung gefallen wäre. Bodmer konnte nicht wohl National-Sujets behandeln. Neuen Begebenheiten hätte immer die feyerliche Würde des Alterthums gefehlt. Was für epische Handlung, wo die Fürsten nur im Kabinette arbeiten und durch Gesandte negoziren, wo im Felde das ganze Kriegesheer nur einer Maschine gleicht? In den Zeiten der Kreuzzüge, in den Römerzügen finden sich noch National-Sujets. Heut zu Tage sind uns Arminius und Ariovist so fremde als Kanadier und Otaheiten. National-Epopäen also in einer schon lang kultivirten Sprache und aus einem verfeinerten, formalistischen Zeitalter sind selten Heldengedichte, sind wie Voltairens Henriade und Lucans Pharsale halb poetisch-halb historisch-halb didactische Werke. Von gleichem Genius eines Klopstoks und Miltons beseelt, wagte es Bodmer ein Heldengedicht zu unternehmen in einer Stuffe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich, obschon nicht immer begründet, glaubt, das Dichterfeuer auszulöschen anfängt. Sein Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Als poetischer Kolumb plünderte der Dichter die Nachwelt und Vorwelt seines Helden, Zeitalter, die noch nicht waren, und trug ihre Laster und Ausschweifungen in das Zeitalter der Patriarchen hin-

über. Dadurch ward das Gedicht moralisch, politisch. Bodmers Muse ward, was bey den Alten die epische Muse immer gewesen, Lehrerin des Volkes, der Regierung, der Religion und der Sitten.

Bodmern haben wie eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, unter der Aufschrift Calliopens gesammelt.

Noch war die Noachide in ihrer ersten, rohen Gestalt, als der Poet der Messiade dem Dichter einen freundschaftlichen Besuch machte. Wenige Zeit hernach ersetzte ihm Wieland Klopstoks Entfernung. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Bodmern gereicht es zur Ehre, daß Teutschlands beste Köpfe seinen vertrauten Briefwechsel suchten.

Unter so vielen Schriften, wodurch er den Abend seines Lebens aufgeklärt hat, müssen wir noch seiner politischen und religiosen Schauspiele erwähnen — Schauspiele, nichts weniger als für das teutsche Parterre bestimmt. — In der Form theatralisch verbundener Scenen mahlt er die wichtigsten Revolutionen, den Character der grösten Männer, ganzer Zeitalter und Völker.

Nicht selten hat man gegenseitige Uebereinstimmung zwischen Geist und Sitten bemerkt. Die Sitten unsers Verfassers waren eben so patriarchalisch als der Innhalt seiner Gedichte. Durch ausgebreitete Känntniß, Zeitgenoß jedes Jahrhunders, Bürger jeder Weltgegend, setzte er sich über hundert kleine Vorurtheile, und willkürliche Manieren seines besondern Zeitalters oder Vaterlandes hinaus: auf diese Weise erhielt seine Lebensart, und

die Art seines Umganges eine gewisse Naivität, meistens unzertrennt von dem grossen Genie. Ohne im geringsten die hergebrachte Anstandsregeln zu beleydigen unterredt er sich eben so offen mit den Fürsten, wie mit den Bauern.

So wie er selber ganz Mensch ist, sieht er auch unter dem Staatskleid, wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger als eigensinnig und cynisch ist dieses freye, kunstlose Wesen, immer nämlich durch allgemeines Wohlwollen veredelt. Irren wir, wenn wir sowol die Munterkeit seiner Launen, als auch seiner Leichtigkeit, wormit er selbst noch im höchsten Alter den Geist jedem neuen Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnet, wenn wir diese Jugendgabe, ausser der ungemeinen Reizbarkeit seiner Imagination, auch besonders seiner menschenfreundlichen Gefälligkeit zuschrieben? Indem er in dem achtzigsten Jahre des Lebens jedem, der ihn besucht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Greisen, dem Landmanne, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Staatsmanne, dem Bürger, dem Fremden freyen Zutritt zu seiner Seele, wie zu seinem Museum gestattet, hatte er sich dadurch angewöhnt, daß ihn alles interessirt, so wie alles in Verbindung steht, und daß ihn gleichwol nichts auf solchen Grad interessirt, wodurch sein Geist könnte sclavisch gemacht und sein Herz eingeschränkt werden. — So beneidenswerth das unabhängige Leben des Weisen seyn mag, so ist er doch auf seine Bequemlichkeit so eifersüchtig auch nicht, daß er darüber den öffentlichen Geschäften sich gänzlich hätte entziehen wollen, wenn sie sich darboten. In verschiedenen Angelegenheiten

hatte sich die Regierung seiner Bemühungen und Rathschläge bedient.

Noch müssen wir zu Bodmers Ruhme erwähnen, daß er es gewesen, der zuerst nicht nur durch Uebersetzung, sondern auch durch critische Anpreisung der Teutschen mit Milton bekannt gemacht, und unlängst mit einer Uebersetzung des Homers und des Apollonius beschenkt hat.

VIII.

Johann Geßner. (*)

Während daß hin und wieder bald politische, bald theologische Schwärmerey gleich einer Seuche auch bessere Köpfe ergriff, nährte gleichwol das Vaterland immer noch würdige Söhne, die, weniger rauschend, aber desto sichrer und würksamer durch Sitteneinfalt, durch weise Policeyverbesserungen, besonders auch durch Beförderung des Landbaus und der Fabricken die Wohlfahrt des Staates besorgten. Auf diese Wohlfahrt scheint unter allen Wissenschaften das Studium der Meßkunst und der Naturlehre — theils am meisten, theils am ruhigsten würken zu können. Ungemein ward dieses Studium durch Johann Geßner begünstigt. Dieser würdige Namenserbe Conrad Geßners ward zu Zürich im J. 1709. gebohren. Er war noch im J. 1720. ein Schüler in quarta, als ihn Dr. Wegelin zum Kraütersuchen aufs Feld mitnahm; so oft auch in dem Spitale chirurgische Handgriffe vorgenommen wurden, wohnte der junge Geßner mit bey? Im J. 1723. machte er die erste Bergreise. Unermüdet vermehrte er seine physischen und mathematischen Känntnisse. Hiebey genoß er Scheuchzers und Muralten Handleitung. Im J. 1726. unternahm

(*) S. Börners Leben der Aerzte und Naturforscher, B. III. St. I. wie auch Bruckers Bildersaal, Th. IX.

er eine weitlaüftigere Bergreise. Allerorten erforschte er die verschiedne Druckkraft der Luft durch barometrische Versuche — die Beschaffenheit der Mineralwasser durch Abwägung der Vermischung chemischer Säfte — besonders auch den Ursprung und die Lage der Berge. Die Beobachtungen schrieb er in ein ausführliches Tagbuch zusammen; eine grosse Menge Mineralien, Versteinerungen, Pflanzen, Insecten bracht er als Ausbeute zurück.

Im J. 1726. gieng er nach Leyden. An diesem Orte genoß er ein ganzes Jahr lang Boerhaavens Unterricht und vertraulichen Umgang. Zugleich legte er den Grund zur ununterbrochenen Verbindung mit Hallern. Ausser Boerhaaven hörte Geßner auch Albin, Osterdyck, Schacht und S'Gravesand; überdiß hatte er genaue Bekanntschaft mit Friedrich Gronov, der einen weitlaüftigen Garten und die vollständigste Schneckensammlung besaß. In Leyden erwarb sich Geßner nebst mannigfachen Känntnissen grossen Reichthum an allerley Pflanzen, Wasser- und Meer-Thieren.

Von Leyden begab er sich mit Boerhaavens Empfehlungsschreiben nach den vornehmsten holländischen Städten; sonderlich genoß er von dem damals neunzigjährigen Greis, Friedrich Ruysch, zu Amsterdam viele Gewogenheit. Hierauf kam er nach Paris, woselbst er von Boerhaaven an den Abt Bignon, an Jussieu und d'Isnard empfohlen war. In der Wundarzney — und in der Zergliederungskunst hatte er den le Draw — in der Hebammenkunst Gregoire zum Lehrer.

Nach überstandener, gefährlicher Krankheit kam er von

Paris nach Basel. Daselbst erwartete ihn Haller, um mit ihm die höhere Meßkunst bey Johann Bernoulli zu lernen; auch hier setzte er das Studium der Arzneykunst nicht auf die Seite; überall bediente er sich der zwingerischen und miegischen Anweisung. Im J. 1728. besorgte er des kranken Prof. Miegs Verrichtungen. Im gleichen Jahr machte er mit Hallern eine schweizerische Bergreise. Im J. 1729. disputirte er in Basel de Exhalationibus, hielt eine öffentliche Rede de usu Matheseos in Medicina und empfieng die höchste Würde in der Arzneykunst. Hierauf gab er Vorlesungen in der Naturlehre, Meßkunst und Arzneykunst; er stellte anatomische Versuche an und bereitete allerley Vorrath. Den Sommer verwendete er auf die Botanick, und selbst der Besuch der Patienten auf dem Lande mußte ihm dieses Studium erleichtern. Sonderlich war er darauf bedacht, nach der Methode, wie Rajus die englischen Pflanzen angeordnet hatte, eine ähnliche Sammlung von schweizerischen Pflanzen zusammen zu tragen. Gemeinschaftlich wollte er mit Hallern eine Geschichte der schweizerischen Pflanzen ausarbeiten. Im J. 1730. that er eine Reise in die Glarnergebirge; im J. 1731. in die Appenzeller- und Toggenburgergebirge; im J. 1732. in die Schweizerischen und Luzernerischen. Pflanzen sowol als Beobachtungen und Anmerkungen wurden zwischen Geßner und Haller freundschaftlich getheilt; Geßner verfertigte ein Verzeichniß der Pflanzen nach seiner Lehrart, und mit den berühmtesten Kraüterkennern unterhielt er Briefwechsel.

Mitten unter diesen Bemühungen schlug ihn Boerhaave,

Haave, auf Blumentrosts Anfrage, zu dem botanischen Lehrstul in Petersburg vor. Die Entlegenheit des Ortes und seine schwache Gesundheit erlaubten ihm die Annahme des Berufs nicht.

Im J. 1733. starb Doctor von Muralt in Zürich. Sein Lehramt fiel auf Dr. Joh. Jacob Scheuchzer. In gleichem Jahr noch starb auch dieser. Sein Bruder, Johann Scheuchzer, erhielt nun die Stelle; Geßner aber erhielt das mathematische Catheder; zugleich ward ihm die Besorgung von Scheuchzers Lehramt anvertraut, so lang nämlich dieser sich noch als Landschreiber in Baden aufhalten mußte. Geßner trat sein Amt mit einer Rede an: von dem Nutzen der Meßkunst in der christlichen Religion, in den Wissenschaften überhaupt und in den Bequemlichkeiten des Lebens. So sehr auch jedermann der allseitige, wohlthätige Einfluß der Meßkunst einleuchten sollte, so sehr scheints zu bedauern, daß dessen ungeachtet, auch selbst nach Verbesserung der zürcherischen Schulen, den Studirenden auf dem Gymnasium die Besuchung der mathematischen Lehrstunden nicht dringend genug eingeschärft wird. Daher kommt es, daß besonders die theologischen Studiosi allzu gerne dieses Studium verabsaümen.

Im J. 1738. starb auch Dr. Joh. Scheuchzer; an dessen Statt ward Geßner zum ordentlichen Lehrer der Physik und zugleich zum Canonicus erwählt. Auswärtige Gesellschaften aber bemühten sich um die Wette, sich ihn eigen zu machen; so nahmen ihn z. B. die römisch-kaiserliche Academie, die königl. schwedische, die königl. berlinische und die florentinische zum Mit-

gliede an. Sein Fleiß erweckte auch bald mehrere seiner Landleute, daß sie eine physicalische und öconomische Gesellschaft in Zürich errichteten und Geßnern zum Oberhaupte erwählten. Unter seinem Einfluß und dem Beystand der würdigsten Männer, eines Heideggers, Hirzels u. a. blühte diese Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigen Zweigen der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Wie rührend für die Menschheit, in dieser Gesellschaft den Landmann zwischen dem erlauchten Regenten und dem tiefsinnigen Gelehrten zu sehen, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschätzt und liebet! Von dem Werth einer solchen Gesellschaft mag Serione, der Verfasser der Interêts des Nations de l'Europe developés relativement au commerce ein unpartheyischer Zeuge seyn. In dem ersten Band, Hauptst. III. s. 24. heißt es bey diesem Verfasser: „die Gesellschaften von Bretagne, von Paris, von Bern, von „Zürich u. a. geben das Muster von der Methode zur „Beschleunigung des Wachsthums in der Kunst; glücklicher Weise wird durch solche practische Muster und „durch das Beyspiel genauer Beobachtungen die Anzahl guter Beobachter vermehret.“ — Weiterhin s. 29. „diesem gemeinnützigen Geiste, der dißmal den aufgeklärten Theil von Europa beseelt, hat man die Errichtung einer Gesellschaft für die nützlichen Wissenschaften in Zürich zu danken; Anfangs bestand sie nur „aus der Verbindung einiger guter Bürger, die nichts „anders als ihre eigne Belehrung zum Gegenstand hatte. „Diese Verbindung ward durch die Fürsorge eines „Mannes geknüpfet, den seine Sitten eben so verehrungswürdig machen als seine Gelehrsamkeit; allein

„ durch Tugend ward diese Verbindung geknüpfet, und „ die Tugend wandelt ohne Geraüsch oder Schimmer.“ In der That sind Bescheidenheit, leutseliges Wesen, allgemeines, thätiges Wohlwollen bey unserm Geßner in eben so hohem Grade als Genie und ausgebreitete Känntniß. Ungeachtet derselbe viele der Unsterblichkeit würdige Schriften, besonders auch ein prächtiges, botanisches Werk im Pulte verwahret, so hat er doch aus übertriebener Bescheidenheit, ausser seinen academischen Schriften, wenig durch den Druck bekannt werden lassen. Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften liefern Börner und Hamberger. — Von ihm schreibt Graf d'Albon in seinen Discours: „ Mit den weit umfassen„ den Känntnissen sind bey Geßnern die edelsten Eigen„ schaften des Herzens verbunden. Ihm allein hat Hal„ ler beynahe seinen ganzen Ruhm in der Botanik zu „ danken. Geßner überließ ihm seine Handschriften; „ er bediente sich derselben; gleichwol verlangte Geßner „ nicht, daß sein Name Hallers Name an die Seite „ gesetzt werde.“

Von Geßners Naturalienschatz findt man bey Andreä in seinen Reisen eine ausführliche Beschreibung.

Ein kostbares Münzcabinet besitzt sein Bruder, der gelerte Professor Joh. Jacob Geßner. Von seinen numismatischen Känntnissen zeugen desselben Specimen rei numariæ, Tig. 1735. Numismata græca regum atque virorum illustrium cum commentario, Tig. 1738. Numismata græca populorum & urbium, Tig. 1739—1754. — Numismata antiqua imperatorum romanorum latina

& græca, Tig. 1748. u. a. m. Diese Werke haben den Beyfall des classischprüfenden Matthias Geßner erhalten. Man sehe hierüber die Vorlesungen zur Isagoge in eruditionem universalem, die Niclas herausgab, im I. Th. s. 407.

IX.

Hans Caspar Hirzel.

Derselbe ward gebohren den 21. März 1725. Er hatte das Glück, in der Person seines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikanischer Tugend zu sehn; erblich war in diesem Geschlechte die strengste Gerechtigkeitsliebe; von seinem Grosvater, der ebenfalls Statthalter war, pflegte man zu sagen: daß auch der ärgste Feind sich nicht würde gescheut haben, ihn gegen seinen einzigen Sohn und Liebling zum Richter zu wählen.

Im J. 1734. hatte Hirzels würdiger Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Daselbst bekam unser junge Hirzel den ersten Geschmack sowol für die Anmuth der unverdorbnen Natur als auch für landwirthschaftliche Bemühungen. (*) Von dem grossen Litterator, Inspector Simler, empfieng er Unterricht in der classischen Litteratur. Mit dieser verband er durch glücklichen Zufall das Studium der besten Dichter unter den Teutschen. — Nach Beendigung der Amtsverwaltung kam er mit seinem Vater nach der Hauptstadt Zürich zurück. Nunmehr fieng sein bisheriges Natur-

(*) Man sehe die Wirthschaft eines philosophischen Bauern, s. 18. wie auch die neue und vermehrte Auflage vom J. 1774.

studium an, gelehrter und philosophischer zu werden. Um so viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je mehr dieser Beruf unzertrennlich mit der Untersuchung der Natur verbunden ist. — An Chorherr Geßner fand er einen eben so aufgeklärten als treuen Wegweiser. Beym Unterrichte wurden die Schriften eines Wolf, Linne und Boerhaave zum Grunde gelegt. Sehr fleissig übte er sich auf dem anatomischen Schauplatz; im J. 1744. las er daselbst über die Sinnen.

Die Neigung zu den schönen Wissenschaften führte ihn zu Bodmer, den er als seinen Socrates verehrte und liebte. Bey diesem socratischen Lehrer gewöhnte er sich, das Schöne nicht anderst als in Verbindung mit dem Guten zu lieben. Von Bodmern lernte er die ersten Elemente der Staatskunst und der vaterländischen Geschichte; der Unterricht war also beschaffen, daß er das Herz zur Nachahmung jener grossen Alten erwärmte, und nicht bloß die Urtheilskraft schärfte.

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang es Hirzeln, die hoffnungsvollsten Jünglinge in eine litterarische Conföderation zu vereinigen. Dieselbe trat in schriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Gesellschaften in den benachbarten Cantonen; von ferne leitete Bodmer die Arbeiten der zürcherischen Gesellschaft.

Breitinger, Bodmers Gefehrte in den Bemühungen um die teutsche Litteratur, las den Jünglingen über die Logik und Metaphisik, nach der wolfischen Lehrart; auf solche Weise lernten sie mit dem Geschmack des Schönen den Geschmack des Gründlichen verbinden.

Im J. 1745. gieng Hirzel nach Leyden; daselbst

hörte er den Albin, Gaubius und Muschenbroek. Mit äusserster Sorgfalt lernte er von Albin, dasjenige, was die Beobachtung selbst an die Hand gibt, von den abgeleiteten Folgerungen unterscheiden. Gaubius war in der Chymie, was Albin in der Physiologie und Muschenbroek in der Naturlehre. — Im J. 1746. nahm unser Hirzel den Gradum an; er vertheidigte eine von ihm selbst verfertigte Streitschrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüthes auf den Körper, sowol in gesunden Tagen, als auch besonders zur Zeit epidemischer Seuchen. Bey diesem Thema verband er seinen Hang für das Studium der practischen Philosophie mit der Arzneykunst.

Durch Vermittlung des seel. Pfarrer Weissen von Regenstorf fand er in Potsdam bey Hofrath Arndts, Stadtphysicus und Arzt bey der Garnison und beym Waisenhause, alle Gelegenheit, seine gesammelten Kenntnisse in der Ausübung zu zeigen. Arndts war ein sehr glücklicher und verständiger Arzt; grossentheils folgte er der einfachen Heilart seines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Als ein guter Beobachter machte er den Schüler auf die wesentlichen Kennzeichen der Krankheiten aufmerksam, zugleich übte er ihn in seiner einfachen Heilart. Hirzel lernte da, wie man auf ungleichem Wege zu demselben Zweck geführt wird, und wie überhaupt die Natur in Heilung der Krankheit zum besten Leitfaden dienet. Was er in Boerhaven Schule gelernt hatte, heiterte den Begriff von jenen Stahlianischen Naturtrieben auf.

An Arndts Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines

großmüthigen Weisen. Je begüterter er war, desto mehr war er um edle Anwendung des Reichthums besorgt; in der Stille verbreitete er, gleich einer unsichtbaren Gottheit, thätiges Wohlwollen — junges Verdienst munterte er, und tröstete leidendes; sein Haus war ein Tempel der Fröhlichkeit; jedem Rechtschaffnen war es offen; Gelehrte und Künstler fanden da den ächten Freund und den aufgeklärten Kenner. Allemal sprach Hirzel mit Entzücken von jenen seligen Stunden, die er in dem Umgange dieses Mannes genossen hatte; dem Kopf und Herzen empfahlen sich hier die vorzüglichsten Känntnisse mit den tugendhaftesten Gesinnungen unter dem bezaubernden Schleyer eines weisen Epicuräismus.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg seinen Sulzer (*) wieder, mit dem er im J. 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In dieser poetischen Gegend ward Hirzel von seiner jugendlichen Muse begeistert. Magister Lange hatte eine Gemahlin, mit welcher er das unschuldigste Schäferleben führte. Hier glaubte sich Hirzel in Arkadiens göldene Tage verzaubert. Mit ihm unterhielt er lange hernach einen poetischen Briefwechsel und setzte ihn in die Freundschaftsrechte des seligen Pyra, mit dem er an Herz und Genie so nahe verwandt war. — Durch Langen war Hirzel mit Kleist in Bekanntschaft gerathen. Dieser versüßte ihm seinen Aufenthalt in Potsdam. Hier sah

(*) Man sehe Sulzers Leben, welches Hirzel so vortrefflich beschrieben hat.

er, wie Kleists bestes Werk, wie sein poetischer Frühling aus der Dämmerung hervorgieng und auf dem teutschen Parnasse die Morgenröthe des guten Geschmackes ankündigte. — Dieselbe Uebung, welche Hirzels medicinischen Beobachtungsgeist schärfte, schärfte auch überhaupt seinen allgemeinen Beobachtungsgeist; in Erholungsstunden richtete er seine Aufmerksamkeit sehr gerne auf die Semiotik der Seele und des Genies. Mit psychologischer Vorhersehung schlummernder Talente, auch alsdann, wenn sie dem Besitzer noch unbekannt waren. Hirzel erschien in einem Zeitalter, wo noch nicht völlig bezwungne Barbarey die bessern Köpfe gegen ihren bleyernen Zepter empöret — wo jeder, beym Gefühl eigner Stärke, mit enthusiastischer Theilnehmung dem andern hülfreiche Hand beut, wo keiner dem andern, wie etwann seither, nach Vermehrung ihrer Anzahl und Schwächung ihres Genies, eifersüchtig und hämisch im Weg steht. — In Kleistens vertraulichem Umgang lernte Hirzel, was wahre Freundschaft, was ächter Geistesadel, was practische Lebensphilosophie auf Bildung des Herzens und Glück des Lebens vermögen. Zwischen beyden ward der innigste Briefwechsel bis zu Kleists Heldenende fortgesetzt. Kleist hatte ihn mit Spalding und Gleim bekannt gemacht. Jener verstand die Kunst, die Grundsätze und die Methode eines Gegners des Christenthums, eines Shaftesbury, so anzuwenden, daß dadurch das Christenthum desto ehrwürdiger erscheint. Dieser, nämlich Gleim, war der erste, welcher die Teutschen in griechischem Geschmack tändeln, und unterm Tändeln edles Gefühl in die Seele zu giessen gelehrt hatte.

Stahl führte Hirzeln in den Kreis seiner Bekannten; unter denselben fanden sich seine beeden Schwäger, Buchholzen, die sich um Brandenburg so verdient gemacht hatten. In dieser Gesellschaft lernte Hirzel die bewundernswürdige Staatsmaschine kennen, die Wilhelms grosser Muth entworfen und Friedrichs Genie vervollkommnet hatte. Verschiedene, einzelne Genien wenden in besondern, engen Kreisen die mannichfaltigen Talente an, die sich in einem Punkte vereinigen; eine grössere Zahl derselben vereinigt sich wieder in einem allgemeinerm Punkte, und alles faßt endlich das königliche Genie unter den Gesichtspunkt des gemeinen Besten zusammen. Damals zeigte sich Friedrich in seinem grösten Glanze, nach Schlesiens Eroberung; er reutete die Chykane aus, ermunterte den Feldbau, errichtete neue Manufacturen und baute Sans Soucis, um in Gesellschaft todter und lebender Weisen, in einigen Ruhestunden sich selber zu leben.

In Berlin lernte Hirzel Sacken, Potten, Ellern, Lieberkühnen, Albins Nebenbuhler in der feinen Zergliederung kennen: In Potsdam sah er die berühmten Wundärzte und ihre Operationen beym Leibregiment und bey dem Regiment Prinz Heinrichs.

Im J. 1747. kam Hirzel wieder in sein Vaterland zurück. Sogleich ward er Mitglied der neuerrichteten, naturforschenden Gesellschaft in Zürich. An der Seite eines Heideggers, nachmaligen Bürgermeisters, wie auch des berühmten Chorherr Geßners zu arbeiten, war für ihn das angenehmste Geschäfte. Unter solcher Aufsicht blühte die Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigem Einfluß der zürchersche Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Seither ward Hirzel

zum Vorsteher der engern Gesellschaft oder der landwirthschaftlichen Committee erwählet.

Im J. 1748. verheyrathete er sich mit Jungfer Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherr Zieglers. In seiner Gattinn fand er die tugendhafteste Freundinn. — Von Natur der lebhaftesten Eindrücke fähig, in gleichem Grade für das Unangenehme des Lebens wie für das Angenehme empfindsam, ein eben so feuriger Hässer des Bösen als eifriger Verfechter des Guten, mußte es ihm ungeachtet seiner gefälligen Gemüthsart und frölichen Laune, insonderheit bey der Menge drückender Geschäfte, an Gelegenheit zum Verdruß und zum Kummer nicht immer fehlen. Den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie und einer gelaûterten Religion hatte er den Sieg über seine Leidenschaften zu danken; wie leicht mußte ihm nicht dieser Sieg werden, da diese Religion und Philosophie unter dem Reize der ehelichen Liebe, unter der Mine einer zärtlichen und sorgsamen Gattinn jedes kleine Gewitter verwehte! Auch erkennt er den Werth eines solchen weiblichen Genius und nach 34. Jahren ist ihm seine Gattinn noch eben so theuer wie an dem ersten, hochzeitlichen Tage. Ihm gebahr sie dreyzehn Kinder, davon sind noch sechse am Leben, und von einer Tochter, die im Wochenbett starb, ein hoffnungsvolles Kind.

Immer mit den besten und weisesten Menschen umgeben, mußte er nothwendig auch selber weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er einen starken Hang zur Trägheit und Gemächlichkeit zu bekämpfen; hiezu kam noch ein schwaches Gesicht, das ihm das Lesen und Schreiben bey Tage mühsam, und des Nachts beynahe

gänzlich ohnmöglich machte. Diese natürlichen Hindernisse zu geschäftigem Leben überwand das allgemeine Wohlwollen und jene warme Menschen-und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelten. Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Thätigkeit, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so begreifen wir nicht, wie es ihm möglich gewesen, in seinen seltenen Erholungsstunden grössere Werke hervorzubringen, als mancher, dessen Beruf und Hauptgeschäfft die Litteratur ist. Für keine Wissenschaft hatte er ausschliessende Neigung; alles Wißbare reizte ihn gleich stark; für jeden grossen Mann in jedem Fache war seine Seele mit Hochachtung erfüllet. Wenn er Schriftsteller worden, so geschah es allemal bey besonderer Gelegenheit und zu besonderer Absicht; nicht blos als Cabinets-oder Catheder-Gelehrter, vielmehr als Mensch und als Bürger war es, daß er die Feder zum Schreiben ergriff, und so ward er Autor, wie es die römischen und griechischen Klassiker geworden — eben deswegen finden wir in seinen Schriften das Gepräg der Menschheit und des Patriotismus; in denselben athmet populäre, socratische Weisheit, immer genau angepaßt auf Zeit, Ort und Personen, ganz von jenen Schul-Chrien und Gemeinplätzen schriftstellerischer Mietlinge verschieden.

Dichtkunst war sein Labsal; bey ausserordentlichen Empfindungen machte er seinem Herzen Luft, indem er dasselbe in Gedichte ergoß; daher kömmt es, daß sich diese durch das Individuelle und Originale, durch immer neuen und eigenthümlichen Schwung unterscheiden. Voll von Ideen und Bildern, fortgerissen von dem kühnen, poetischen Strohme, fehlte es dem Verfasser an

Zeit und Geduld, lange an dem Rhytmus zu feilen. Nicht Kunst, nicht Autorsucht, sondern das Herz allein war es, welches sein Genie regierte. So entstanden die Empfindungen des Frühlings im J. 1750. durch die Freude veranlasset, die ihm Kleists Gedicht verursachte — so die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im J. 1751. — so die Seligkeit ehlicher Liebe im J. 1755. bey der glücklichen Verbindung seines Bruders. — Andere Gedichte, sowol von lyrischer Gattung als in dem Geist der horazischen Episteln scheint er aus einer für das Publicum nachtheiligen Bescheidenheit im Pult zu vergraben.

Im J. 1748. hielt er die Sommervorlesungen de vera ad felicitatem via.

Mit dem berühmten Salomon Geßner gerieth er nicht nur in nahe Verwandtschaft, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs. Dadurch bekam er Gelegenheit, Geßners poetisches und malerisches Genie gleichsam vom Keim, von der Knospe an bis zur Entwicklung zu beobachten. Das Schreiben über die Annehmlichkeit der Zergliederungskunst, welches dem Krito einverleibt ist, enthält die Geschichte der Spaziergänge mit diesem aufblühenden Genie.

So unwiderstehlich indessen Hirzels Hang für die schöne Litteratur war, so machte er sich immer heilige Pflicht daraus, diesen Hang seinem jedesmaligen Amte unterzuordnen. Im J. 1751. ward er zu einem Unter-Stadtarzt erwählet, zugleich ward er Mitglied des Sanitätsrathes; seither führte er bey den medicinischen Räthen, welche bey Menschen- oder Viehseuchen mitgetheilt wur-

den, bald allemal die Feder. Mehrere dieser Räthe sind durch den Druck bekannt gemacht worden. Im J. 1757. ward er von der Regierung zu einer Committee gezogen, welcher wir eine bessere Einrichtung der Wundgeschau oder der oberkeitlichen Anstalten zur Besorgung armer Patienten zu danken haben. Auch ward Hirzel zu einer andern Committee berufen, die er selbst veranlasset hatte, um auf den Fall ansteckender Seuchen ein Lazareth in Bereitschaft zu haben. Würklich ward das Haus am Sellnau dazu eingerichtet; als es einige Jahre hernach abbrannte, ward das in Wiedicon liegende Landgut im Schimmel zu diesem Gebrauche gewiedmet; der dabey sich befindende Garten ward zu Landwirthschaftlichen Versuchen für die naturforschende Gesellschaft bestimmet. Im J. 1757. erhielt Hirzel wegen seiner gemeinnützigen Bemühungen eine Vermehrung seines Einkommens; im J. 1761. ward er zum Oberstadtarzt erwählt; damit erhielt er den Vorsitz bey der Wundgeschau, auch ward ihm die Prüfung der Wundärzte und Hebammen nebst der Besorgung des Spitals aufgetragen.

Einer von den seltenen Aerzten ist Hirzel, die um so viel grösser sind, je mehr sie den Schein besondrer Grösse verbergen. Wenn andre nicht einmal das Waschen der Hände oder das Ausspülen des Mundes anraten können, ohne latein und griechisch unter ihre Vorschrift zu werfen, so ist ihm hingegen jede Charletanerie tödlich zuwider; menschenfreundlich schont er die Schwachheiten und Vorurteile der Kranken; gewissenhaft aber verabscheut er jene Politik gewöhnlicher Aerzte, die bald durch Verzärtlung, bald durch Vergrösserung oder Verringerung des Uebels dasselbe unheilbarer ma-

chen. Mag auch der wahre Arzt, der leibliche wie der geistliche, sich unschuldige Taüschung oder pias fraudes erlauben, immer wird er mit Eifer schädlichen Aberglauben bestreiten. Sehr oft gelang es sonst Hirzeln, durch Verbindung psychologischer und physiologischer Känntniß, den Geist durch körperlichen, so wie den Körper durch geistigen Eindruck zu heilen. So z. B. befreyte er in den Bädern einen Patienten vom Fieber, welches ungeachtet gänzlicher Reinigung des Leibes, die Einbildung tagtäglich zur gleichen Stunde erweckte; bis zu dieser Stunde fehlte dem Patienten nicht das geringste; Hirzel ließ also, ohne sein Wissen, den Zeiger an den Uhren im Badhause zurückziehn; bey vermeinter Zeitverzögerung blieben auch die Symptomen zurück; nach Entdeckung des unschuldigen Betrugs verlor sich das eingebildete Fieber. Wenn indeß Hirzel Einbildung durch Einbildung besiegte, so eifrig wiedersetzte er sich hingegen jenen medicinischen Schwarzkünstlern, welche den einen Dämon durch den andern verbannen, das ist, durch Taschenspiel und Wundercuren den Aberglauben verbreiten. Ein Dorfschulze an dem Ufer des Zürchersees beschrieb ihm die fürchterlichen Zückungen seiner Mündelkinder als vermeinte Verhexung; mit Recht glaubte Hirzel den Grund der Verhexung in den Würmern zu finden; diese suchte er durch Purgiermittel zu beschwören; anbey begriff er, daß auch nach ihrer Vertreibung, wegen mechanischer Angewöhnung, die Verzehrung der Glieder immer noch fortdauren können; um den Reiz dazu völlig zu tilgen, empfahl er die Ruthe als ein Schreckmittel, welches die Grimassen der Kinder am kräftigsten zurückhalten könnte. Dieses Mittel ward von dem zärtelnden Vormünder verworfen; lieber nahm er jezt Zuflucht zu einem Quack-

salber; glücklicher Weise blieben die vorgebliche Zauberkünste desselben fruchtlos; voll Unwillen jagte ihn der Vormünder aus dem Hause und im Zorn ergriff er die Ruthe, indem er die Kinder bedrohte, daß er sie bey erster Verzehrung der Glieder halb todtschlagen werde; durch die Furcht wurden sie von jeder Versuchung zu neuen Convulsionen geheilet. Von ähnlicher Krankheit heilte er andre Kinder, die aus dem Turbenthal nach dem Spitale in Zürich gebracht wurden; nach Willkür, wie und wenn mans verlangte, konnten sich die Kinder in die heftigste Zückung der Glieder versetzen; schon schrieben diese Erscheinung die Einen geldgierigem Betrug, die Andern der Hexerey zu; nach sorgfältiger Untersuchung fand Hirzel, daß kein vorsetzlicher Betrug statt haben konnte; allzu naiv und offen war das Betragen der Kinder uud als die ehrlichsten Leute zeigten sich ihre Aeltern; die Verzehrungen, die überhaupt von den Würmern herrühreten, hatten sich nach seiner Meinung, durch gegenseitige Nachahmung der Kinder vermehret; nachdem er sie gereinigt hatte, schickte er sie nach Hause, mit Befehl, sie nicht allein beysammen zu lassen, sie fleissig zur Arbeit anzuhalten, und bey erster, convulsivischer Bewegung die Rute zu brauchen. Die Rute war das Zaubermittel, wodurch sie in kurzer Zeit völlig geheilt wurden. Wie höchst unverantwortlich hingegen ist es, wenn so mancher Marktschreyer oder Vieharzt zwar ebenfalls durch ganz natürliche Mittel ein Gebrechen weghebt, dabey aber, um entweder seine Kunst verborgen zu halten, oder sie desto wichtiger zu machen, solche Dinge einmischt, die eigentlich zur Heilung nichts thun, obschon er sie als übernatürliches Hilfsmittel feil beut? Nicht nur wird auf

solche Weise der Fortgang der Naturlehre und der Arzneykunst gehindert, sondern auch die natürliche Ordnung der Vorsicht verworfen. Wenn auch in diesem oder jenem Falle die abergläubische Einbildungskraft zur Heilung eines Uebels beyträgt, wie sehr kann sie nicht in manchen andern Fällen unruhige Bewegungen und Krankheiten erzeugen? Wie manche, arme Vettel hat sie nicht auf dem Richtplatz in den flammenden Scheiterhaufen geworfen? — Einen losen Kerl aus der Pfarre Stäfa heilte Hirzel von den Schnekken, Mücken, Spinnen und andern Insecten, die sich in seinem Magen erzeugten, auf folgende Weise: Er übergab ihn dem obrigkeitlichen Wundarzt in Zürich, mit Auftrag, daß Niemand mit ihm sprechen solle; theils aus tödtlicher Langweile, theils aus Mangel solcher Schnecken, Würmer und andrer Insekten, die er bisher durch Taschenspiel zu sich nahm und von sich gab, sah er sich zum Geständniß seines Betruges genöthigt. Auf gleiche Art heilte er einen Jungen, der kleine Kiesel in die Vorhaut verbarg und alsdenn die Leute beredete, daß sein Urin schwarz sey und daß mit demselben kleine Steine weggehn. — Ein Kind zu Wollishofen ward bald für verhext, bald für eine Hexe erklärt; so oft es nämlich in die Webstube hinein trat, ward dieß und das (vermutlich in geheim durch die Schalkheit des Kindes,) an dem Gewebe verletzt. Das Kind kam in den Spital; aus Furcht, als Betrügerin gestraft zu werden, gab es sich für verzaubert aus; so lang trieb es dieß Spielwerk, biß es sich zulezt selbst betrog und für verzaubert und dem Teufel verkauft hielt. — Um seiner Zau-

berimagination alle Nahrung zu rauben, befahl nunmehr Hirzel bey Verluste des Dienstes, daß niemand mit dem Kinde von seiner Hexerey sprechen und daß man es mit der Ruthe züchtigen solle, so bald es hievon zu reden anfangen würde; zugleich ward das Kind frühe und späte mit Handarbeit und mit Unterricht im Lesen und Schreiben und in der Religion so sehr beschäftigt, daß endlich der Teufel, da er kein weiteres Gehör fand, von selbsten den Platz raumte.

Um diese Zeit erhielt er von Tissot das angenehme Geschenk von seinem medicinischen Avis au peuple. Dieses gemeinnützige Werk übersetzte er; in einer Einleitung schildert er den Character des wahren und falschen Arztes durch solche Kennzeichen, welche auch einen Fremdling in der Arzneykunst ohne Mühe zu geschickter Auswahl eines Arztes bestimmen.

In Betreff der Hebammenordnung fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbräuche und Mängel. Daher machte er es sich zur Pflicht, wöchentlich zwo Stunden unentgeltlich dem Unterricht der Hebammen zu wiedmen. Da diese Unterweisungen schlecht besucht wurden, wandte er sich an die hohe Regierung; im Jahr 1774. ward also die oberkeitliche Verfügung getroffen, daß alle Dorfschaften Hülfshebammen wählen und solche in ihren Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat unterhalten sollen, damit sie dem Unterricht desto besser abwarten können.

Bey der chirurgischen Prüfung sah er oft mit Bedauren, daß, aus Mangel der nöthigen Glücksgüter, die

jungen Wundärzte nur den Barbierstuben nachgehen. — Darum trug er den geschwornen Meistern unter den Wundärzten vor, das Gesetz wegen Wanderschaft der Landschärer dahin abzuändern, daß ein Aufenthalt in der Stadt ihnen für die Wanderzeit dienen sollte. Auch ward dieses genehmigt. Im J. 1754. ward einem anatomischen Demonstrator ein oberkeitliches Gehalt geordnet und eine Committee niedergesetzt zur beständigen Aufsicht über dieses Institut. Von Hirzeln ward dieses erneuerte Institut inauguriert.

Im J. 1764. hatte er angefangen, seinem Sohn in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst überhaüften Geschäften bediente er sich hiezu der frühesten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu denen Besuchen in dem Spital mit sich genommen; ihn ließ er alle Symptomen der Kranheiten aufzeichnen, dictirte ihm die vorgeschriebenen Arzneyen, ließ ihn ihre Würkung bemerken und aufzeichnen; diese empyrische Känntniß der Krankheiten und ihrer Heilart ward alsdann durch nachherige Kunsttheorie aufgeheitert. Bey den Vorlesungen über die Physiologie legte er Hallers primas lineas — über die Pathologie und über die übrigen Theile der Arzneywissenschaft, Boerhaaven und Gauben, — über die ausübende Arzneykunst Boerhaavens Aphorismen und Home's Grundsätze zum Grunde. An diesen Vorlesungen ließ er mehrere Studiosos Antheil nehmen, die ihn auch bey seinen Spitalbesuchen begleiteten. Diese für ihn angenehme Beschäftigung setzte er einige Jahre fort, und er hatte das Vergnügen, geschickte Aerzte unter seinen Schülern aufwachsen zu sehen.

Als grosse Aufmunterung in seinen Studien erkennte Hirzel die Freundschaft des Leibarztes Zimmermann. Mit diesem wechselte er vom J. 1757. bis zum J. 1770. da er nach Hannover berufen worden, alle Wochen regelmässig Briefe. In diese ergossen sich Kopf und Herz; beyde theilsten einander ihre Lecture, ihre Erfahrungen, ihre innersten Herzensgedanken mit.

Im J. 1761. entschloß sich die naturforschende Gesellschaft, einen Band ihrer Abhandlungen heraus zu geben. Diesen wurde Hirzels Einweyhungsrede von dem Einfluß der naturforschenden Gesellschaften, besonders auch der zürcherischen Gesellschaft beygefügt. In dem gleichen Bande befindt sich Hirzels Beschreibung eines bösartigen Pockenfiebers, wie auch die erste Ausgabe der Wirthschaft eines philosophischen Bauers; auf diese Ausgabe folgten mehrere mit wichtigen Zusätzen — auch Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen. Der vermehrten Ausgabe vom J. 1774. sind einige Briefe an gelehrte Freunde angehängt. In diesen Briefen befinden sich neue Nachrichten zur Beleuchtung des moralischen sowol als des wirthschaftlichen Characters seines philosophischen Landmanns; so denn die Geschichte von den Bemühungen der ökonomischen Gesellschaft zur Aufnahm der zürcherischen Landwirthschaft. An Aufnahm derselben hatte unser Hirzel nicht geringen Antheil, da er von Anfang an zum Präsidenten bey den Unterredungen mit den Landleuten verordnet und im J. 1770. zum Vorsteher der öconomischen Commission ernannt worden. Auch hat man ihm die Dorftabellen zu danken, die zur Känntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft veranstaltet worden. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen brachten

ihm auch die Ehre zuwegen, daß er im J. 1763. von der öconomischen Gesellschaft in Bern, und im J. 1766. von der königl. Societät zu Metz den auswertigen Mitgliedern beygezählt worden.

Im Maymonat 1762. wohnte er in Schinznach einer freundschaftlichen Versammlung bey? Hiebey gab er Anlaß zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft; auch ward er zum ersten Vorsteher erwählet. Ein Jahr hernach erhielt er von dieser Gesellschaft den Auftrag, dem Doctor Zellweger in Trogen für eine von ihm eingesandte Abhandlung zu danken. In gleicher Zeit aber starb dieser würdige Patriot und freydenkende Philosoph; Hirzels Zuschrift an ihn ward also in ein Denkmal dieses Mannes verwandelt. Dieses und andere Denkmale, die man den verstorbenen Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft errichtete, erweckten bey dem erlauchten Bürgermeister Ott den patriotischen Wunsch, daß man auch verdienten Eidgenossen ausser dem Kreise dieser Gesellschaft solche Denkmale aufrichten möchte. Hirzel wählte sich Hans Blaarer von Wartensee; diesen erhabenen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet; er freute sich, Anlaß zu haben, seinen jungen Mitbürgern in der Geschichte eines Mannes, dem jeder mußte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das Bild eines ächten, zürcherischen Patrioten zu zeigen, und zwar zu einer Zeit, da eine politische Schwärmerey schädliche Folgen für das Vaterland befürchten ließ.

Im J. 1763. ward Hirzel in den grossen Rath erwählet; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschickt zu erfüllen, durchlief er in den ihm übrigen Stunden die vaterländischen Geschichte

und Gesetze; auch hatte er das Glück, bey verschiedenen Anlässen das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er ward zu vielen sowol beständigen als zufälligen Kommissionen geordnet. — In gleichem Jahr ward er zum Beysitzer der Synode erwählet; dieses gab ihm Gelegenheit, unter der Geistlichkeit eine Menge gelehrter und würdiger Männer kennen zu lernen; zugleich ward er dadurch veranlaßt, des Inspector Simlers, seines ehmaligen, innigst geliebten Lehrers, academische Rede, von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern unsrer Kirche in dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, zu übersetzen; dieser Rede ist Conrad Geßners letzter Wille beygesetzt worden.

Kaum war Hirzel in den grossen Rath erwählt worden, als man ihn dem neueingerichteten Tribunal beygesellte, welchem die Aufsicht über die äussern Sitten anvertraut ist; auch bediente sich seiner die Regierung bey Errichtung eines Polizeygesetzes für das Landvolk. — Das folgende Jahr ward er in die Commission verordnet, welche die Erbauung des Waisenhauses und die Einrichtung des Zuchthauses besorgte. Ebenfalls ward er ein Mitglied der Commissionen zu besserer Einrichtung der Aemter-Rechnungen, zur Untersuchung der oberkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbesserung der Waldungen, zur Verbesserung der Schulen u. s. w. Die Stiftung der Kunstschule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetischen Anleitung der gesellschaftlichen Pflichten, welche in der Kunstschule zum Grunde der Unterweisung gelegt wird; auch ward er den hohen Kuratoren dieses gemeinnützigen Instituts beygeordnet; so unermüdet als er vormals an dem Entwurf desselben

gearbeitet hatte, eben so sehr war er seither um seine Erhaltung und Aufnahme bemühet.

Unter vielerley Geschäfften schrieb er in einigen Erholungsstunden den philosophischen Kaufmann, Fragment eines grössern Werkes, welches er nicht fortgesetzt hat. — Besonders wichtig sind seine beyden neuesten Werke, das eine Sulzers, — das andre Heideggers Leben. Zu Verfertigung dieser unsterblichen Denkmale war er um so viel fähiger, da er mit diesen beeden Männern sehr vertraulich gewesen. Für das vorzüglichste Glück schätzte er seine zahlreiche Bekanntschaft mit grossen und edeldenkenden Menschen. Mit bescheidenem Selbstgefühl sagte er oftmals, daß, wenn er etwas Gutes vollbracht habe, solches als Zurückprellung der Einsichten und Handlungen, die ihn in seinen Freunden gerührt hatten, anzusehen seyn müsse.

Im J. 1778. ward er durch freye Wahl in den täglichen Rath aufgenommen; bald darauf ward er dem Kirchenrath oder dem Collegio Examinatorum beygesellet. Durch den Beysitz in diesem Collegium erhielt er die beste Gelegenheit, nach Herzenswunsch für Ausbreitung gelaüterter Religion und für den öffentlichen Unterricht in der Stadt und auf dem Lande, in höhern und niedern Schulen, zu sorgen. — Im J. 1780. ward er zum Mitgliede der neuerrichteten, oberkeitlichen Committee zur Beförderung des Landbaus erwählet. Ausser vielen andern wandelbaren Commissionen, wohnt er auch den vieljährigen Berathschlagungen über die Erneuerung des französischen Bundes und über die genferischen Streitigkeiten bey. —

X.

Johann Georg Sulzer (*).

Derselbe erblickte das Weltlicht den 16. Octob. 1720. in Winterthur, einer Municipalstadt des zürcherischen Kantons. Die Eifersucht, womit die Einwohner seines Geburtsortes über ihre Freyheiten wachen, flößte bey Zeiten auch ihm jenen Geist der Freyheit ein, der alle seine Reden, Schriften, Thaten beseelte. In der Jugend hatte sein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in seinem Herzen Abscheu gegen religiosen Parteygeist erzeugt, und lebhaft pflanzte sich dieser Abscheu auf den Sohn fort. Im J. 1734. an gleichem Tag verlor unser Sulzer Vater und Mutter. Von fünf und zwanzig Geschwistern war er das jüngste, und wer ihn gekennt hat, ist überzeugt, daß er nichts weniger als die Frucht erschöpfter Lebenskräfte gewesen. — Bey zahlreicher Familie konnte das Erbtheil nicht anderst als gering seyn. Kaum daß es zur Erziehung hinreichend war. Unser Sulzer ward dem geistlichen Stande gewiedmet. Der pedantische Unterricht war ihm zuwider. Anstatt des Studiums der Sprachen trieb er lieber geographische und cosmogra-

(*) Um so viel lieber schränken wir uns auf kurzen Necrolog ein, da Hirzel eine Lebensbeschreibung von Sulzern geschrieben, die in jedermanns Händen seyn wird. Man seh auch Formey und Blankenburg.

phische Studien. Reisebeschreibungen und Scheuchzers Naturgeschichte waren seine Lieblingslecture. Vom Vater hatte er Geschmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthschaft geerbet.

Im J. 1736. ward er auf das Gymnasium nach Zürich geschickt. Wolfs teutsche Metaphysik war das erste gelehrte Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Sein Tischherr hingegen empfahl ihm nichts als die Bibel. Die öffentlichen Vorlesungen waren zu wenig zu seiner Fassungskraft heruntergestimmet. Noch ziemlich unwissend verließ er den academischen Hörsaal. Das sitzende Leben war ihm zuwider. Lustparteyen, Spaziergänge, Spiele raubten ihm alle Zeit weg. Immer blieben seine Sitten unsträflich. Johannes Geßner war es, der durch Beyspiel und Handleitung ihn zum Tempel der Gelehrsamkeit führte. Auch Bodmer und Breitinger suchten den Geschmack des Jünglings zu bilden. Noch blieb er unentschieden zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der wolfianischen Philosophie und Linne's System. Im J. 1739. ward er zum Predigamt eingeweyht. Im J. 1740. ward er Hausinformator in einem der besten zürcherischen Haûser. Hierauf ward er Vikar beym Pfarrer zu Maschwanden. Gerührt von den Schönheiten der Natur schrieb er im J. 1741. die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab.

In den Gegenden von Maschwanden wurden einige Alterthümmer entdeckt. Durch das Ansehn des benachbarten Landvogts von Knonau erhielt er Erlaubniß zum Nachgraben. An den Ufern der Reuß, zwischen Masch-

wanden und Lunnern wurden Ueberreste einer alten, römischen Stadt entdeckt.

Im J. 1742. machte Sulzer eine Reise in die benachbarten Alpen, wovon die Nachricht gedruckt ist. Gefährlich krank kam er von der Reise zurück. In Geßners Haus ward er wieder geheilet. — Seither ist er als Hausinformator zu dem reichen Handelsmann Bachmann nach Magdeburg gekommen. Im J. 1744. machte er in Magdeburg Bekanntschaft mit Sacken. Dieser lockte ihn im J. 1745. nach Berlin. Hier genoß er Eulers und Maupertuis Gesellschaft. —

Während seines Aufenthaltes zu Magdeburg edirte er seine Uebersetzung von Scheuchzers helvetischen Bergreisen. Auch schrieb er sein Buch über die Erziehung und Unterweisung der Jugend. — Unterweilen hatte er den Beruf als Instructor des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg erhalten, den er ausschlug. — Auf Sacks und Eulers Fürbitte verschafte ihm Maupertuis im J. 1747. den mathematischen Lehrstul an dem joachimsthalschen Collegium in Berlin. Grosse Verdrießlichkeiten verbitterten ihm diese Bedienung.

Zu Magdeburg hatte er in Bachmanns Hause die Nichte dieses letztern, Wilhelmine Keusenhoff, kennen gelernt. — Gerne unterzog er sich allen Unbequemlichkeiten seines Professorats, da er durch dieses in den Stand gesetzt wurde, das liebenswürdigste Mädchen zu heyrathen. Im J. 1750. erhielt er vom König die Erlaubniß zu einer Schweizerreise. Unterwegs verlobte er sich in Magdeburg mit seiner Geliebten. Von da gieng er mit Klopstock nach Zürich und kam glücklich nach Berlin zurück.

Den 29. Octob. 1750. ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernennet. Als Mitglied der philosophischen Classe, beschäfftigte er sich mit psychologischen Untersuchungen. Dieselben wurden seither ins Teutsche übersetzt und zusammengedruckt. Seine letzte Abhandlung hatte die Unsterblichkeit der Seele zum Gegenstand, über deren Betrachtung ihn der Tod überraschte.

Ununterbrochnes Speculiren war Sulzers thätigem Character entgegen. Er that kleine Reisen; er lebte bey Hofe; er baute Haüser und Gärten. Immer war er bereit, mit Rath und That dem Nächsten zu dienen. — Im J. 1760. hatte er seine unvergleichliche Ehfreundin verloren. Seit diesem fatalen Streich erholte er sich nie völlig wieder. Um sich zu zerstreuen, erhielt er im J. 1762. die Erlaubniß, ins Vaterland zu reisen. Den Winter durch beschäftigte ihn seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, die er noch vor seinem Hinscheid vollendete.

Im J. 1763. rief ihn der Frieden nach Berlin zurück. Das Professorleben ward ihm zuwider und er verließ, mit königlicher Erlaubniß, den Lehrstul. Sein Entwurf gieng dahin, sich mit seinen zwo minderiährigen Töchtern in der Gegend von Zürich niederzulassen, um daselbst in philosophischer Stille den Tod zu erwarten. Der König aber behielt ihn in Berlin zurück und gab ihm ein Jahrgehalt, nebst einer Professorstelle bey der neuentstehenden Ritteracademie. Noch vor Entstehung derselben reisete er mit Mittchel, dem englischen Gesandten, nach Spa. Von da giengen sie im J. 1764. nach Brüssel. Im November kam Sulzer nach Berlin zurück. Sei-

nen Garten und sein Haus hatte er verkauft. Der König aber schenkte ihm unweit der Stadt einen Platz zur Anlegung eines neuen Landsitzes. An diesem Orte brachte er vom J. 1765. bis an sein Ende seine liebste Zeit zu.

Im J. 1765. errichtete der König eine Commission, um die öconomischen Angelegenheiten der Academie in Ordnung zu bringen, und dieser Commission ward auch Sulzer zugeordnet. In gleichem Jahr ward er zum Visitator des joachimsthalschen Gymnasiums ernannt. Einige Jahre hernach bekam er mit Sack und Spalding den Auftrag zur Reformirung der klosterbergischen Schule, wie auch der Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard. — Mit Eifer übernahm er den Auftrag, und Verdruß war die Frucht seiner Bemühung. — Im J. 1768. hatte er zum Gebrauch der Schulclassen die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens edirt. — Hierauf schrieb er, nach langer Geistesentkräftung wieder in etwas belebet, seine Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft. — Auch dieser Arbeit sieht man es nicht an, daß sie unter mancherley, bald körperlichen, bald öconomischen und politischen Beschwerden, unter Anhaüfung schwarzer Galle, verfertigt worden. „Es ist nun (schreibt er an seinen Bodmer im März 1768) „meine Art oder Unart, durch „Geschäfte zu dem freundschaftlichen Briefwechsel und „auch zum Studiren untüchtig zu werden. Briefe an „meine Freunde sind Leckerbissen, Gerichte eines feinen „Nachtisches, die man nicht zu geniessen verlangt, wenn „man nicht völlige Musse hat zu sitzen, so lang man „will.“ Unterm 4. Junius schreibt er: „Ich muß

„ es nur gestehn, daß es nicht immer Geschäfte sind,
„ die mich am Schreiben hindern. Bisweilen ist es
„ Trägheit, Unmuth, oder wie das Ding sonst zu nen-
„ nen ist. Haüfige und anhaltende Zerstreuungen setzen
„ mich so sehr aus der Fassung, in welcher ich meine
„ Gedanken sammeln kann, heraus, daß auf jene eine
„ Stille folgt, die mir eben so verdrießlich ist als die
„ gänzliche Windstille dem Seefahrer. Alles, was sonst
„ in der Seele sich zu regen pflegt, wird alsdann schlaff,
„ und bleibt es so lang, bis der Geist, durch die Last
„ seiner eignen Trägheit gereizt, sich wieder aufrafft.“
— Endlich gab er im Jahr 1769. sein vortreffliches Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften unter die Presse, ein Werk, ganz den socratischen Grazien gewiedmet. „ Mit der Hauptsache, schreibt er hierüber an Bodmer, „ bin ich zufrieden; ich bin überzeugt,
„ daß ich die wahren Grundsätze der Kritik gefunden,
„ und jeden Zweig der Kunst, wo ihre besten Früchte
„ wachsen, erkenne; aber in manchen besondern Ar-
„ tickeln hatte ich bisweilen nicht Zeit, bisweilen nicht
„ Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu überlegen,
„ und ich gestehe, daß ich an diesen Stellen oft die
„ einfachsten und hellesten Begriffe nicht erreicht und den
„ leichten und kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe.“
Der erste Theil dieses unsterblichen Werkes erschien in dem Jahr 1771. In demselben sind die Musen und Grazien, Geschmack und Philosophie, gründliche Begriffe und schöner Vortrag vereinigt; durchgängig wird auf den moralischen Zweck der Künste Rücksicht genommen. Zu gleicher Zeit schrieb er für die Academie psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. Im J. 1770. entwickelte er in einer andern academischen

Schrift den Begriff von dem ewigen Wesen. Im J. 1771. las er der Academie seine Gedanken über einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems von dem Materialismus. — Merkwürdig ist es, daß sein Geist sich mit Betrachtungen über die Todesfurcht bewafnete, da er sich so augenscheinlich dem Tode näherte. Auch aus den tiefsinnigsten Abstractionen wußte er practische Anwendung zu ziehn, und mit gelehrten Nachforschungen blieb immer thätiges Leben verbunden. — In gleicher Zeit trat er in die Chöre der Dramatisten; nicht nur bereitete er des Mercier Deserteur für das Berliner-Theater zu, auch versuchte er zu eben diesem Behuf Shackesspears Cymbellin in ein regelmässiges Stück zu verwandeln. Ein Geschäfft, wozu der Philosoph wenig gemacht schien!

Um diese Zeit hatte Sulzer den ersten Anfall von jener Krankheit, die ihn der Welt raubte. Hirzel erzählt, daß er sich auf einer Reise, die er nach Dresden und Leipzig that, und auch nachher auf seinem Landgut, verkältet, und dadurch ein Brustfieber sich zugezogen, das er vernachlässiget habe. Andre Leute erzählen es anders. Die Königinn von Schweden war in diesem Jahr in Berlin; sie ließ Sulzern einst, an einem heissen Sommertag, spät zum Essen einladen; er war schon erhitzt; unglücklicher Weise kam er in einem Zugwind zu sitzen, und jenes unglückliche Fieber war die Folge. Unaufhörlich kränkelte er von dieser Zeit an.

Im December 1771. erhielt er eine Einladung vom Herzoge von Curland nach Mitau, um ihm bey Errichtung eines neuen Gymnasiums beyzustehen; er lehnte

die Einladung ab, entwarf aber, Trotz seiner Kränklichkeit, den Plan zu diesem Gymnasium, und bemühte sich eifrig um gute Lehrer für dasselbe.

Im Herbst des Jahres 1773. war er durch Kränklichkeit zu den Geschäfften in der Ecole militaire unvermögend geworden. Itzt wünschte er nur so lange zu leben, bis er seine Theorie vollendet hätte, nnd diese vollendete er im J. 1774. — Was ihm seinen kränklichen Zustand am beschwerlichsten machte, war, wie er an Herrn Reich schrieb, „der Druck der langen Weile, da er so viele „Tage ganz allein, in seine Stube eingeschlossen zubringen mußte. — Es kränkt mich, daß ich in einem Alter, welches eigentlich das göldne Alter so vieler meiner Mitbrüder ist, unbrauchbar seyn soll. Ich fange „an, des Lebens überdrüssig zu werden.“ — Sein Zeitvertreib war Netze stricken, womit er künftigen Sommer Fische fangen wollte. Dieser künftige Sommer im J. 1775. kam mit immer zunehmenden Leibesbeschwerden, obgleich sie in den Memoiren der Academie auch noch in diesem Jahr von ihm Arbeiten befinden, nämlich die Abhandlungen über die Unsterblichkeit der Seele physikalisch betrachtet.

Zur Erleichterung seiner Leibesbeschwerden machte er, auf Hallers Anrathen, eine Reise nach Nizza, wovon das sehr interessante Tagebuch gedruckt ist. Auf dieser Reise erhielt er den letzten Beweis von der Achtung des Königs von Preussen; er ernennte ihn, in seiner Abwesenheit, zum Director der philosophischen Klasse der Academie. — In dem reinern Klima von Italien schien seine Gesundheit zu gewinnen; allein im Herbst 1776. vermehrten sich seine Beschwerlichkeiten.

Am letzten Tage des Jahres 1777. ließ ihn der König von Preussen, nebst Herrn Merian zu sich rufen, und Formey berichtet, daß Sulzer nach ziemlich langer Unterredung mit dem gekrönten Philosophen seinen Freunden gesagt habe, er bestätige von ganzem Herzen Voltairens Urtheil von dem König, den er für den geistreichsten und angenehmsten aller Menschen in der Unterhaltung erklärte. Unter den verschiedenen Gegenständen des Gespräches mit dem Monarchen war die Religion nicht der geringste. Da sie dieser bisher entweder durch orthodoxe Pedanten oder durch leichtsinnige Freygeister nur schief ansehen gelernt hatte, so ward er nunmehr für dieselbe mit Ehrfurcht erfüllt, als ihm Sulzer den wohlthätigen Einfluß des spaldingischen und telleriſchen Lehrbegriffs vor Augen gestellt hatte.

„ Den Tag vor seinem Tode, schreibt sein Freund Weguelin, „redete Sulzer noch mit aller möglicher Heiterkeit des Geistes mit seinen Freunden. Als er einstmals durch heftige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, stieß er einen Schrey aus, setzte aber gleich hinzu: Ach Gott, du bist auch Vater; du wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als ihm einer seiner Freunde an diesem Tage sagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu sehen, antwortete er sehr gesetzt: ja, auch ich hoffe es; ohne diese Hoffnung würde das Leben ein elender Traum seyn. “ — Er entschlief sanft den 25. Febr. 1779. und zeigte bis auf die letzte Viertelstunde Gesundheit und Gegenwart der Seele.

Sulzer hat zwo Töchter hinterlassen. Die älteste ist

an den churfürstlich-sächsischen Hofportraitmahler, Graf von Winterthur, verheyrathet; die jüngste verheyrathete sich erst nach dem Tode des Vaters mit Herrn Chevalier, königlichem Mahler in Berlin. An diese letztre war der, aus den Zeitungen bekannte Brief des Herzogs von Curland gerichtet, der hier zum Beschluß eine Stelle verdienet. Er war aus Mitau vom 23. April 1779.

„ Schon lange suchte ich Gelegenheit, Ihrem würdigen Vater, dem seligen Herrn Sulzer, für die Bemühungen, die er aus Freundschaft zu mir übernahm, und für die wahren Vortheile, die ihm meine Unterthanen verdanken, Beweise meiner Erkänntlichkeit zu geben. Sein Tod, ein Verlust, an welchem ich mit Ihnen Theil nehme, bringt mich um das Vergnügen, meine Absicht auszuführen. Ich schmeichle mir daher, Sie werden mir die Genugthuung nicht versagen, und beygehendes Billet, als ein Merkmal meiner Achtung annehmen.“ — Das Billet war eine Anweisung auf tausend Thaler.

XI.

Salomon Geßner.

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wär ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büssen. Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäfftigem Leben. „Sie wissen, schreibt Geßner an Füßli, daß mein Beruf „einmals seyn konnte, Künstler zu werden; daher war „ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Be„schmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die „Menge Papier, so wars doch nur ein elendes Spiel, „ohne Absicht und ohne Anführung; so mußte ich „nothwendig zurücke bleiben; und es war eine natür„liche Folge, daß meine Neigung sich um vieles ver„lor. Die besten Jahre giengen so dahin, ohne daß „ichs versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen „könnte. Indeß thaten die Schönheiten der Natur „und die guten Nachahmungen derselben von jeder

„ Art immer die gröste Würkung auf mich; aber in
„ Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl,
„ das mit keiner Känntniß verbunden war; und da-
„ her entstand, daß ich meine Empfindungen und die
„ Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf
„ mich gemacht hatten, lieber auf eine andre Art aus-
„ zudrücken suchte, derer Ausdruck weniger mechanische
„ Uebung, aber die gleichen Talente, eben das Gefühl
„ für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung
„ der Natur fordert."

Die Jugend unsers Geßners fiel nämmlich in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichern Kleist und Klopstock durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und die Sitteneinfalt der Schweizer als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Teutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit zu Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopstocke, der Kleiste, der Wielande u. a. d. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. erinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öffnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortrefflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur, — wie sehr müssen wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdig-

sten Figuren beseelet! Welche Feinheit und Rührung in den kleinsten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe neugebohren die Natur dem aufdämmernden Himmel zulacht, so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versetzt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Teutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die interessantesten Geschichtgen, die gefälligsten Charactere, die rührendesten Situationen studiren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt und verschönert, müssen wir nicht gestehn, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Marons, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Eine ganz neue Dichtart schuf er sich auch in dem Tod Abels, schäferische Naivität mit religioser Würde verbunden. — Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindt, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdruckes allein; so bezaubernd spricht sein Pinsel, wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlassung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: (*)

(*) S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.

„ Da ich Gelegenheit bekam meines seligen Herrn „ Schwehervaters fürtreffliche Sammlung täglich zu sehn, „ erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem, „ und ich faßte im dreyssigsten Jahr meines Alters den „ Entschluß, zu versuchen, ob ich noch zu meinem Grad „ gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künst„ lern Ehre machen würde. “ — Meine Neigung, fahrt Geßner fort, „ gieng vorzüglich auf die Land„ schaft, und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen, aber „ mir begegnete, was so vielen begegnet. Das Beste „ und der Hauptzweck ist doch immer die Natur; so „ dacht ich, und zeichnete nach der Natur; aber was „ für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug „ nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des „ Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der „ Natur allzu genau folgen, und sah mich in Kleinig„ keiten des Details verwickelt, die den Effect des Gan„ zen störten, und fast immer fehlte mir die Manier, „ die den Geständen der Natur ihren wahren Charac„ ter beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. „ Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten „ überhaüft, die Bäume ängstlich und nicht in herr„ schende Hauptpartien geordnet, alles durch zu ängst„ liche Arbeit zu sehr unterbrochen. Kurz, mein Auge „ war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde „ zu betrachten, und ich wußte noch nicht, ihr zu ge„ ben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinrei„ chen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach „ den Künstlern bilden müsse. Ist nicht das, was mir „ begegnete, der Fehler der ältern Künstler, die noch „ nicht genug gute Muster hatten? ich meine die äl„ tern Niederländer und Teutsche; sie hielten sich so

„ genau an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand „ oft so genau gemahlt ist, wie der hervorstechendeste, „ und ihre Gemählde verlieren darum ihre Würkung; „ sie sind zu ängstlich und zu überhaüft. Genien, die „ diese Fehler einsahn, suchten dieselben zu meiden, und „ machten sich mit den Regeln des Schönen in der Di„ sposition, der gemässigten Mannigfaltigkeit, der Haupt„ massen in der Anordnung und im Schatten und Licht „ u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu „ studiren; um den Weg so kurz als möglich zu ma„ chen, wählte ich nur das Beste, das, was in jeder „ Art am besten sich ausnahm, um zu einem Muster „ zu dienen. Wie sehr wird die Zeit verschleudert, wenn „ man bey Unterweisung junger Künstler sie bey Mittel„ mässigem aufhält! ihr Geschmack wird so für das „ wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmässige bleibt „ ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich „ groß zu glauben, weil es ihnen ein leichtes war, nicht „ weiter hinter ihrem Original zu bleiben. Man lasse „ den jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studiren, „ wie unerträglich werden ihm die faden, süssen Ge„ sichtergen vieler von den Neuern seyn! Man lasse „ ihn nach dem Schlender so vieler beliebten Künstler „ nach der Mode zeichnen, und laß ihn dann den schö„ nen Apoll oder Antinous zeichnen, er wird aus bey„ den gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen, und „ nicht empfinden, daß er es schlecht gemacht hat.

„ Ich fand das Beste, in meinen Studien von *einem* „ Haupttheile zum andern zu gehn; denn wer alles „ zugleich fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern „ Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzu zerstreut seyn

„ und immer ermüden, da er bey zu vielen, verschiede„ nen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten „ findet. Ich wagte mich zuerst an die Baüme, und „ da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem „ in dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige „ Sammlung ist. Je mehr ich ihn studirte, je mehr „ fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte „ mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen „ Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Ich ver„ saümte indeß nicht, nach andern zu arbeiten, deren „ Manier nicht des Waterloo, aber nichts desto weni„ ger glückliche Nachahmung der Natur war; ich übte „ mich darum auch nach Swanefeld und Berghem, „ und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Ge„ straüch fand, das vorzüglich meine Aufmerksamkeit „ reizte, das copirte ich in mehr und wenigen flüchti„ gen Entwürfen. Durch diese gemischte Uebung erhielt „ ich Leichtigkeit im Ausdruck und mehr Eigenthümli„ ches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den „ Waterloo mich allein hielt. Ich gieng weiter von „ Theilen zu Theilen; für Felsen wählte ich die gros„ sen Massen des Berghem und St. Rosa; für Zeich„ nungen, die Felix Mejer, Ermels und Hackert nach „ der Natur und in ihrem wahren Character gemacht „ haben; für Verschiesse und Gründe wählte ich die „ grasreichen Gegenden, und die sanften, dämmernden „ Entfernungen des Lorrain, die sanft hinter einander „ wegfliessenden Hügel des Wouvermans, die in gemäs„ tem Lichte, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie „ wie Sammet bedeckt sind; dann den Waterloo, des„ sen Gründe ganz Natur sind, ganz so, wie er sie in „ seinen Gegenden fand, und darum ist er auch hierinn

„ schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, „ die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern „ bewachsen, wählte ich mir den Berghem.

„ Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich izt wieder „ nach der Natur studirte! Ich wußte izt, was das „ Eigenthümliche der Kunst ist; wußte in der Natur „ unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und wußte „ mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu „ finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Aber wenn „ ich izt einen Gegenstand, den ich aus der Natur ge„ nommen hatte, ergänzen wollte, wenn ich das beyfügen „ wollte, was ein mahlerisches Ganzes ausmachen soll, „ dann war ich furchtsam und verfiel oft auf erkün„ stelte Umstände, die mit der Einfalt und der Wahr„ heit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, „ nicht harmonirten. Meine Landschaften hatten nicht „ das Grosse, das Edle, die Harmonie, — noch zu zer„ streuendes Licht, keine rührende Hauptwürkung; und „ also mußte ich izt aufs Ganze denken. — Aus allen „ suchte ich izt diejenigen Künstler aus, die in Absicht „ auf Ideen und Wahl und Anordnung ihrer Gegen„ stände mir vorzüglich schienen. — — Das gröste „ Exempel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich; „ seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß man „ glauben sollte, Everdingen habe sie gemacht, und sich „ selbst übertroffen. — Swanefelds edle Gedanken, die „ mit so grosser Würkung ausgeführt sind, und die auf „ seine grossen Massen von Schatten einfallende Reflex„ Lichter. Sal. Rosa kühne Wildheit, des Rubens „ Kühnheit in Wählung seiner Gegenstände. Diese „ und mehrere studirte ich in flüchtigen Entwürfen, izt

„ im Ganzen, da es mir izt meist darum zu thun war,
„ der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben.
„ Endlich studierte ich blos und allein die beyden Pous-
„ sin und den Claude Lorrain. — Aber das war nicht
„ genug, mir ihre Denkart und ihre Jdeen gänzlich be-
„ kannt zu machen. Jch legte sie beyseite, und wieder-
„ holte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß;
„ aber ich ruhete auch da nicht; ich machte mehr flüch-
„ tige als genaue Copien von ihren Landschaften. — Es
„ wird niemand fragen: Warum das? Jch kann sie ja
„ in Kupferstichen haben. Gut, dann besitz ich sie wohl,
„ aber ich habe nichts für mein Studium gethan. So
„ wird der Künstler eine immer merkwürdige Samm-
„ lung zusammen bringen; er hat so nach dem Besten
„ studiert, und sich zugleich in den Besitz desselben ge-
„ setzt. — — So lang es des Künstlers Hauptbeschäf-
„ tigung ist, andrer Werke so genau als möglich nach-
„ zubilden, so verliert oder schwächt er darüber die Kühn-
„ heit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum
„ Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit such-
„ te ich mich sorgfältig zu erholen; ich legte meine
„ Originale weg, dachte auf eigne Jdeen, und gab mir
„ die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel
„ ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leich-
„ testen und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Thei-
„ le mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und
„ bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder
„ zu arbeiten hatte. Zugleich faßte ich neuen Muth,
„ wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwun-
„ den waren, und ich mich besser aus der Sache gezo-
„ gen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich meiner
„ Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. — Bey dem

„ allem hab ich mir zur Regel gemacht, immer mit dem „ versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, ich „ mag seyn, wo ich will, nicht allein auf Reisen und „ Spaziergängen, sondern auch zu Haus und in der „ Stadt. Man vergißt oft etwas, nur weil man zu „ nachlässig ist, von einem Zimmer ins andre zu gehn, „ um das Benöthigte zu holen. — Ein Gedanke, im er„ sten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am „ besten entworfen. —

„ — Eine Beobachtung muß ich nicht vergessen, die „ ich aus eigener, vielfältiger Erfahrung weiß, wie sehr „ es nämlich den Muth erfrischt und wie oft es mich „ von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der „ Kunst und der Künstler lese. — — — Noch einen „ wichtigen Rath muß ich dem Künstler andringen: „ die Dichtkunst ist die wahre Schweßer der Mahler„ kunst. Er unterlasse nicht die besten Werke der Dich„ ter zu lesen; sie werden seine Einbildungskraft mit „ den schönsten Bildern bereichern. “

— So weit das geßnerische Sendschreiben im Auszug. Ohne Zweifel ist es unnöthig noch viel von den Lebensumständen und von dem Sitten- und Kunst-Character dieses Lieblings jeder Gracie zu sagen. Seinen Character hat er in obigem Sendschreiben und in seinen Werken am besten gemahlet. Einige seiner wichtigsten Zeichnungen hat Füßlin in der helvetischen Künstler-Geschichte beschrieben. Und wenn irgendwo Füßlin behauptet, daß durch den Gott Hymen der junge Virtuose aus den Chören der Musen und der Huldgöttinnen weggescheucht werde, so kann doch Geßners Beyspiel zur Ausnahme dienen. Wie dieser selber gesteht, so hatte er so-

wol seiner Gattinn als seinem Schwiegervater die Ausbildung des Genies zu danken. Letzterer, Heinrich Heidegger, Mitglied des innern Rathes, ehrte und kannte die Künste. Sein Kabinet ist eines der besten in Zürich, und enthält vornemlich die besten Stiche nach der niederländischen Schule, wie auch eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werkes, welches die erhabenen Werke der römischen Schule am würdigsten liefert. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird izt, nach dem Hinscheid des Vaters, durch seinen Sohn mit Wahl und Einsicht immer vermehret.

Auch mit bürgerlichen Ehren hat das Vaterland Geßners Verdienste belohnet. Seit dem Jahr 1767. ist er Mitglied des innern Rathes in Zürich, und seit dem J. 1781. ward ihm das Amt eines Oberaufsehers der Hoch- und Frohnwälder des zürcherischen Freystaates aufgetragen. Unter andern Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die Grossen der Erde erwiesen, erwähnen wir noch jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die Kaiserin in Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehret, ist er von Stolz und Eitelkeit eben so sehr als Lafontaine entfernt, und in seinem Character herrschen die Naivität und Einfalt, wodurch uns die Schäfer in seinen Idyllen entzücken.

XII.

Johann Caspar Lavater.

Derselbe ward zu Zürich den 15. Nov. 1741. gebohren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und wainerlicher Knabe. Anstatt zu studiren, beschäfftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerley Wachsbildnerey, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathematischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schul-Classen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Anleitung eines Bodmers und Breitingers, theils durch Wetteifer edler Mitschüler beseelet, nunmehr fieng er an, sich als freyen, kühnen Selstdenker zu zeigen; vor keinem der verwegensten Gedanken erschrack er, und aus der augenscheinlichsten Gefahr, sich selbst in den Abgrund methaphysischer Nachforschung zu verlieren, zogen ihn allemal Wahrheitssinn und moralische Gefühle zurück. Mit Speculation nämlich verband er das thätigste Leben. Wie feurig in frühester Jugend sein patriotischer Enthusiasmus gewesen, hievon könnten mehrere Beyspiele angeführt werden. Eine Art poetischer Schwärmerey berauschte damals die Jugend; hiezu kam noch tiefer-schütternderder Eindruck rousseauischer Schriften, nebst genauerm Umgang mit den freydenkenden Römern und Griechen. Bey schwächern Köpfen, für welche der olympische Nectar zu stark war, sah man das Fieber politischen Enthusiasmus entstehen; da war bald kein

Zunftmeister vor dem Scherbengerichte der unbärdigen Katons gesichert. So lächerlich indeß bey manchem der blinde Eifer geworden, so viel Gutes quoll gleichwol hie und da in der Gährung unter dem Schlamme hervor. Beweis hievon die Wochenschrift des Erinnerers, an welcher vorzüglich auch Lavater arbeitete; eine Wochenschrift, die mit Nachdruck thätiges Christenthum und republikanische Sitten beförderte. Schade, daß einige als persönlich ausgedeutete Satyren und andre politische Umstände die Fortsetzung verhinderten! Nach Aufforderung der helvetischen Gesellschaft verfertigte er die Schweizerlieder, in welchen hin und wieder derselbe Heldengenius athmet, womit die Voreltern im Schlachtgewitter bey Laupen und Sempach Triumphe erfochten.

Im Maymonat 1761. ließ sich Lavater zum Predigamt weyhen. Im März 1763. machte er gelehrte Reisen mit seinen Freunden, dem sel. Felix Heß und dem noch lebenden Heinrich Füßli, von denen ersterer durch die Schrift über die moralischen und philosophischen Predigten, letztrer aber als grosser Kunstmahler berühmt ist. Unter Professor Sulzers Aufsicht giengen sie nach Berlin. Einige Zeit blieb Lavater bey Spalding, bildete da seinen Geist und seinen Styl, und lebte selige Tage bey dem vortrefflichen Manne. — Wie sehr er in dem freyen Geist der berliner Theologen webte, sieht man aus seinen Briefen an M. Bahrdt, die im J. 1763. in Breßlau gedruckt sind. Seither besonders seit dem Verluste seines philosophischen Freundes, Felix Hessen, schien er einiger massen die betretne Bahn zu verlassen. Je feuriger seine Einbildungskraft war, desto kühner und ausgebreiteter seine

Wünsche und seine Begriffe von seinen Christen- und Amtspflichten, je schwächer er sich zur Ausführung fühlte, desto durstiger ward nach ausserordentlichen Kräften zum ächten Christusglauben, fieng er an, besondere Geistesgaben zu fordern und zu behaupten, daß alle Menschen dem wesentlichen nach sich gleich und alle Christen aller Zeiten, ceteris paribus, in gleichen Rechten stehen. Den Saamen dieser Lehre findt man in seinen Anmerkungen zu Bonnets Palingenesie, die er im J. 1769. übersetzt hat; eben so in den Manuscripten für Freunde, in den vermischten Schriften, in den christlichen Liedern, in einem besonders gedruckten fliegenden Blatte, in dem geheimen Tagbuch, in den Aussichten in die Ewigkeit. In den meisten dieser Schriften wird man ein seltenes Gemisch von gesundem Beobachtungsgeist und von mystischen Chimären, sehr viel brauchbare Lebens-Philosophie mit verstiegnen Grillen bemerken. Als Gedicht, wozu der Verfasser sie bestimmt hat, scheinen die Aussichten in die Ewigkeit sehr kühn und erhaben; für den Philosophen hingegen scheint der Blick auf den ungeheuren Schauplatz der Zukunft bald zu mikroscopisch, bald sonst zu umnebelt. Um dieses Werk auch für den gemeinen Haufen desto erbaulicher und brauchbarer zu machen, hat es der Verfasser im Auszug von müssigen Hypothesen gesaübert. Je unerschöpflicher Lavaters Geisteskraft, je unersättlicher seine Herzens-Sehnsucht seyn mag, desto weniger wird es befremden, wenn er, gleich einem Alexander in intellectuellem Verstand, nicht genug hat an der sichtbaren Schöpfung, sondern neue Welten und neue Himmel zu erobern bemüht ist. Schade, wenn seine Liebe zum Wunderbaren ihn allzuweit aus der Sphäre der Würklich-

keit fortstößt, oder wenn er allzu ungedultig ausserordentliche Hülfsmittel erwartet; einige seiner Freunde giengen würklich so weit, daß sie mit theoretischen und hermenevtischen Nachforschungen auch historische, ja so gar würkliche Wunderversuche verbanden. (*) Ein gewisses Bauersweib (**) ward zur Seherin erhoben; seither war Lavater nach Bondorf zu Gaßner gereiset; wie groß anfangs seine und seiner Freunde Erwartung von diesem Wunderthäter gewesen, können unter andern Lavaters Briefe an Semlern beweisen, und wie er jezt noch davon denke, sehen wir in dem zweyten Bande seiner vermischten Schriften, wo er seine Gedanken mit vieler Treuherzigkeit äussert, daß er ihm nämlich summum imperium über gewisse Uebel, beymesse. Je schlechter überhaupt hie und da Lavaters Meynungen verdaut wurden, desto haüfiger ward darüber pro und contra geschrieben. So nachtheilig zuweilen Controvers-Schriften für die Ruhe der Verfasser seyn mögen, so leicht gleich einem flüchtigen Einfall solche Schriften für immer erkalten und nach kurzer Verjährung alles Interesse verlieren: so scheinen sie gleichwol

---

(*) S. Pfennigers Appellation an den gesunden Menschenverstand, wie auch hin und wieder das christliche Magazin.

(**) Bey diesen Nachrichten erinnere ich mich wieder meiner Nachrichten von Helvetiens berühmten Männern. In diesem Werkgen ist S. 275. lin. 6 und 7. ein Einschiebsel, welches ohne mein Vorwissen sich einschlich. Unbedeutende Aenderungen hätt' ich freylich gestattet; ob aber diese unbedeutend, ob sie gegründt sey? Was weiß ich, da ich ja niemals in jene Mysterien eingeweyht war? — Um nicht mit fremdem Schmucke zu pralen, erklär' ich zugleich, daß die Nachrichten von Rousseau f. 172. ff. aus dem göttingischen Magazin, und die Nachrichten von Zimmermann S. 234. ff. von einem Freunde geborgt sind.

in dem litterarischen Dunstkreis vielleicht eben so nöthig, als z. B. in dem physischen Sturmwind oder Gewitter, wodurch die Luft vor Faülniß bewahrt wird. Scharfsinnig wurden die lavaterischen Meynungen von Doctor Rung in Bremen und hie und da in der allgemeinen teutschen Bibliothek untersucht. In eben dieser Bibliothek und in der leipziger Bibliothek, wird auch seine Physiognomik umständlich beurtheilt. Dieses Werk erschien in vier Quartbänden, in aller typographischen Pracht, und mit vielen Kupferstichen. Auch ist es ins Holländische, und neu umgearbeitet ins Französische übersetzt. Ungeachtet der hie und da eingestreuten blos willkührlichen Muthmassungen, enthält dieses Werk immer grossen Reichthum feiner und wichtiger Bemerkungen sowol für den Menschenbeobachter überhaupt, als auch besonders für den Dichter und Künstler. Eine zierliche Ausgabe seiner Gedichte ist unlängst erschienen. In denselben, wie überhaupt in seinen übrigen geistlichen Liedern und Psalmen, duftet hin und wieder heilige Salbung, und sein Gesang strömt zuweilen vollen, cramerischen Wohlklang; freylich wie Cramer, oftmals reicher an Ausdruck und Bildern als an Erfindung. Bey allem Mißtrauen gegen die einen und andern von Lavaters Hypothesen, als z. B. von der fortdaurenden Wunderkraft, von dem tausendjährigen Reich u. s. w. wird gleichwol niemand weder das Verdienst seiner ausserordentlichen Thätigkeit, noch den Vorzug seiner grossen Talenten mißkennen.

Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er im J. 1778. zum

Diacon

Diacon bey St. Peter in Zürich erwählt. Seine zahlreich gedruckten Predigten sind Zeugen, mit wie viel Wärme er sich die Erbauung seiner Kirche angelegen seyn lasse. Ungeachtet so vieler Stunden, die er seinem geistlichen Amte weyht, und so vieler Schriften, womit er von Zeit zu Zeit das Publicum beschenkt, weiß er, durch haushälterische Zeitersparung, immer noch diesen und jenen Tag zum Empfang oder zur Erwiederung freundschaftlicher Besuche, zu interessanten Reisen und zu zahlreichem Briefwechsel zu gewinnen. Einem Heiligthum ist sein Haus gleich, zu welchem beynahe täglich Leute von jedem Stand und Geschlecht, von jedem Range und Alter, aus den entferntesten Gegenden wallfahrten. — Einiger massen dient sein geheimes Tagbuch zum Commentar seines Lebens.

XIII.

Jacob Heß.

Derselbe ward den 21. Weinm. 1741. gebohren. In der Kindheit ward er dem Unterricht seines Oheims, Heinrich Goßweilers, damaligen Pfarrers zu Affoltern, anvertraut. Diesen geschickten und liebenswürdigen Mann kostete es nicht wenig Mühe, bis er endlich dem jungen Neffen, bey aller seiner Neigung zum Tändeln, nach und nach etwas Bücherliebe einflößte. Am liebsten las er noch Reisebeschreibungen und historische Nachrichten. Latein lernte er nicht ohne Widerwillen. Da er in keine Schule kam, so hatte er sein Lesen, seine Kurzweil und alles abgesöndert für sich allein; daher nahm er ein ungeselliges, leutscheues Wesen an sich. Nicht ohne Mühe konnte er sich davon entwöhnen. Indeß entwickelten sich freylich seine Seelenkräfte freyer als es in der Stadt und in der Schule geschehen wär. Zum Landleben und zur Einsamkeit bekam er so starke Neigung, daß ihm hernach der Aufenthalt in der Stadt wieder zur Last ward. In der Stadt hatte er dem Unterricht des nunmehrigen Pfarrer Freytags alles zu danken. Vermittelst dessen Handleitung brachte ers so weit, daß er im J. 1755. in die philologische Classe des höhern Collegiums befördert worden. In der griechischen Sprache brachte er es unter Breitingers Aufsicht sehr weit. Breitinger und Bodmer nahmen sich des Jünglings eifrig an. Einige hoffnungsvolle Jugendgefehrten forderten

ihn zu freundschaftlichem Wetteifer auf. Izt nahm Ehrbegierde von seinem Herzen Besitz; diese Leidenschaft schien durch Heftigkeit seinem moralischen Character nachtheilig zu werden; nicht ohne beschwerlichen Kampf gelang ihm der Sieg über sich selber. Auch waren nunmehr seine Studien fast lauter Lieblingsstudien; manches Ernsthaftere ward hiebey versäumet. Doch gewann er unter Anleitung der grösten Männer Liebe zur Weltweißheit, besonders zur Metaphysik. Nichts als die Reizungen der Dichtkunst konnten ihn von den Schriften eines Leibnitz, Wolf, Bülfingers hinweglocken. — Dann zog er wieder alles an sich; bald die Geschichte, insonderheit die vaterländische; bald eine Reisebeschreibung, bald ein Gedicht; bald eine Abhandlung, bald ein Roman. — Hier ist das Scheidealter, wo der von Känntniß zu Känntniß herumirrende Geist sich so leicht in den Irrhaynen flüchtiger Lecture verliert. Vorsehung ist es, wenn bey so unordentlichem Studiren endlich noch etwas solides herauskömmt; Vorsehung ist es, die einem Jüngling Freunde, Gönner, Rathgeber verschaft, aus deren Beyspiel er sieht, wie die Arbeit kann zweckmässig und übereinstimmend gemacht werden. Solche Beyspiele waren für ihn ein Schultheß, Steinbrüchel, Tobler. — Was er in diesen academischen Jahren von der Theologie verstehn lernte, — freylich bey so zerstreutem Studiren wenig, — das hatte er seinen beeden Professoren, Lavater und Zimmermann, zu verdanken.

Im Frühling 1760. ward er zum Predigtamt ordinirt. Hierauf kam er zu seinem väterlichen Oheim, dem Pfarrer Heß, nach Neftenbach, als Vicar und Lehrer seines Sohnes. Dieser Oheim war ein tiefer Kenner

der wolfischen Philosophie und war auch selbst Wolfens Schüler gewesen. Mit seltener Gründlichkeit im Denken verband er den feinsten Geschmack und die ausgesuchteste Belesenheit; auch, was über alles geht, das menschenfreundlichste Herz. — Der Jüngling, der einigen Autorstolz von dem Gymnasium her — er hatte einige Gedichte verfertigt, — mit sich zu seinem Oheim gebracht hatte, war endlich so gescheut, für einmal das Studium inclarescendi, die Schreib- und Publicirsucht dem gründlichen Lernen und regelmässigen Studiren aufzuopfern. Es waren meistens die besten und nahrhaftesten Schriften, die er bey seinem Oncle las; das Studium der Alten setzte er fort. Hiedurch gelangte sein Geist je länger ie mehr zu völliger Reife. Ausser dem Umgang mit seinem vortreflichen Oheim in Neftenbach, hatte er auch einem andern, mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Schultheß, diesem glücklichen Uebersetzer der griechischen Weltweisen, wegen seines litterarischen Briefwechsels sehr vieles zu danken. — Die Art, wie er auf dem Lande die göttlichen Schriften studirte, und seines Oheims geschickte Methode, die evangelischen Erzählungen in Predigten zu behandeln, veranlaßten ihn frühe, Versuche einer Lebensgeschichte Jesu zu wagen. Von dem Oheim aufgemuntert, brachte er gegen das Ende seines siebenjährigen Aufenthaltes in dessen Hause das erste Bändgen zu Stande. — Er schrieb auch um diese Zeit den Tod Moses, ein Gedicht — Etwas früher zwo Elegien, dem Andenken eines Jünglings von seinem Freunde gewiedmet.

In dieser Zeit starb sein Vater, dessen ungemeiner Fürsorge er so manche vortheilhafte Situation, in die

er gekommen, so manche Hülfsmittel zum Studieren zu danken hatte. — Izt eröfnete sich ihm ein neuer Auftritt des Lebens. Im J. 1767. verehlichte er sich mit Jungfrau Anna Maria Schinz, einer Person, deren ganze Sinnesart sich für ihn, so wie er sich für sie, durchaus schickt. Drey Jahr lebte er mit ihr, ein Paar Stunden von Zürich entfernt, in einem angenehmen Landhause. Hier konnte er nach Herzenslust dem Studiren obliegen. Tiefes, Geist und Herz befriedigendes Studium der göttichen Schriften war hier sein Hauptgeschäfte. Auch schrieb er hier das zweyte Bändchen der Lebensgeschichte Jesu. Vornemlich aber las und sammelte er, was immer zur Aufklärung des Plans der Offenbarung dienen konnte. Die erste Idee hievon gab er in einer kleinen Schrift: Ueber die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, Zürich 1769. 1774.

Beym Lesen des alten Testaments bediente er sich, um mit der Sprache des neuen desto bekannter zu werden, der griechischen Dollmetschung. Aus diesen Betrachtungen entstand sein Werk vom Reiche Gottes, welches die Aufklärung des Plans der göttlichen Offenbarung zum Zweck hat. — In sechs Bänden hatte er im J. 1772. die Geschichte Jesu vollendet. Wie vortheilhaft sich Münter dieses Werkes zur Bekehrung des Grafen von Struensee bedient habe, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. Im J. 1774. schrieb er noch die Geschichte der Jugendjahre Jesu; im J. 1775. die Geschichte der Apostel; im gleichen Jahr die Geschichte der Israeliten u. s. w. Wir übergehen verschiedene kleinere Schriften, wie z. B. die Gedanken über das anti-lavaterische Sendschreiben, — die Hofnungsinsel und so

manchen wichtigen Aufsatz, den er als Mitglied und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft edirt hat. —

Der Hauptcharacter der hessischen Methode ist, daß sie Schrift durch Schrift erklärt und fest sich an die biblische Geschichte anschmiegt. Mit Hintansetzung sowol metaphysischer als zu gehaüfter critischer Untersuchungen, für welche das Volk nicht gemacht ist, bemüht sich Heß, den Fortschritt der göttlichen Offenbarungen in so übereinstimmendem Plane und auffallendem Lichte zu zeigen, daß, wenn auch diese oder jene Lücke, diese oder jene, dogmatische oder philologische Schwierigkeit bleiben, nichts desto weniger die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Bücher sich durch Innhalt und innere Uebereinstimmung jedem unumfangenen Gemüthe empfehlen.

Seit dem J. 1777. steht unser Heß mit grosser Erbauung als Diacon bey dem Frauenmünster in Zürich; unlängst sind seine Predigten wie auch verschiedene Abhandlungen zur Beleuchtung des Lebens Jesu im Druck erschienen.

XIV.

Johann Caspar Füßli.

Er ward im J. 1706. zu Zürich gebohren. Nachdem er die Anfangsgründe der Mahlerkunst bey einem sehr mittelmässigen Künstler gelernt hatte, verließ er in dem achtzehnten Jahr seines Alters das Vaterland, ohne Unterstützung und Känntniß. — Zu Wien vereinigte er sich mit Sedelmayer. — Gran, und Meitens, waren seine Führer, oder vielmehr hatte er gar keinen Führer, als sein eigen Genie. Gar bald gewann er die Achtung der Grossen bey Hofe; allein die Unabhänglichkeit zog er dem Glücke vor, und schlug die vortheilhaftesten Anerbietungen aus. — Wahrscheinlich würde er sein Leben in Wien zugebracht haben, wenn nicht der Fürst von Schwarzenberg ihn beredet hätte, einen Beruf von seinem Schwiegersohn nach Rastadt anzunehmen. — Er gieng dahin, und ward der Liebling dieses Hofs; selbst die alte Margräfin, die in Etlingen ihr Hoflager hatte, schenkte ihm ihre Achtung, und äusserte vielmal den Wunsch, ihn zu einem catholischen Christen zu machen. Er mahlte den Margrafen von Durlach, und wurde von diesem Herrn als ein Sohn gehalten. Machen sie eine Lustreise zu meinem Schwager dem Herzog von Würtemberg nach Ludwigsburg, sagte dieser gütige Fürst, denn, setzte er hinzu, ich kenne den Hof zu Rastadt allzu gut, und sehe zum voraus, daß er ihnen in der Folge

gefährlich werden muß; Ich gebe ihnen Empfehlungsschreiben, und sie können einer gütigen Aufnahm entgegen sehen. Er gieng dahin, und hatte die Ehre dieses Schreiben persönlich zu überliefern, der Herzog lächelte, bey Durchlesung desselben. Mein Füßli, sie bleiben in meinem Dienst, und haben meine Gnade, die Bedingungen wurden durch den Herrn von Pfau berichtiget, und von unserm Künstler angenommen, nur bat er sich die Erlaubniß aus, eine Reise nach Bruchsal zu machen, um da den Kardinal Schönborn zu mahlen, von welchem er vorhero war berufen worden. — Von Bruchsal gieng er nach Mannheim, wo er die Ehre hatte, den Churfürsten abzubilden. Er besahe die Gemähldesammlungen zu Schwetzingen und Düsseldorf, und reisete wieder nach Ludwigsburg zurück. Hier blieb er sehr vergnügt, bis der unglückliche polnische Krieg einbrach; die Franzosen kamen über den Rhein, belagerten und eroberten Kehl, und überschwemten das Land; man sah nichts als Jammer, und damit das Unglück vollkommen würde, fiel der Herzog in tödtliche Krankheit, und gieng nach Stutgard. —

In dieser betrübten Lage glaubte Füßli das Beste zu seyn, den Herzog um Erlaubniß zu bitten, eine Reise nach Nürnberg zu machen; der Fürst sahe die Billigkeit dieses Begehrens, er beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr, und sagte: reisen sie glücklich, giebet Gott Gesundheit und Frieden, so kommen sie zurück, der Herr von Pfau wird deßwegen Briefe mit ihnen wechseln. —

Er saumte nun nicht länger, nahm die Post, und kam glücklich nach Nürnberg. Er brannte vor Verlangen Kupezki zu sehen, ungeachtet ihm seine Freunde eine

schlechte Aufnahme vermuthen liessen, so wagte er es doch zu demselben hinzugehen, und in einer Stunde waren sie die wärmsten Freunde. Kupezki beredete ihn Zimmer im gleichen Haus zu nehmen, wovon der berühmte Landschafts-Mahler Blendinger Eigenthümer war. — Nach und nach brachte er es dahin, daß noch der alte Hirschmann, und Director Preißler mit von der Gesellschaft seyn durften, wo man dann alle Wochen bey Kupezki zusammen kam. — Niemals ist mit mehr Gründlichkeit von der Kunst gehandelt worden, als in dieser Gesellschaft.

Unter diesen angenehmen Beschäftigungen verflossen beynahe 18. Monate, in welcher Zeit sein Gönner, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, mit Tode abgieng, und die Hoffnung zum Frieden wurde durch das immer weiter um sich greifende Kriegsfeuer vereitelt. Er entschloß sich, seinem Vaterland einen Besuch zu machen, vorher aber noch Augspurg und München zu besuchen, um sowol die dortigen Künstler kennen zu lernen, als auch die seltene Gemähldesammlung zu Schleißheim zu besehen. — Er nahm von seinen Freunden den zärtlichsten Abschied, kam nach Augspurg; wo er mit freundschaftlich offenen Armen von Rugendas und Riedinger aufgenommen ward; besonders errichtete er mit letzterm eine genaue Freundschaft, die bis an seinen Tod, in einem für die Kunst interessanten Briefwechsel unterhalten worden. In München wurden Beich, und Desmarees seine Freunde, in deren Begleit er Schleißheim besahe, und dann seine Reise nach der Schweiz fortsetzte, wo er auch in seinem vier und dreyssigsten Jahr anlangte, und nicht lange hernach sich verheyrathete. Ob es schon

mit einer Person war, die er alle Ursache hatte zärtlich zu lieben, so pflegte er doch vielmal zu sagen, daß sich die Kultur der schönen Künste, und die Sorgen des ehelichen Lebens wenig mit einander vertragen. Wenn ihn indeß die Angelegenheiten des haüslichen Lebens bisweilen der Kunst weggeraubet haben, so hat er diese Untreu dardurch gut gemacht, daß er seine Söhne zu Virtuosen erzog, auf die sich mit dem väterlichen Ruhm, auch die Talente des Vaters fortgeerbt haben. —

Vermittelst seiner Känntnisse erwarb sich Füßli die Freundschaft der grösten Künstler; in vertraulichem Briefwechsel stand er mit Solimena von Neapel, Rigaud in Paris, wie auch mit den Kupferstechern Drevet, Surüge, Frey, und Wille; der Ritter Mengs beschenkte ihn mit einer Handschrift über das Schöne, die unser Künstler mit einer Vorrede herausgab, und Winkelmann war sein besonderer Freund.

Wesentlich bleibt das Schöne immer dasselbe, es mag nun durchs Aug, oder durchs Ohr, oder durch die Einbildungskraft reizen; nicht weniger Gefühl hatte Füßli für die Grazien der Dichtkunst, als für das mahlerische Schöne. In freundschaftlichem Umgang und Briefwechsel lebte er mit Kleist, Klopstok, Wieland, Bodmer, und Breitinger.

Mehr als Rang und Geburt erheben Talente; in genauer Verbindung stand Füßli mit einigen Personen vom ersten Range, besonders würdigten ihn ihrer Freundschaft der Kardinal Roth, Graf Firmian von Mayland, u. a. Obschon gewohnt mit den Grossen zu leben, war es doch nichts weniger als kriechende Aufwart, vielmehr

reine Freymüthigkeit, offenes ungezwungenes Wesen, wodurch er sich Zugang verschaffte. Ungeschminkt die Wahrheit zu hören, ist so seltenes Glück für die Grossen, daß ihnen eben diese Wahrheit auch alsdann willkomm ist, wenn sie auch selber ohne Schonung gesagt wird. Was indessen bey einem Füßli wenig beleidigte, könnte bey andern unverzeihliche Dreistigkeit scheinen. Jene seltene Gaabe besaß er, allemal die Gelegenheit, und den Thon zu erhaschen, welche seinen auch noch so kühnen Einfällen zum Freybriefe dieneten. Die Hitze und Freymüthigkeit, womit er sich zuweilen ausdrückte, darf nur derjenige ungestraft nachahmen, der sie wie Füßli, mit eigenthümlicher Laune, mit Geistes Gegenwart, und mit Dienstleistungen zu vergüten im Stande ist; nicht selten ist auch ihm sein offenes Wesen nachtheilig geworden.

Seine Denkart indeß, nicht weniger als seine Talente setzten ihn über alle Ehrenstellen und Glücksgüter hinweg. Mit anrückendem Alter lebt er immer bey Hause, unter Büchern und Kunstwerken, von welchen er eine auserlesene Sammlung besitzt. Sein Haus ist ein Zufluchtsort der Künste, der Freyheit, der guten Gesellschaft. Alle Tage versammeln sich bey ihm Leute von jedem Rang und Alter; in abwechselnder Gestalt geht das Gespräch vom scherzhaften Thon zum ernsthaften hinüber, von den Gegenständen der Kunst, zu politischen und moralischen Untersuchungen, allemal mit sinnreichen Einfällen und Anecdoten belebt. —

In der Mittelmässigkeit äusserer Umstände ist es Füßlin vermittelst der Geschäfftigkeit seines Geistes gelungen, Talent und Verdienst, besser als so viele Reiche und

Grosse zu beschützen. Eine Menge armer Schüler hat er nicht nur großmüthig ohne Entgeld unterwiesen, sondern auch für dieselben Reisegeld einsammeln lassen, und ihnen den Weg zu vortheilhaftem Berufe erleichtert. Ueberhaupt macht ihn natürliche Thätigkeit sehr gefällig und dienstfertig. So sehr er sich selber vergißt; so sehr sorgt er für andere. Unfähig für sich selber an der Thür der Grossen zu klopfen, schämt er sich nicht Kollecten zu sammeln, wenn er zur Unterstützung eines Unglücklichen irgend etwas beyzutragen im Stand ist. — Solche Züge in dem Moral-Character des Künstlers verdienen nicht weniger, als das Eigenthümliche in seinem Genie bemerkt zu werden.

Indeß liegt jene Untersuchung ausser den Schranken des Biographen, in wie weit moralische Auflagen, und Steuererpressungen wirklich nützlich, oder in wie weit sie schädlich seyn können. Aus politischem Gesichtspunkt betrachtet scheinen dergleichen Anstalten, Veranlassung zu demjenigen, was man in Rom Patronat oder Klientel hieß; etwas, welches unvermerkt zu einer Art ausschliessenden Wohlwollens, zu Parteylichkeit und Factionsgeist Gelegenheit giebt. Weit entfernt indeß war unser Füßli, sich in die Staatsangelegenheiten mehr einzumischen, als es mit seinem Hang zu philosophischer Ruhe, und mit seinem Geschmack für die Künste bestehen konnte.

Die Jahre 1740. und 1742. waren für Füßli höchst traurige Jahre, zwey seiner besten Freunde wurden ihm durch den Tod entzogen, Kupezki und Rugendas, Männer vom ersten Rang in der Kunst, die er so vorzüglich geschätzt und geliebet hatte. Er opferte ihnen Thränen, und so viel an ihm lag, wünschte er, ihre Tugend,

und Grösse der Nachwelt aufzubehalten. Er schrieb ihre Geschichte, und machte sie durch den Druck bekannt. — Und da diese erste Probe seiner Muse vielen Beyfall fand, aüsserte sich in ihm eine unbezwingliche Begierde, seine würdigen Landesleute dem Moder der Vergessenheit zu entziehen, und so viel möglich eine vollständige Geschichte der besten Künstler des Schweizerlands herauszugeben. — Er brachte mit einer unnachahmlichen Mühe und Gedult dieses Werk zu Stande, in welchem er sich zugleich als schönen Schriftsteller, und als gründlichen Kunstrichter zeigte, und mit Verachtung auf diejenigen hinabsahe, die aus Unwissenheit, oder Neid, seinem Vaterlande Künstler vom ersten Rang absprechen wollen, Leute, deren göstes Verdienst im Handel mit alten und neuem Marmor besteht, und die etwa noch einer verstümmelten Bildsaüle, eine Nase oder ein Ohr ungeschickt anzuflicken bemüht sind.

Füßli war von Jugend auf ein grosser Liebhaber von Kupferstichen, er legte sich nach und nach eine vortrefliche Sammlung bey, und da er in Wien den Zutritt zu der unschätzbaren, und vielleicht ersten Sammlung des Prinzen Eugens hatte, so bereicherte er seine Känntniß in diesem Fache bis zur Vollkommenheit. — Er glaubte allen Liebhabern ein angenehmes Geschenk zu machen, wenn er ihnen ein Handbuch darreichte, auf eine vernünftige Weise Kupferstiche zu sammeln. Er schrieb sein raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher, und ihrer Werke, und gab es durch den Druck heraus. — Diese Schrift wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. —

Zum Beschluß erwähnen wir noch Füßlins hettlinge.

risches Medaillen-Cabinet; ein Werk, welches der sel. Hettlinger niemand als seinem Freund Füßli anvertrauen wollte, welches auch durch dessen Bemühungen das erste Werk dieser Art seyn wird, und sowol den Herausgeber als Hettlingern verherrlicht. Niemand hat mehr Geschmack, um den ganzen Werth der hettlingerischen Schaumünzen zu empfinden, und niemand mehr Unpartheylichkeit, um auch darüber ohne Hyperbole zu schreiben, wo selber nach den Vorschriften eines Quintilians die Hyperbole erlaubt wäre. —

Vielen Gelehrten und Künstlern, die sich durch Eifersucht entzweyen, dients zur heilsamen Beschämung, daß mit so manchem unter denselben Füßlin in der freundschaftlichsten Verbindung gestanden, und immer fremdem Verdienste mehr, als eigenem, Recht widerfahren lassen. Durch Nachahmung eines solchen Beyspiels würden die Musensöhne sich am sichersten vor dem Hohngelächter unkundiger Zuschauer verwahren.

In den letzten Lebenswochen sah sich Füßli am Leibe völlig entkräftet; sein Geist aber blieb munter; auch beym Ruin seiner Hütte bewieß er sich heroisch und unsterblich; am Rande des Grabes umfaßte er mit dem Blicke des Weisen so wol das Vergangene als die ewige Zukunft. Füßlin starb den 7. May 1782.

Verzeichniß seiner Schriften.

Leben Georg Philipp Rugendas, und Johannes Kupezki. — Zürich 1758.

Geschichte der besten Künstler in der Schweiz nebst ihren Bildnissen. 5. Theile, Zürich 1769. 1779.

Raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke. — Zürich 1770.

Geschichte von Winkelmanns Briefen, an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

Auf Befehl seiner Obrigkeit.

Rathschreiber-Ordnung, ꝛc. ꝛc. Zürich 1761.

Mit einer Vorrede gab er heraus.

Anton Raphael Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Zürich 1770.

XV.

Raphael Egli. (*)

Sonst heißt er auch Göz oder Iconius von seinen Voraltern in dem Mönchhof, einem zürcherschen Lehngut an den Ufern des Sees. Sein Vater war Tobias Egli, zuerst Pfarrer in Frauenfeld; wegen Verdrusses von päpstlicher Seite begab er sich hernach als erster Decanus nach Pündten; auch hier ward ihm der Aufenthalt von seinem Wiedertaüferischen Amtsgenossen, Joh. Gantner, beschwerlich gemacht. Er starb im J. 1574. in dem vierzigsten Jahre des Alters.

Raphael Egli, sein Sohn, ward im J. 1559. geboren. Den ersten Unterricht erhielt er zu Chur bey Johann Pontisella; hierauf kam er nach Cleven zu Scipio Lentulus; ausser einer gelaüterten Theologie, lernte er bey diesem gelehrten Neapolitaner die lateinische und italiänische Sprache; in den Erholungsstunden belustigte er sich mit der Poesie und Tonkunst. Durch folgende Verse ward er vom Vater zum Studiren ermuntert:

Pyramidum ventis pereunt regalia busta,
Et monumenta ducum diruit imber edax,

Sola

(*) S. Joh. Jac. Simlers alte und neue Urkunde, B. III. Th. III. s. 803. — der Zeitrechnung nach kömmt er vor Heinrich Hottinger zu stehn.

Sola animi Virtus Libitinam vitat & orcum
Effugit, atque nova crescere laude potest:
Hæc tibi sumantus quæsita superbia, Fili,
Ingenii meritis. Sic tibi cinge comam.

Nach des Vaters Hinscheid begab sich die Wittwe, Elisabeth Göldlin, nach Zürich. Der verwäißte Knabe ward sogleich in dem Collegium Alumnorum versorget. Unter Aufsicht eines Verwandten, Wolfgang Hallers, und der besten Lehrer, Heinr. Bullingers, Wilh. Stucki, Rudolf Collins u. a. bracht' ers in den Studien ungemein weit. Zur Fortsetzung derselben gieng er im Jahr 1580. nach Geneve. Mit dem redlichsten besten Herzen war bey dem Jüngling eine allzulebhafte Einbildungskraft vereinigt; von einem herumschweifenden, italiänischen Arzte ward er, ohne Vorwissen der Lehrer, von Genf hinweg nach Basel gelocket. Bald wieder führte ihn sein eignes Herz zurück aus der Verwirrung seiner Einbildungskraft. Hierüber schreibt Beza an Gualter in folgenden Worten: De vestris apud nos nunc versantibus studiosis, quod adhuc scripsi, nunc quoque scriberem, nisi obstaret Eglini levitas, de qua vos commonefaciendos putavi. Res autem ita se habet. Venit ad nos æstate superiore Italus quidam Augustinus nomine, medicinæ Doctoratum, ut audio, Basileæ adeptus, litteras istinc afferens commendatitias, cujus consuetudine captus Eglinus quasi mortalium omnium is esset doctissimus, homo interim paradoxorum, ut audio, plenissimus. tanum effecit, ut illum etiam in idem hospitium admitteret. — — — Eglinum certe egregio ingenio præditum esse video, in quem minime velim aliquid statui, quo

à Studiorum curſu impediatur. Sed viciſſim illum ſerio admonendum puto, ut aliorum conſilio ſe regi patiatur &c. Je unerfahrner der Jüngling, je unbefangener ſein Gemüt war, deſto leichter konnt' er ſich von den güldenen Verſprechungen des gelerten Avantüriers hinreiſſen laſſen; treuherzig kehrte er auf den erſten Wink ſeiner Aufſeher und Lehrer nach Genf zurück. Unentſchieden indeß bleibt es, ob nicht eben der Umgang mit dieſem ſeltſamen Italiäner die erſte Veranlaſſung zu ſeinen nachherigen, gelerten Thorheiten geweſen? Für einmal ſchien' er, unter der Aufſicht eines Beza, eines Lambert Danäus und Anton Fay wieder ins Gleiſe zu kommen. Unter Beza verthäidigte er zwo Streitſchriften von der Gnadenwal; auch ſchrieb er eine Abhandlung über die Proſodie, welche von Beza gelobt wird. Sein täglicher Gefehrte in Genf war Johann Guler von Weineck, der hernach nicht nur als Ritter und Feldoberſter, ſondern auch als Schriftſteller berühmt worden.

Wegen der Unruhen, womit Genf von dem Herzog von Savoyen bedrohet war, begab ſich Egli im J. 1582. nach Baſel. Daſelbſt hielt er unter Joſ. Jac. Grinäus eine Diſputation: de forma Dei & Servi. — Auf einmal empfieng er ganz unerwartet eine Einladung von den Haüptern der III. Bündten, damit er ihre neue Landſchule zu Sonders im Veltlin einrichten möchte. Hierauf gieng er im J. 1583. nach Zürich; er ward zum Predigtamt eingeweyht und verheyratete ſich mit Suſanna Schmid, einer Tochter des gelerten Sebaſtian Fabricius. Alsdenn begab er ſich ganz allein nach Rhätien. Bey ſeinem Aufenthalte zu Sonders edierte er die lateiniſche Abhandlung: Via ac ratio Scholæ Rhætorum. Peſ-

clavii. 1584. in 4to. Diese Schrift enthält seinen vorgeschlagenen Schulplan. Für die Schule verfertigte er eine kleine Logick, welche im J. 1585. unter der Aufschrift: Recte argumentandi ratio zu Zürich heraus kam und seinem Freunde, Joh. Guler zugeeignet wurde. — Im Jahr 1586. erweckten die Priester, unter Anführung eines Mönchen von Palermo, einen so gefährlichen Aufruhr zu Sonders, daß alle Reformirte in Lebensgefahr gerieten; die Schüler wurden zerstreut und die Schulanstalt gänzlich zernichtet. Hierauf begab sich Egli wieder nach Zürich. Bald hernach ward er zur Verbesserung des Schulwesens nach Winterthur berufen; zugleich erhielt' er daselbst den Sub-Diaconat zu St. Geörgen im Feld. An diesem Orte gerieth er in genaue Bekanntschaft mit Josuas Maaler oder Pictorius, dessen Wörterbuch bekannt ist.

Zu dieser Zeit hatten Claudius Alberius zu Lausanne, und Samuel Huber zu Bern über die Gnadenwal ganz besondere Meinungen geaüssert: durch Wiederlegung derselben hatte sich Egli grossen Beyfall erworben; aus Liebe zum Frieden verbat er sich den Druck seiner Controversschriften; cupit, schreibt der zürchersche Antistes, Rudolf Stumpf an Theodor Beza, cupit Eglinus hæc sua Scripta minime publicari, ne contendendi occasio rixosis ingeniis objiciatur.

Im J. 1588. kam er von Winterthur nach Zürich, als Aufseher der XV. obrigkeitlichen Seminaristen. — Zu Ende dieses Jahres war er wegen allzuheftiger Geistesanstrengung in tiefe Schwermut geraten.

Ohne sein Vorwissen wurde er im J. 1592. von dem

grossen Rathe zum Diacon beym grossen Münster erwählet; zugleich ward ihm der catechetische Lehrstul des N. Testaments übergeben. In diesem Amte führte er die theologischen Disputationen ein; hernach wurden sie von dem Senate gut geheissen.

Im J. 1594. reisete er eines Bergwerkes wegen in Pündten. In den Actis Scholasticis finden wir hierüber folgende Nachricht: „Dieser Tagen ward auch „fürbracht, daß R. Egli weder lehre noch predige, son„dern aufhin in Bündten zogen sey, und allda eines „Bergwerckes sich belade, mit grosser Aergerniß ganzer „Bürgerschaft allhie und auch der Bündtner selbst, und „zu besorgen, er werde in höchste Ungnade unsrer „Herren fallen: Gab M. Burkhard Leemann Be„scheid, daß er ihm von einer andern Ursache wegen, „so er vorgewendt, wol erlaubt habe, der Kirchen „halb, aber gar nicht vermeint, daß er so lang aus„bleiben sol. — Gefiel meinen Herren, daß er anfangs „auf das allerernstlichste heimgemahnet werde.“ Ungeachtet des Unwillens, den er sich zugezogen hatte, ward er nicht desto weniger im J. 1596. zum Archidiacon und Chorherr beym grossen Münster erwälet. Dieser neuen Würde bediente er sich zur Beförderung verschiedener, wolthätiger Anstalten. Im J. 1598. übergab er dem grossen Rathe ein Bedenken wegen des Kirchengesanges, welches hierauf mit obrigkeitlichem Ansehn zu Stadt und Land eingeführt ward. Zu dem Ende hin sammelte Egli etliche Psalmen und Kirchenlieder zusammen, welche mit seiner Vorrede im J. 1605. zu Zürich bey Joh. Wolfen gedruckt und beym öffentlichen Gottesdienst gebraucht wurden.

Fataler Weise wurden seine grossen Vorzüge und gemeinnützige Bemühungen durch eiteles Studium alchymistischer Geheimnisse verdunkelt. Schon im J. 1598. ward in öffentlicher Synode erkennt, daß ihn seine benachbarten Kollegen von den thörigten Wunderversuchen abhalten sollen. Damals aber wußte er sich noch gar wol zu rechtfertigen; ungefähr im Jahr 1604. war er mit verschiedenen Männern, und unter denselben mit Angelus Sala, Johann Scheppius, Joh. Jac. Rüscheler, Frieß, Zeller, Feüst u. s. w. in eine alchymistische Verbindung getreten. Wie zuversichtlich Egli auf die Goldmacherey gebaut habe, mag unter anderm sein Brief an Doctor Scheppius beweisen. Cum antehac, heißt es in diesem Briefe, ad te scripsi de cemento auri bassi, cum accessione unius cum dimidio charatti, ut vocant & tribus granis, hoc est, 27 granis, exaugendi & ad valorem ducatorum adducendi, nihil sane responsi à te tuti. Est autem ea res ita certa & explorata, ut jam aliquoties Specimina sint facta à me & meis in magna quantitate. Lucrum in singulas Marcas singulis Septimanis perficiendas est decem Florenorum nostratium. Dedi igitur has patentes nostro Kydio, qui tecum de integro tractaret & præterea plura alia aperiret, quæ præstitu nobis non sunt adynata, magni momenti & ponderis, & solis cummunicanda Philosophis intraneis. — Tig. 28. Nov. 1504. An dem Rande steht von Eglins eigner Hande: „ anderhalb Loth und drey „ Gran Zustandt an feinem Gold nach dem Cement „ mehr, die Mark gehalten hat an Goldsgulden, kay„ serlichen, italiänischen, spannischen, einfachen und „ doppelten Sonnen-Kronen, auch Kreuzducaten. Mö„ gen 50 Mark von einer Person wochentlich laborirt

„ werden. Kost die Mark zween Gulden zu verarbei„ ten an Specien, Profit 10 Gulden über allen Unko„ sten auf jede Mark geschworne Reichsprob.“

Die Versuche waren alle mißlungen; Egli gerieth in grosser Schuldenlast; im J. 1605. sah er sich genötigt, sich vor seinen Glaübigern aus dem Staube zu machen. Sechs Monate lang irrte er trostlos bald da, bald dort herum; ungeachtet der Magistrat ihm sicheres Geleit anbot, so wagte ers doch nicht, wieder zurück nach Zürich zu kehren. Allso ward er seiner Würde entsezt und selbige an Joh. Caspar Murer übergetragen. Mittlerweile hielt sich der unglückliche Flüchtling bald zu Constanz, bald zu Schwytz auf; selbst in dem aüssersten Elend wiederstand er siegreich allen noch so schmeichelhaften Anlockungen, wodurch man ihn hie und da zum Abfall von der reformirten Kirche verleiten wollte. — Seine Feinde in Zürich streuten aus, daß er nicht bloß Schulden wegen flüchtig geworden: seine Unschuld aber verthäidigte er in einem weitlaüfigen Schreiben an Obmann Rhanen. Um sich gegen die Verlaümdung, als sey er zum Pabsttum hinüber getreten, zu schützen, edirte er zwo Apologien, die eine unter der Aufschrift: Protestation seiner beständigen Religionserklärung halben. Diessenhofen 1606. — Die andere: beständige Religionserklärung über den Artikel von der h. cathol. Kirche. Lindau 1606.

Ungeachtet aller Fürbitte von Seite seiner Freünde, besonders auch des Decan, Joh. Jac. Kollers zu Elgaü, und des Obmann Joh. Rud. Rhan, war immer noch wenig Anschein zur Begnadigung; unterm 6. März 1606. schrieb er aus dem Thurgaü eine Bittschrift an

die Regirung in Zürich; in derselben begehrt er, daß man ihm entweder einen andern Kirchendienst auftragen oder ihn mit ehrlichem Abscheid versehen möchte; alsdann wolle er in der Pfalz oder in Hessen sich um eine Bedienung bewerben. — Gleiche Bitte wiederholte er hernach aus Brugg, unterm 13. März 1606.

Der Senat forderte über den Handel ein Bedenken von dem Kirchenrathe. Dieser klagte, daß sich Egli durch die Alchymie und zum Theil auch durch Trunkenheit ins Verderben gestürzt habe. In dem Vaterlande (fügten die Theologen hinzu,) könnte ihm ohne Aergerniß kein neuer Kirchendienst anvertraut werden; nichts also bleibe noch übrig, als ihn mit einem unvorgreiflichen Abschied zu entlassen. Dieses billigte der Senat; er erhielt den Abscheid und 25 Gulden zum Reisegeld. Hierauf begab er sich mit Joh. Wilh. Stucki Empfehlungsschreiben an Hermann Vultejus nach Marpurg. Vultejus empfiehlt ihn dem hessischen Landgrafen Mauritz; vor diesem muß Egli auf dem Schlosse zu Cassel eine Predigt halten; dadurch erwarb er sich das fürstliche Wolwollen. Mit einem Zehrpfenning schickt ihn der Landgraf nach Marpurg, als Professor der Gottesgelehrtheit. Hierüber schrieb Caspar Waser an Goldast: „Egli lebt nunmehr mit seiner Familie zu „Marpurg; daselbst wird er Mühe genug haben, jene „bleyernen Lutheraner gülden zu machen; indeß wird „er durch seine Gelehrsamkeit vieles vermögen.“ Im J. 1607. ward Egli, nach academischer Sitte, obgleich seinem Willen zuwieder, von Geörg Schönfeld zum Doctor der h. Schrift proclamirt; nach erhaltenem Doctorhute, konnte er sich nicht enthalten, zu sagen:

jam quidem Doctor, sed non doctior sum. Der Landgraf bezahle ihm alle Unkosten und gab ihm ehrliche Besoldung; zugleich aber verbot er ihm bey höchster Strafe jede neue alchymistische Versuche. — Von Egli giebt Ahorn in seiner Magiologie (*) folgende Nachricht: „Es hat sich vor mehr als sechzig Jahren ein „überaus gelehrter Mann, aus einer fürnehmen Stadt, „dieser alchymischen Thorheit auch so weit ergeben, „daß er samt einem Gesellschafter über die hundert „mal tausend Gulden, theils eigen, theils entlehnt „Geld, nicht zu Gold, sondern zu Nichts gemacht, und „wegen Unmöglichkeit die gemachten Schulden zu be„zahlen, seinen habenden ehrlichen Siz, Beruf und „Vaterland verlassen: weil aber der Ruf und Nam „seiner Gelerte wahrhaftig groß war, hat solcher einen „fürnehmen Reichsfürsten bewogen, demselben auf sei„ner Academie eine Professionsstelle aufzutragen, wel„che er auch hernach mit grossem Lob und Ruhm „biß an sein seliges Ende verwaltet hat.“

Noch immer wurde Egli hie und da wegen alchymistischer Unternehmungen verdächtig gemacht; man streute aus, er habe Heinrich von Degernweil, Herrn des freyen Chalandenbergs, durch die Alchymie ins Verderben gebracht; auch sey er mit diesem Edelmann und mit andern Alchymisten bey Verfertigung eines Speculi magici Josephi interessirt gewesen. Der von Degernweil aber gab ihm mit Hand und Siegel eine unterzeichnete Schrift, daß dieses Vorgeben ganz lügenhaft und falsch sey.

(*) Part. II. C. 9. P. 4.

Indeß blieb Egli immer von der Sehnsucht nach dem Vaterlande beunruhigt; immer nährte er Hofnung, einst noch seine Schulden bezalen zu können: sein Wunsch aber blieb unerfüllt; er starb zu Marpurg im J. 1622. im drey und sechzigsten Jahre seines Alters.

Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften findt man in Hottingers Biblith. Tig. und Scheüchzers Novis literariis helv. 1703.

Unter denselben erwähnen wir nur folgender:

Cornel. Nepos, additamento ex manuscr. auctus. Zürch. 1600.

Vindiciæ Ciris Catullianæ adv. Jos. Scaliger. Die Ausgabe auf der zürcherschen Stadtbibliothek ist von Utrecht im J. 1659.

Summa terminorum metaphysicorum ex Jordani Bruni Nolani manuscripto excerpta. Zürich 1595.

Orat. hist. Joh. Fabritii Montani, de Vita Conr. Pellicani &c. Marpurg 1608.

Prophetia halieutica nova & admiranda. Zürich 1598. Ebend. teutsch.

Conjecturæ halieuticæ e notis piscium marinorum desumtæ. Frankf. 1611.

Epharmosis mundi. Marpurg 1615.

Helia artium. Marpurg und Leipzig 1606. Man sehe darüber Observat. Hallens. T. VI. s. 177.

Wir übergeben eine Menge theologischer Schriften.

XVI.

Johann Balthasar Keller. (*)

Es ist derselbe aus einem alten und edeln Geschlechte in Zürich geboren. Schon im J. 1253. waren seine Vorfahren in ihrer Vaterstadt so wol in geistlichen als in weltlichen Bedienungen. Im J. 1474. war Felix Keller mit 1500 Zürchern vor Elicourt gezogen; im J. 1476. wohnte er der Schlacht vor Murten bey. Eine Wagenburg wollte man schlagen: Er verhinderte es mit folgenden Worten: „Wir Eidgenossen sind gewohnt, „nicht uns vor dem Feind zu verbergen, sondern ihm „auf die Spur zu gehn." Nach dem Sieg ward er sogleich auf der Walstatt mit Waldmann, Hallweil, Bubenberg u. a. zum Ritter geschlagen. Im J. 1487. erhielt er von Käiser Maximilian I. einen Adelsbrief und die Verzierungen des Wapens. — Nicolaus Keller ward im J. 1515. mit vier Söhnen in der Schlacht vor Marignan, im Dienste Frankreichs, erschlagen. — Im J. 1531. bekam Hans Balthasar in dem Treffen bey Cappel vierzehn Wunden; als tod ward er auf dem Schlachtfeld ausgezogen; er erholte sich wieder und kam nackt in ein benachbartes Dorf; von da nach Zürich; auf ihm beruhte die ganze Nachkommenschaft.

(*) S. J. C. Füeßlins schweizerische Künstlergeschichte, Band II. s. 1. folg.

Unser Joh. Balthasar wurde im J. 1638. geboren. Schon in der Jugend äusserte sich seine vorzügliche Neigung zum Zeichnen; er lernte die Goldschmiedsprofession; durch geschickte Unterweisung brachte er's sehr weit in getriebener Arbeit, so wol in Figuren als Laubwerk und Früchten. Schon damals lebte sein älterer Bruder, ein Rothgiesser, im Dienste der französischen Krone; durch Giessung vortreflicher Kanonen hatte sich dieser einen grossen Nammen erworben. Er nahm den jungen Balthasar zu sich, um sich seiner Zeichnungen zu bedienen. Dadurch erhielt der Jüngling Gelegenheit, gleichfalls in den Sold des Königs zu treten, und demselben leistete er seither als Commissar der Giesserey beträchtliche Dienste. Die Anleitung des Bruders und sein eigenes Genie brachten ihn gar bald ungemein weit. Von ihm sind jene prächtige Bildsaulen in dem Garten von Versailles; von ihm sind eine Menge Kanonen und Mörser, deren mehrere von le Poutre in Kupfer gestochen worden; was ihn am meisten verewigt, ist die Statue Ludwigs XIV. Dieselbe befindt sich auf dem Platze Ludwigs des Grossen zu Paris, und sie ist in Einem Gusse verfertigt. Die besondern Nachrichten von diesem Gusse sind von Boffrand, dem königlichen Baumeister und obersten Ingenieuer zusamen geschrieben und von Füßlin in die schweizersche Künstlergeschichte eingerückt worden. Boffrand, der selbst als ein besonderer Freund unsers Kellers bey diesem berühmten Gusse gegenwärtig gewesen, versichert ausdrücklich: dieses Werk, von ein und zwanzig Schuh in der Höhe, sey das größte, welches jemals ganz und auf einmal in Erzt gegossen worden; sonst wurden alle grossen Bildsaulen zu Pferde

oder andre Denkmale, so wie z. B. Marc-Aurel zu Rom, Cosmus de Medicis zu Florenz, Heinrich IV. und Ludwig XIII. zu Paris, nur stückweise gegossen. — Als man (sagt er) den Ofen bewähren wollte, bevor man den Guß dieser Bildsaüle unternahm, wurden in denselben 20000 Pfunde Metall eingeschoben; obgleich der Luft ausgesetzt, floß es gleichwol, ohne schwächer oder dichter zu werden, in einen Schmelztigel, der von dem Ofen selbst etlich und fünfzig Schuhe entfernt war. Noch zweymal so weit hätte dieses Metall, durch stark erhitzte, wolverwahrte und hart gebrannte Röhren, können gebracht werden.

Das Modell zu dieser Bildsaüle Ludwigs XIV. wurde von Franziscus Girardon verfertigt, alles aber, was zu dem Gusse und zur Ausführung gehörte, von Balthasar Keller. Dadurch hatte sich dieser solches Zutraun erworben, daß ihn der König den 20. Sept. 1697. zum General-Commissar der Giessung der Artillerie und zum Aufseher der neuerrichteten Giesserey in dem Arsenal zu Paris ernennte.

Nicht zufrieden, durch eigne Talente dem Vaterlande Ehre zu machen, war er eifersüchtig, daß auch die Talente seiner Mitbürger nicht möchten verkennt bleiben. Als er eines Tages in Paris den Carl le Brün besuchte, legte ihm dieser Zeichnungen von den besten Meistern vor. „Sie sind schön, sagte Keller, „allein ich muß „Ihnen gestehn, daß ich einen Landsmann habe, ei„nen Goldschmied von Profession, der nicht nur bessere „Zeichnungen macht, sondern zugleich nach denselben „die Gefässe, von jeder Art Metall, selbst hervorbringt.“ Bessere Zeichnungen? Sie sind parteyisch, schrie le Brün,

für ihren Landsmann! — Ich bin nicht parteyisch, erwiederte Keller, ich wette mit Ihnen für die Bezalung der Zeichnungen, welche ich von Zürich will kommen lassen. Sogleich schrieb er an Peter Oeri. Nachdem ihm dieser verschiedene Zeichnungen zugeschickt hatte, eilte damit Keller zu le Brün: le Brün erstaunte beym Anblick; nach langer stillschweigender Bewunderung gab er willig zu, er habe die Wette verloren. Doch, — fügt er hinzu, — warum sag ich verloren? Vielmehr hab ich gewonnen, da ich für so wenig Geld so schöne Zeichnungen bekomme, nach denen auch die Arbeit für den König soll gemacht werden. Würklich suchte er den Oeri in den Dienst des Hofes zu locken. Keller aber sagte ihm kurz: Oeri arbeite aus Geschmack; das einzige Ziel seines Bestrebens sey die Vollkommenheit in der Kunst; alles andre, Glückesgüter und Nammen, verachte der ehrliche Schweizer. —

— Im Hornung 1682 hatte sich Keller mit Susanna Boubers von Bernatre aus der Picardie verheyratet. Er starb im J. 1702. im vier und sechzigsten Jahre; nebst der Wittwe hinterließ er einen Sohn, auf den sich die väterliche Talente fortgeerbt hatten.

XVII.

Johannes Simler. (*)

Das Licht der Welt erblickte er zu Zürich den 6. Jänner 1693. Im J. 1708. übergab man ihn, zur Erlernung der Kunst, dem Melchior Füßlin. Dieser sonst redliche Mann hatte in der Malerei so wenig Erfahrung als im Seiltanzen; er lehrte seine Schüler mit der Feder schrafiren und mit chinesischer Dinte touchiren; sie übte er mit unermüdeter, aber hirnloser Geduldt. Der junge Simler tuschte so schön, daß der kayserliche Bottschafter in der Schweiz, Graf von Trautmansdorf, ihn nach Baden kommen ließ, um sein Bildniß zu verfertigen. In gleichem J. 1712. entstand der einheimische Krieg und er machte für seinen Vater den Feldzug mit. Nach Beendigung desselben übergab er der Obrigkeit eine Vorstellung, in einem von ihm verfertigten Kupferstiche, vom Torfgraben in ihrem Gebiete.

Im J. 1713. gieng er nach Berlin; daselbst genoß er beynahe zwey Jahre lang den Unterricht des berühmten Pesne; er besuchte die Academie und hielt alle Zeit verloren, die er nicht der Kunst wiedmete Durch Fleiß und durch Lebensart hatte er aller Orten Zutrit erhalten. Achtzehn Monate lebte er bey dem Baron von In und

(*) S. J. Casp Füßlins schweizerische Künstlergeschichte, Band III. s. 131. folg.

Knyphausen auf seiner Commenthurey Lietzen bey Frankfurt an der Oder. Im J. 1716. trat er in Dienste bey dem kayserlichen Bottschafter am Preussischen Hofe, Damian Hugo, Graf von Virmond. Gar bald wurde Simler der Liebling dieses grossen Ministers. In dem Gefolge desselben gieng er nach Polen; sie reiseten durch Pommern, Casuben; mitten durch das sächsische Kriegsherr, das bey Sacrozim stand, kamen sie endlich nach Warschau. Von da wurde er zur Verkündigung der Ankunft des Bottschafters nach der polnischen Armee abgeschickt. Bey der Zurückkunft malte er die Gemahlin des Prinzen Constantins und andre vornemme Personen des Hofes.

Im J. 1717. reisete er nach Auftrag des Grafen in Westphalen; er passirte die moscowitische Armee unweit Rava, gieng über Breßlau nach Dreßden und langte glücklich zu Herten, einem Schlosse des Grafen von Nesselroden, an, wo er für den Grafen die gräfliche Famille mahlte. Von da gieng er nach Düsseldorf; daselbst studirte er die Meisterstücke der Malerey. In dasiger Gallerie bezauberte ihn vorzüglich van der Werf; die Kürze der vorgeschriebenen Zeit aber erlaubte ihm nicht solche Stücke nachzumahlen. Er schwur also unter eine andere Fahne. Rubens, van Dyck, Rembrand waren seine Helden. Simler mußte die geliebte Gallerie verlassen und mit seinem Herrn nach Wien gehn. Hier besuchte er die Academie, besah die kayserliche und Lichtensteinische Gallerie. Dem Prinzen Eugen überreichte er das Bildniß seines Grafen. Im J. 1719. ward der Graf zum Großbottschafter nach Konstantinopel ernennt. Simler ward erster Mahler und langte den 31. Heum.

mit seinem Herrn glücklich in Konstantinopel an. Hier mußte er alles Merkwürdige abzeichnen; daher ward er zu allen Audienzen, Besuchen und andern Feyerlichkeiten mitgenommen. Mitten unter den angenehmsten Beschäftigungen sah er sich vom hitzigen Fieber an den Rand des Grabes geworffen. Nach wieder erlangter Gesundheit machte er verschiedene Lustreisen nach Kleinasien, Scutari, Chalcedonien u. a. O. Alle schöne Gegenden, nebst andern Seltenheiten, zeichnete er nach der Natur, mit Fleiß und ausgesuchtem Geschmacke.

Den 23. April 1720. kam er mit der grossen Gesandtschaft nach Wien. Der Graf erwartete zur Belohnung die Verwaltung in Mäiland. Alsdenn wäre Simler bey ihm geblieben. Allein der Kayser dachte anders und machte den Grafen zum Gouverneur von Siebenbürgen. Unser Künstler hatte nicht Lust mitzugehn und bat um seine Entlassung. „Bedenken Sie selbst, sagte er zum „Grafen, ob Siebenbürgen für einen jungen Mahler „die rechte Schule sey?“ Der Graf willigte, zwar ungern, jedoch in den freundschaftlichsten Ausdrücken, in Simlers Begehren.

Simler kam nunmehr den 13. Christm. 1720. glücklich nach Zürich. Mit ungemeiner Achtung wurde er aller Orten empfangen. Er arbeitete mit allgemeinem Beyfall in jedem Fache der Kunst; nicht weniger durch Talente als durch tadellose Aufführung hatte er alle Herzen gewonnen; er traf eine glückliche Heyrat; im J. 1734. erhielt er den Beysitz im grossen Rathe; im J. 1740. ward ihm das Amt zu Stein am Rhein anvertraut. Hier starb er im J. 1748. in dem fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters.

Simler

Simler hat Portraite gemalt, die in Absicht der Farbengebung und Stärke keinen andern weichen dürfen. Ueberhaupt aber ist sein zarter Pinsel Ursache, daß seine grossen Gemälde in einiger Entfernung nicht die beste Würkung hervorbringen: bey kleinern Gegenständen hingegen, die dem Auge näher kommen, ist er (wie Füßlin sich ausdrückt,) von ungemeiner Lieblichkeit gleichsam geschmelzt und in jeder Absicht vortreflich. Er schmückte seine Bildnisse, besonders weibliche, mit Blumen, die er schön wie die Natur mahlte. Von ihm hat man Blumenstücke, die in der Zärtlichkeit des Pinsels, in der Zusamensetzung, Haltung und Farbe höchst schätzbar sind.

XVIII.

Hans Conrad Heidegger. (*)

Er ward im Jahr 1710. gebohren. Frühzeitig gewöhnte er sich so wol an Anstrengung der Aufmerksamkeit als an standhafte Beobachtung alles dessen, was er für gut ansah. Die Umstände brachten es mit, daß er als ein kleines Kind bey seiner Wärterin schlafen mußte. Wer es ihm, bey Anlasse der Geschichte Josephs, gesagt haben mochte? Er hatte gehört, daß es Sünde sey, bey einem Weibe zu schlafen; die ganze Nacht durch zwang er sich, die Augliederr offen zu halten. Im J. 1719. kam er mit seinem Vater aufs Land, indem dieser zum Landvogte nach Grüningen erwält wurde. Ohne Zweifel daß dieser ländliche Aufenthalt zur Gesundheit so wol seiner Seele als seines Körpers vieles beytrug, und zugleich in ihm die Neigung zu landwirthschaftlichen Geschäften erweckte und nährte. Bey seiner Zurückkunft nach Zürich, übertraf der Knabe gar bald alle Schulkameraden. Das Lesen ward bey ihm zur Leidenschaft; weder zu Hause noch auf den Spaziergängen traf man ihn niemals ohne Buch an; er laß nicht bloß, sondern das Lesen gab ihm Stof zum Selbstdenken. Zuerst fiel er auf Malebranche; hernach auf Wolfen. Ungemein hatte er sich die Methode dieses

(*) S. Hirzels Denkrede auf Heideggern, Zürich 1778.

leztern eigen gemacht. Mit der Strenge der wolfischen Lehrart verband er mehr Beobachtungsgeist und mehr Anmuth im Ausdruck. Zur Erlernung der französischen Sprache begab er sich nach Lausanne, und hierauf nach Berlin, um mit der Bücherkänntniß zugleich Känntniß der Welt zu verbinden. Am leztern Orte hatte er dem lehrreichen und vertraulichen Umgange des französischen Predigers Dürand vieles zu danken. Dieser führte ihn in die beste Gesellschaft von Leuten aus allerhand Ständen. Eine zwote Reise nach Berlin that er im J. 1738. Bey seiner Zurückkunft nach Zürich, machte er sich als Kanzlist alle Staatsprotokolle zu nutze. Leicht ward es ihm dadurch, hernach bey jedem vorfallenden Geschäfte die Quellen zur Beleuchtung zu finden. Die Erholungsstunden wiedmete er der Stadtbibliothek; unter allem Wißbaren war ihm nichts Wahres und Gutes entgangen; das Unbrauchbare selbst wurde brauchbar unter seiner Behandlung. Auch die leidenschaftlichste, litterarische Neugier hielt' ihn nie ab von nothwendigen Geschäften, und wenn diese noch so mechanisch seyn mochten. Bey dem Gerichtsherrn Meyer von Knonau nahm er die Landschreiberstelle in den Herrschaften Weiningen und Oetweil an; auch besorgte er mit wahrer Vaterstreue die Güter der Wittwen und Waysen. Die herrschaftlichen Protokolle bracht' er in Ordnung. Keineswegs fand der grosse Geist solche trockne Arbeit seiner Talente unwürdig; er empfand ihren Einfluß auf die Wolfart des Staates; auf solche Genauheit nämlich war die Sicherheit der angeliehenen Gelder und der Kredit des Landmanns gegründet.

Im J. 1741. erhielt Heidegger Zutritt in den grossen

Rathe. Hier blieb er kein müssiger Zuschauer; keineswegs bloß nach angenommenen Maximen, sondern nach wahren Grundsätzen trug er seine Meinungen vor; allemal mit unwiederstehlicher Anmuth und Stärke. Schon im J. 1743. zeigte er die Kraft seines Genies in der Gesetzgebung, als die Erlaüterung des XV. §. unsers Erbrechtes über die Erbschaften in der Nebenlinie dem grossen Rathe vorgelegt wurde. Die angesehensten Rechtsgelehrten wollten bey dem dürren Buchstaben bleiben: „Im übrigen soll es auf gleiche Weise mit den weitern „Graden gethan werden, und jedesmal die Nächsten bey „dem Stamme, mit Ausschliessung der Entferntern, „auf die Haüpter erben". Heidegger zeigte, daß sich diese Worte in näherer Bestimmung auf das Vorhergehende beziehen; dort war die Rede von Erbrechte der Bruders-oder Schwesterkinder; in solchem Falle hatte das Repräsentationsrecht hinterlaßner Kinder von verstorbnen Geschwistern statt; Heidegger stellte daher die Gründe des Repräsentationsrechtes in entferntern Graden, aus der Natur der Sache so einleuchtend vor, daß sich nach hartem Kampfe jedermann auf seine Seite lenkte.

Im J. 1747. ward er zum obrigkeitlichen Besitzer der Kirchensynode ernannt. Sogleich bey der ersten Sitzung hielt er den beredtesten Vortrag, wie die Sittenverbesserung weit mehr von dem Prediger und von seinen Hausbesuchen als von den obrigkeitlichen Befehlen und Strafmitteln abhänge. Im J. 1748. erhielt er den Beytritt zu dem obersten Kirchen- und Schulrathe. Bey dieser neuen Stelle bewieß er neue Einsicht und Klugheit; um so viel nothwendiger ist solche diesem Collegium, da denselben unter andern wichtigen Geschäften von dem

Senate auch die Ausübung der bischöflichen Rechte in den gemeinen Herrschaften anvertraut ist, in solchen Herrschaften, wo der grössere Theil der eydgenössischen Mitregenten sich zu dem römisch-catholischen Glauben bekennt, wo man also weit mehr durch Klugheit als durch Zwangmittel auszurichten im Stande ist. Hiebey hatte er zugleich täglichen Anlaß, Aergernissen zu steuren, Streithändeln, vorzubeugen, den Predigern die besten Winke zu weiser Führung ihres Amtes zu geben, Erhitzungen bey entstandenen Controversen zu kühlen und überhaupt Toleranz und gesunden Geschmack zu verbreiten. Auch hatte er mit Breitingern eine schicklichere Klassification der Pfarrpfründen entworfen.

Mittlerweile waren wegen der verlangten Erläuterung des Mannschaftsrechtes die Toggenburgischen Unruhen entstanden. (*) Durch Heideggers Vermittlung wurden zwischen den Freyheiten des Volkes und den Rechten des Fürsten die Schranken gesetzt, die sich auf das Naturrecht und auf alte Verträge gründeten. Der Fürst ward mit dem Lande, das Land mit dem Fürsten ausgesöhnt. Die Harmonie zeigte sich unter den ersten Kantons im neuen, glänzenden Lichte. Den Plan, den er als Mitglied des grossen Rathes entworfen hatte, brachte er einige Jahre später als Staatsseckelmeister und abgesandter Mediator zu Stande, dadurch wurden seine Verdienste auch bey den benachbarten Eydgenossen gekannt und von allen Kantonen sah er sich als Vater und Rathgeber verehret. Auch ausser dem vaterländischen Kräise verbreitete sich der Ruhm seiner Talente. Seine Wirkungskraft ward durch Beförderungen erweitert.

(*) S. Hirzels Denkmal auf Blaarern s. 355.

Vorher machte er seine wolthätigen Entwürfe im Stillen; um für dieselben Eingang zu finden, trug er sie nicht immer selbst vor; er unterschob sie diesen oder jenen untern den Haüptern des Staates. Wenn nur das Gute durchgesetzt wurde, so blieb' er gerne verborgen.

Sein Schwager, der nachherige General von Lochmann, ward zum Obrist des neu aufgerichteten, zürcherschen Regiments im französischen Dienste ernennt. An dessen Stelle erhielt nunmehr Heidegger im J. 1752. den Zutrit zum täglichen Rathe; hierauf im J. 1757. zu dem geheimen Rathe; im J. 1759. trug man ihm die wichtige Würde eines Staatsseckelmeisters, und im J. 1762. den weltlichen Vorsitz im Kirchenrath auf. Den 12. Nov. 1768. ward er mit der höchsten Würde im Staate bekrönt.

Unter den zallosen Wolthaten, die ihm das Vaterland dankt, laßt uns nur einiger erwähnen: die erste, die sich uns darstellt, ist die Errichtung eines Anleihungs-Comtoir und die Verbesserung des Münzwesens. Bey der Vermehrung des Geldes, welches der Handel ins Land zog, ward es häufig dem Landmann ausgeliehn; dafür verschrieb dieser sein Feldgut. Bey der Niedrigkeit des Zinses ward er zum Leichtsinne verleitet und haüfte Schulden auf Schulden. Je länger je unsicherer waren dadurch die angeliehene Kapitalien geworden. Ganz hätte den Boden der verderbliche Geldstrohm verschwemmt: Um diesem eine Ableitung zu geben, entwarf jzt Heidegger den Plan einer Anleihungsbanke. Die Obrigkeit schafte ein mässiges Kapital für einige Jahre ohne Zins her; öfentliche Communen begnüg-

ten sich mit niederm Zinse; für die Particularen wurden vortheilhaftere Zinse bestimmt. Unter Aufsicht einiger Staatshaüpter, ward die Besorgung der einsichtsvollesten Handelsleuten anvertraut; ohne Entgeld gaben diese sich Mühe, die Kapitalien ausser dem Vaterlande sicher und für einträglichen Zinß anzuliehn. Dadurch wurde dem Landmann die Anhaüfung des Schuldenlastes schwirig gemacht. Damit aber eine plözliche, allzustarke Erschütterung nicht schädlich werden möchte, so wurde die Freyheit der Anleihungen in der neuen Anstalt eingeschränkt und nur von Zeit zu Zeit eine mässige Summe zu Anleihungen bestimmt.

Eben so wolthätig waren Heideggers Bemühungen für die Verbesserung des Münzwesens. Das Land war mit schlechten Münzsorten überschwemmt; die Gold- und Silbersorten waren im Verhältnisse mit der Scheidmünze auf einen hohen Grad gestiegen. Die neue Duplone stieg von 9 fl. 24 s. biß mehr als 11 fl. Dabey ward jeder Capitalist ärmer, indem er in laufender Münze ausbezalt wurde; zugleich stiegen im Preise die Notwendigkeiten des Lebens. Nicht ohne Wiederstand war es Heideggern, mit seinen treuen Amtsgehülfen, den jzt regirenden Bürgermeister Orell, endlich gelungen, alle schlechten, fremden Münzen zu verbannen und die edlern Metalle und Geldsorten wieder in besseres Verhältniß mit den Waaren und ihrem ehmaligen Werthe zu bringen. Beede führten in ihrer Verwaltung des Seckelamtes die neue Maxime ein, einen grossen Theil der Staatsgelder Zinstragend zu machen. Ungemein wurden dadurch verschiedene, gemeinnützige Anstalten erleichtert. Man erstaunt, wenn man die Geldsummen

berechnet, die in den leztern Jahren zur Ehre des Staates, zu ausserordentlichen Gesandtschaften und Mediationen, zum Ankauf von Gerichtsbarkeiten, zur Ruhe und Sicherheit von aussen, zur Erleichterung der Hungersnoth, zu Erbauung des Waysenhauses und andrer öfentlicher Gebaüden, zur Errichtung neuer Schulanstalten, zur Verbesserung der Vestungswerker und des Kriegswesens verwendt worden. Ohne neuen Zufluß in die Staatscasse hätte alles dieses unmöglich können ausgeführt werden. Und diesen Zufluß haben die beeden Amtsbrüder im Stillen zu wege gebracht, ohne daß weder Bürger noch Untertahn nur einen Heller ausserordentlich hätten beytragen müssen.

Eine andre, wolthätige Anstalt, die wir Heideggern danken, ist auch die Errichtung der naturforschenden Gesellschaft. Schon hatte er sich als Mitglied des grossen Rathes ungemeines Ansehn erworben, und gleichwol glaubte ers keineswegs unter seiner Würde und unter seinem, als Schüler sich Geßners Vorlesungen über die Experimentalphysik zu Nuze zu machen. Bey dieser Gelegenheit hatten beyde mit dem verdienstvollen Dr. und Ratsherr Rahn den Entwurf der physicalischen Gesellschaft zu Stande gebracht. Ueber die ersten Verhandlungen dieser Gesellschaft hatte Heidegger das lehrreichste Tagbuch geführt; vorzüglich war er auf Verbindung der Theorie mit gemeinnüziger Anwendung bedacht; ihm dankt man den beträchtlichen Capitalfond, der zuerst durch Lotterien, wozu er den Plan gab, gegründet und von Zeit zu Zeit vermehrt worden; er erwarb der Gesellschaft das obrigkeitliche Zutrauen, und durch dieses eine schöne Wohnung, einen kostbaren Vor-

rath von Büchern und Instrumenten, einen botanischen Garten; die Schläfrigkeit in den Geschäften vertrieb er durch seinen allbelebenden Einfluß und zalreich lockte er die Mitglieder herbey durch seine gründlichen und gemeinnüzigen Vorlesungen. Als er im Diensten des Vaterlandes die Torfrieder in dem Rütiwald besah, sammelte er sorgfältig seine Bemerkungen und theilte sie handschriftlich der Societät mit. Eben so hinterließ er ihr einen ausführlichen Plan, wie, unter obrigkeitlichem Befehl, jede Haushaltung ein Stück Landes mit Erdäpfeln anpflanzen sollte, um dadurch die Zufuhr des fremden Getrayds zu verringern. Es war eine seiner leztern Arbeiten mit der Feder, die Preisfragen, welche den Landleuten vorgelegt worden, mit eigner Hand ins Reine zu bringen, um ihnen für den Landmann die einleuchtendeste Bestimmtheit zu geben. Bey den Unterredungen mit den Bauern glaubte man in seiner Person den Schuzengel des Vaterlandes zu hören, wenn er Vorurtheile bestritte oder vor Mißbräuchen warnete; allemal sah man das Herz dieser Leute sich bis zu Thränen erweichen. Wie rührend für die Menschheit, in der gleichen Gesellschaft den Landmann zwischen den tiefsinnigen Gelehrten und den erlauchten Regenten zu sehn, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschäzt und liebt! — Nach dem Vorbild der Gottheit, die Alles mit Jedem und Jedes mit Allem umfaßt, die auch im kleinsten Theile das Ganze entdeckt, war Heideggern nichts weder zu klein noch zu groß; Allen wurde er alles; mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Gelenksamkeit trat er im gleichen Augenblicke von den erhabensten Weltweisen zum einfältigsten Landmanne, von dem kleinfügigsten Detail zum

allumfassenden Ganzen hinüber, und aller Orten war er zugegen, als wann er nur dort allein, wo man ihn jedesmal sah, zu Haus wär. Seine edeln Gesinnungen erbten sich auch auf seinen einzigen, würdigen Sohn fort; im Nammen des Vaters hatte dieser der physikalischen Gesellschaft eine Geldsumme geschenkt, die er nach dem väterlichen Plane zur Aufnahme des Erdäpfelbaues bestimmte. Je eifriger Heidegger für daurende Unabhängigkeit des Staats besorgt war, desto mehr interessirte er sich für den Anbau der Feldfrüchte in unserm eignen Lande, und besonders auch für die Verbesserung des Holzwesens und die Ersparung der Brennmaterialien.

So wichtig solche Anstalten für die Oeconomie des Staates gewesen, so wichtig und ewig bleibend sind auch Heideggers Verdienste um die öffentliche Erziehung. Bisher dienten die Schulen beynahe blos für die Gelehrten, und vorzüglich für die Geistlichen. Wenig ward für den künftigen Staatsmann, noch weniger für die verschiedenen Klassen des Nahrungsstandes gesorget. Um so viel unschicklicher war diese Lücke in einem Freystaate, wo keine Bürgerklasse ausgeschlossen ist von dem Zutritte zur Regierung. Vor dem obersten Schulrathe empfahl Heidegger im J. 1765. die Verbesserung so wol als die Erweiterung des Schulunterrichts; im schönsten, zusammenhängenden Umriß zeichnete er diesen, von den untersten A B C Schulen bis auf den Zeitpunkt der Auswal eines bestimmten Berufes. Auf Befehl des Senates verfertigte hierauf das Schulkonvent, unter Breitingers Leitung, den Entwurf eines ganzen Schulsystems; für jeden Theil dieses Systems wurden die angenehmste

Lehrart und Disciplin bestimmt; die brauchbarsten Lehrbücher entweder ausgesucht oder neuverfertigt; die erforderlichen Unkosten zur Belohnung der Lehrer berechnet und damit der Plan zu einer Bürger- und Kunstschule begleitet. Von dem grossen Rathe wurde im J. 1768. zu näherer Prüfung und Ausbildung dieser Entwürfe eine eigne Committee der besten und weisesten Männer niedergesetzt. Heidegger, der Präsident dieser Committee, fieng das weitläuftige und schwirrige Geschäft damit an, einen engern Ausschuß zu wälen; er selbst war auch von diesem Ausschusse der Führer, und mit ihm arbeiteten besonders Prof. Bodmer und die beeden Rathsherren, Hirzel und Meyer von Knonau. Ungeachtet mittlerweile Heidegger zur höchsten Würde im Staate erhoben wurde, so setzte er nichts desto weniger in seinem Eifer für die Schulverbesserungen gleich fort; als Vater des Vaterlandes war es sein süssestes Geschäft, für die Erziehung der vaterländischen Jugend zu sorgen; auf Welt und auf Nachwelt sollte sich sein wolthätiger Einfluß verbreiten. Im J. 1773. sah er seine ganze Schulgesetzgebung mit glücklichem Erfolg in Ausübung gebracht. Bey dieser Unternehmung hatte er den weitesten Umfang menschlicher Einsichten, er hatte die unerschütterlichste Standhaftigkeit bey allen Hinternissen, eine ausserordentliche Klugheit und Gelenksamkeit, und vorzüglich sein ächtes Bürgerherz hervorleuchten lassen. — Besonders auf die neue Bürger- und Kunstschule sah er mit Vaterblicke hernieder. In diesem eigentlichen Nationalinstitut werden, ausser der Schreibkunst und Schreibart, ausser der Rechenkunst und Buchhaltung, auch Zeichnungskunst, Meßkunst, Naturlehre, Geschichte und Erdbeschreibung, Religion u. s. w. in populärem, practischem Vortrage

gelehret. Wie sehr ihm die Aufklärung des Bürgers am Herzen gelegen war, zeigte er unter anderm auch dadurch, daß er in diese Schule einen politischen Catechismus einführte. Sein Freund und Biograph, Hirzel, verfertigte selbst diese Anleitung zu den bürgerlichen Pflichten. Beyde fürchteten sich also nicht vor der Erleuchtung des Bürgers, fest überzeugt, daß das bürgerliche Zutraun gegen die Landesväter allemal mit der Känntniß der Gesetze und ihrer Anwendung zunehmen werde. — Unter Aufsicht der besten und weisesten Männer im Staate, besonders auch des fürtreflichen und unermüdeten Präsidenten, Statthalter Scheuchzers, hat sich diese Schulanstalt in dem blühendesten Zustande erhalten.

Ungerne verlassen wir diesen interessanten Gegenstand, um von einer andern Veränderung zu reden, welche ebenfalls grossentheils von Heideggern bewirkt worden; wir meynen die neuern Staatsmaximen in Absicht auf unser Verhältniß mit Frankreich. Seit der Aufhebung des Edickts von Nantes war gegen Frankreich eine Abneigung entstanden; man vergaß, daß diese Krone in dem Laufe des dreissigjährigen, deutschen Krieges die Beschützerin der protestantischen, bürgerlichen so wol als religiosen Freyheit gewesen; vergaß, wie diese Macht bey dem Westphälischen Friedensschlusse alle Staaten von Europa zur Anerkennung der helvetischen Unabhänglichkeit vermocht hatte; vergaß, daß eben durch diese Macht der Veltlinerkrieg, so gefärlich er für die evangelischen Eydgenossen gewesen, endlich noch zu ziemlich gutem Ausgange geführt worden. Noch mehr ward unsre Abneigung gegen Frankreich vermehrt, nachdem diese Krone im J. 1715. einen ausschliessenden Bund mit den

catholischen Cantons veranstaltet hatte. Nach und nach fieng man an einzusehen, daß Frankreichs eignes Interesse auf die Unabhänglichkeit der Eidgenossen gegründt sey; diesem Königreiche nämmlich dient Helvetien zur Brustwehr so wol gegen die Lombardie als gegen das obere Deutschland; zugleich zieht Frankreich aus unsern Gebürgen das treuste und dapferste Fußvolk. Natur und Lage selbst also scheinen dieses Reich zum Schutze der schweizerschen Freyheit bestimmt zu haben. Diese Betrachtung machte auch die besten Patrioten geneigt, für Frankreich ein zürchersches Regiment anwerben zu lassen; im J. 1752. war die erste Kapitulation zu Stande gekommen. Ungemein sind diese heutigen, auswärtige Kriegesdienste von dem ehemaligen Reislaufen verschieden: weit weniger nämmlich zalreich, nicht unter feindliche Staaten getheilt, nicht ohne regelmässige Zucht, nicht ohne bestimmten Vertrag und gesetzliche Abhänglichkeit von der Landesregirung. Unter solchen Einschränkungen fand Heidegger diese Kriegesdienste nicht nur weniger gefährlich, sondern in gewisser Rücksicht so gar schicklich für die zürchersche Verfassung. Heut zu Tage nämmlich haben selbst zu Friedenszeiten alle Staaten stehende Kriegesheere im Solde; dergleichen können wir einerseits nicht haben, ohne Zweifel aus Unvermögen sie zu besolden: anderseits wollen wir sie nicht haben, ohne Zweifel wegen Eifersucht der bürgerlichen Freyheit. So sehn wir unsre Regimenter auf fremde Unkosten ausser Lands zu eignem Schutz' unterhalten. Bey regelmässiger Einrichtung haben wir die Folgen des ehmaligen, unordentlichen Reislaufens nicht zu besorgen. Wenn erst noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts nach geendigtem Kriege die mehreren Truppen nach Hause geschickt wor-

den, so darf man gegenwärtig keine plötzliche Abdankung befürchten. (*) Willig gestattet man die Ergänzung eines Regiments, welches durch bestimmte Verträge bewilligt worden. Befehlshaber und Gemeine behalten für sich den völligen Sold, ohne daß die Obrigkeit Subsidiengelder für sich zurückhält. Ganz freywillig ist auch die Werbung. Die Angeworbene werden der obrigkeitlichen Werbungskammer persönlich dargestellt. An jeden thut man die Frage: Ob er aus eignem Willen oder gezwungen angeworben worden? Würde letztres erwiesen, so läßt man den Angeworbenen auf der Stelle frey und bestraft nach Beschaffenheit der Umstände den Werber. Die Namen der Gedungenen, ihr Dienst und die Zeit desselben werden in obrigkeitliche Register verzeichnet. Werbungen für fremde Mächte, die mit dem Kanton in keinem Verhältnisse stehen, bleiben verboten. — Durch die Befehlshaber und Soldaten, welche aus dem Dienste zurück kommen, wird die Landesmiliz mit gutem Erfolge geübt. — Für ein Regiment Füseliers zu 1292. Mann zalt der König jährlich 203480. Gulden. Der sechzigste Theil, 3391$\frac{1}{3}$ Gulden, wird für die Armen-Casse abgezogen; bleibt also noch 200088$\frac{2}{3}$ Gulden, auf jeden Kopf 154. Gulden, 32. ß. Der Obrist hat mit der Compagnie Besoldung jährlich ungefähr 8400. Gulden; ein Hauptmann 3600 Gulden, woraus er freylich grosse Unkosten bestreitet; die Unterofficiers und Gemeinen können ordentlich leben. (**) —

Sogleich nach Errichtung dieses Regiments fieng man

(*) S. Robertsons Geschichte Karls V. Th. I. S. 147.
(**) S. Schlözers Briefwechsel, Heft I. II. S. 85.

an, den günstigern Einfluß der französischen Krone zu fühlen. Heidegger, dessen Geschicklichkeit im Negotiren wenig Jahre vorher bey seiner Abschickung nach Bern bekannt worden ware, trat nunmehr bey den entstandenen Toggenburger Unruhen in vertrauliche Unterhandlung mit dem französischen Bottschafter von Chavigny; zwischen beeden entstand eine Herzensfreundschaft, die sich nur mit dem Tode des letztern endete. Diese Freundschaft hatte den wolthätigsten Einfluß, so wie auf andre unsrer Staatsangelegenheiten, also auch besonders auf den glücklichen Ausgang der Toggenburgischen Zwiste.

Dieselbe Freundschaft, welche Chavigny Heideggern gewiedmet hatte, wiedmete diesem auch der nachherige, französische Bottschafter von Beauteville. Bey dessen Aufenthalt in der Schweiz kam im J. 1764. die zwote Kapitulation unsers Regiments in französischem Dienste zu Stande. Dabey wurden durch Eschers und Heideggers Vermittlung unsern Soldaten und Officiers die Früchte treuer Dienste auf eine ehrenvolle Weise zugesichert, ohne darüber der republikanischen Unabhänglichkeit oder unsern Grundgesetzen im Geringsten zu nahe zu treten. Eine neue Probe von der Zuneigung des französischen Hofes hatten die Zürcher in den Jahren 1771. und 1772. während der Theurung erhalten. Wenn sonst (mit Ausnahme der einzigen Oefnung über die höchsten, italiänischen Alpengebürge,) von allen Seiten die Zufuhr des Getraydes gesperrt war, so genossen wir hingegen der freyen Zufuhr durch das Elsaß und über Marseille. Dessen ungeachtet blieb immer noch die alte Abneigung gegen nähere Verbindung mit Frankreich. Den Bottschaftern stellte Heidegger solche neue Bündtnisse als ganz

unnöthig vor. Auch ohne Siegel und Briefe, sagt er; sind wir aufs engste durch gegenseitiges Bedürfniß und durch gemeinschaftliche Vortheile verbunden; durch unsre Kapitulationen hat Frankreich alles empfangen, was wir zu leisten im Stande sind; ohne uns selbst zu entkräften, sind wir unvermögend mehrere Truppen zu liefern; und zu unsrer Beruhigung mag uns der ewige Friede genug seyn.

Würklich geschah von Frankreich kein eigentlicher Antrag, bis der dießmal regirende König, Ludwig XVI. den Thron bestieg. Nunmehr suchten die catholischen Kantons die Erneuerung ihres Bundes vom J. 1715. Der König hingegen verlangte, anstatt einer einseitigen Verbindung, einen Bund mit dem ganzen, helvetischen Staatskörper. Der Antrag kam zu einer Zeit, in welcher der Ton in den Staatskabinettern den Freystaaten keineswegs günstig war. (*) In dieser Lage schien Heideggern engere Freundschaft mit Frankreich ein sicheres Mittel zur Verwahrung vor gefährlichem, äussern Anfall. Die ungleiche Denkart unter den Eidgenossen, besonders über den Bund vom J. 1715. verwirrte die Negotiation und schien eine fatale Trennung zwischen den Kantons zu draüen. Auch in dem Schosse unsers eigenen Kantons entstand gegenseitiger Eifer. „So groß „und weit aussehend derselbe geworden, so war er doch „gleichwol (wie Hirzel versichert, (**)) bey den mei„sten aus keinen unedeln Quellen, noch weniger aus „bösen

(*) S. Schlözers Briefwechsel, Th. I. Heft. VI. s. 366.
(**) S. Hirzels Denkrede auf Heideggern, s. 127.

„ bösen Absichten entsprungen. So viel ich selbst dabey „ zu leiden hatte, fährt dieser Patriot fort, „ und so „ sehr ich bey diesem Anlasse von meinen herzlichgelieb„ ten Mitbürgern mißkennt worden, so machte es mir „ doch Vergnügen, den Eifer für Freyheit und Rechte „ so allgemein zu sehn, weil ich hierinn die festeste Stütze „ eines Freystaates finde. Gott vergaume, daß das „ Gefühl von dem Werthe der Freyheit sich jemals ver„ lieren sollte! Gefühllosigkeit für Freyheit und Rechte „ sind untrügliche Todeszeichen eines Freystaates.“ — Die Einen unter den Bürgern wollten gar nichts von neuen Bündtnissen hören; die andern schienen nur dem einen oder dem andern Puncte in dem entworfnen Bündtnisse entgegen; wieder andre ärgerten sich, daß der ganze Project nicht früher den Zünften bekannt gemacht worden. — Ueber diesen letztern Punct wurden die Bürger durch öfentlich gedruckte Aüsserungen für alle Zukunft beruhigt. Dem Bunde selbst aber konnte man sich am Ende um so viel weniger entziehen, da durch gemeinschaftliche Handbietung grössere Eintracht unter sämmtlichen Schweizerstaaten hergestellt wurde. In dem Bündtnisse versprechen diese dem König, beym Ueberfall seiner europäischen Länder, 6000 Mann Hilfstruppen über die schon vorher bewilligten Regimenter. Von Seite beeder Parteyen wird die Auslieferung der Hauptverbrecher und die Bestrafung der Bankeroutiers angelobt. Auf seiner Seite verspricht der König den Eidgenossen allen möglichen Beystand gegen aüssern Angriff, nebst dem freyen Korn- und Salzhandel, jedoch ohne Nachtheil seiner eigenen Staaten.

Gleichwie schon einige Zeit vorher Heidegger als Vermittler zwischen der Regirung und den Bürgern in Genf ungemein viel Verdruß auszustehen gehabt hatte, so vielen Verdruß zog er sich auch durch diese letztere Negotiation zu. Nicht ohne die größte Mühe und Klugheit wurde gegenseitiges Zutraun erneuert. Nach und nach neigten sich wieder die Herzen der Väter und Söhne gegen einander; man entdeckte mit Schrecken den Abgrund, an dessen Rand das Mißverständniß hätte hinführen können.

Mitten im Laufe der wichtigsten Verhandlungen verfiel Heidegger in Solothurn aus einer langwirrigen Strangurie in eine völlige Ischurie. Von dieser Zeit an mußte er sich bis an sein Ende des Catheters bedienen. Wie theuer sein Leben auch den katholischen Eidsgenossen gewesen, hievon nur folgendes Zeugniß: Beym Ueberfall seiner Krankheit in Solothurn schloß man bey Aussetzung des Hochheiligen, auf obrigkeitlichen Befehl, seine Erhaltung in das vierzigstündige Gebet ein. Ungeachtet der gänzlichen Schlafloßigkeit und der heftigsten Schmerzen, redete und handelte er bey jeder kleinsten Erleichterung mit gleicher Heiterkeit, wie bey gesunden Tagen; gleich belehrend war sein Umgang, gleich angenehm und mit seinen Scherzen belebt, wie vorher. Von allen Seiten sah er sich von den schweersten Prüfungen bestürmmt; sein getreuster und weisester Mitarbeiter, Statthalter Escher, ward ihm durch den Tod von der Seite gerissen; eben so riß ihm der Tod seinen geliebtesten Freund und Schwager, den heroischen General von Lochmann, hinweg; von vielen seiner Mitbürger und selbst von seinen Lieblingen ward er verkennt und tief in der

Seele verwundet: und welch ein Heldenmuth, daß er bey allen diesen heftigen Stürmen nie das Steuerruder aus der Hand sinken ließ, daß er immerfort mit der kältesten Ueberlegung dachte und handelte, immer der Rathgeber, Tröster, Ermuntrer seiner Miträthe blieb, und die von Geschäften und Schmerzen freye Augenblicke in dem Schosse unschuldiger, haüslicher Freuden ruhig zubrachte! Von den schweersten Sorgen erholete er sich in dem Umgang der edelsten Gemalin und seiner würdigen Kinder, indem er mit ihnen auf seine Güter spazirte und die Seligkeiten des Landlebens so ganz, so rein athmete als wenn keine andre Sorge vor seiner Seele schwebte als der Anbau seiner Traubenhügel und Kornfelder. Hier fanden kümmernde Freunde Trost und Erleichterung bey dem leidenden Helden; hier schöpften die Schüler der Weisheit Belehrung von dem sterbenden Sokrates; hier ward der gute Bürger zum Dienste des Vaterlandes von dem damals mißkannten Patrioten ermuntert. — Er war in den drey letzten Tagen in ununterbrochener Verwirrung der Sinne; auch in dieser Verwirrung hörte man von ihm kein Wort, das einen unedeln Gedanken oder einen Schatten von Haß und Rache verrieth. Er sorgte für den Staat; er ermahnte streitende Parteyen zum Frieden; er unterhielt sich mit Gott und Religion. Aus abgebrochenen Worten konnte man bemerken, daß sich ihm das Mißtraun seiner Mitbürger in die Reinigkeit seiner Absichten bey dem französischen Bundesgeschäfte vorgestellt hatte. Mit einmal kamen unter einen Seufzer vernemmlich die Worte heraus: Ach, mein Herr Jesu, du hast gebetet: Vater, verzeyh ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Dann schwebten ihm, wie man aus einzelnen Worten und aus seiner Mine

schliessen konnte, viele Minuten lang vor der Seele die Tugenden unsers Erlösers und die Verpflichtung zur Nachahmung dieser Tugenden. — Oftmals hört' ich ihn sagen: Nach allen Kräften muß man dem Vaterland dienen; die Belohnung aber von sich selbst und von dem Himmel erwarten. Er starb im J. 1778. und Gott allein kann ihm seine Dienste vergelten.

Von Balthasar in Lucern, welchem das Andenken verdienstvoller Eydgenossen am Herzen ligt, hat wie auf Haller rc. auch auf J. Conrad Heidegger eine Lobrede geschrieben, die bey J. Schweighauser in Basel 1778. 8. gedruckt worden.

XIX.

Joh. Heinrich Ott.

Derselbe ward den 4. Octob. 1719. geboren. Gleich der stillen Bache unter einsamem Gebüsche verschwand seine einförmige, schüchterne Jugend. Er liebte die Welt und fürchtete sie. Mit dem Privatunterrichte verband er den öfentlichen Schulunterricht. Noch immer erinnert er sich seiner ersten Lehrer, Widmer und Ringgli, mit Achtung und Liebe.

Schon im vierzehnten Jahre, als er eben in das untere Collegium bey der Abtey trat, verlor er den treuesten, zärtlichsten Vater. Seither blieb er sich selbst überlassen. Jedem seiner Wünsche kam zwar die gütige Mutter zuvor; mit aller Sorgfalt aber war sie nicht im Stande seine Studien zu leiten; desto origineller und fester lernte er seinen eignen Gang. Methodisch verfolgte er freylich die Laufbahn auf dem Gymnasium und hörte nach eigner Auswal verschiedene Privatvorlesungen: meistens waren sie seicht und pedantisch. Gegen den Schulzwang empörte sich sein Genie; nicht bloß mechanisch, wie die eingesperrte Feder im Uhrwerk, wollte es würken. Die zweckmässigste Aufklärung hatte er dem berühmten, helvetischen Geschichtschreiber und Geographen, Conrad Füßli, zu danken. Bey diesem studirte er Wolfs Logick und Metaphysick; um sich vor sclavischer Systemsucht zu verwahren, verband er mit theore-

tischer Philosophie, nach Bruckers Leitfaden das Studium der philosophischen Geschichte. Füßlins Lehrart war raisonnirt und angepaßt den Fähigkeiten der Jugend; indem er den Geist des Schülers mit Känntnissen bereicherte, lehrte er ihn zugleich Känntnisse erfinden und prüfen. In den Erholungsstunden war Ottens Lieblingsstudium die vaterländische Geschichte. Um auch zugleich mit Gründlichkeit der Einsichten Schönheit des Ausdruckes zu paaren, macht' er sich frühzeitig vertraut mit den Meisterstücken der Beredsamkeit und Dichtkunst. Und wie kann sich damit ein aufblühendes Genie beschäftigen, und wird nicht zur Nachahmung begeistert? Tief gerührt beym Schicksal von Richardsons Klarissa, wagt' es der Jüngling, zu diesem Romane eine glückliche Katastrophe zu dichten. In einer Sammlung verschiedener Briefe suchte er Lovelacens Bekehrung und hierauf erfolgte Vermälung mit der lange im Elend geprüften Geliebten möglich zu machen. Ein Einfall, der dem fühlenden Herzen des Verfassers zur Ehre gereicht. Unter andern Gegenständen, die er im Drama behandelte, war auch Johanna Graja; ein Schauspiel, dessen Bodmer mit Lobeserhebung erwähnt. Wie groß Bodmers Erwartungen von des Jünglings poetischem Genie gewesen, hievon zeugt ein besonders Gedicht, das er Ottens Verdiensten geweyht hat. Nachläßig indeß legte dieser seine Jugendversuche als verloren beyseite; seither auf dem politischen Schauplatze beschäftigt, blickt er nur in seltenen Erholungsstunden zurück auf die Gefielde der schönen Litteratur.

Nach vollendetem Lauf auf dem zürcherschen Gymnasium, sollt' er nunmehr auf Reisen durch Weltkänntniß

die einmal erlangte Schulwissenschaften erweitern. Auch hierinn war er eigentlich bloß sich selbst überlassen. Einzig aus Höflichkeit zog er den damaligen Seckelmeister Fries, nachherigen Bürgermeister, zu Rathe, weil dieser sich für seinen besondern Gönner ausgab. Ungeachtet im Grunde zwischen beeden wenig innere Uebereinstimmung statt hatte, so trafen sie für einmal hierinn zusamen, daß Ott auf Lausanne gehn sollte, um Welt und Sprache zu lernen. Daselbst wohnte er bey dem Professor Joh. Jacob Salchli, einem aufgeraümten und nicht ungelehrtem Manne. Um seiner Orthodoxie willen ward er zum öfentlichen Lehrer der Gottesgelehrtheit erwält; dabey war er aber friedliebend und vertragsam; auch bekümmerte er sich nicht weniger um die Orthodoxie seiner Tafel als des theologischen Katheders. — Gleichwie Ott schon vorher in der philosophischen und gelerten Historie die Abweichungen des menschlichen Geistes kennen gelernt hatte, so wollte er sie nunmehr auch in der Kirchengeschichte studiren; auf sein Begehren hielt ihm Salchli ein polemisches Collegium. Dieser hatte sich vormals auch mit den Rechten beschäftigt und zu Schoppachs dürrem Umrisse der Institutionen einige Anmerkungen zusamengeschrieben; also unternahm ers, mit Otten auch über den Justinianus zu lesen. Ott aber plünderte ihn rein aus, ehe er seine wenige Waare recht in Ordnung gelegt hatte. Den lehrreichsten Unterricht erhielt der Jüngling von Louis de Bochat, dessen historische und critische Werke so hoch geschätzt werden. Bey diesem Gelerten hörte er ein Collegium über Gundlings Natur- und Völkerrecht. Als der Schüler einmal zu frühe kam, fand er auf dem Pulte Gundlings deutschen Discours über das Naturrecht; verschlingende Blicke

warf er in das aufgeschlagene Buch; in demselben entdeckte er die Hilfsquellen seines Professors; er ruhte nicht, bis er die Gundlingischen Schriften alle angeschaft hatte und seither hatte er sie, bey Hause und auf Reisen, beym Erwachen und beym Einschlummern, immer als Handbücher zur Seite. So sehr wurde bey ihm das Studiren zur leidenschaftlichen Neigung, daß er kaum so viel Zeit zur Erholung wiedmete als nöthig war so wol zur Verwahrung vor Hypochonder als zur Erwerbung des guten Tones und der Weltkenntniß im gesellschaftlichen Umgang. — Als Würkung nicht nur des Temperamentes, sondern auch höher gespannter Empfindsamkeit und ununterbrochener Geistesanstrengung muß man die Schüchternheit seiner ersten Jugend betrachten. Je grösser der Schauplatz ist, den von seiner Höhe das Genie umfaßt, desto unwilliger (sagt Baco (*)) schmiegt es sich in den engen Kräis kleinfügiger Alltagswelt; je vertrauter der Geist mit der Idealtugend bald des Altertums bald der Romane geworden, desto weniger wird er mit der würklichen Welt sympathiren. So edel indeß die Grundlage des menschenscheuen Karacters seyn mag, so entfernt nichts desto weniger ein solcher Karacter allzuweit von den Angelegenheiten des Lebens. Ein besonderes Glück also war es für Otten, daß er zu Lausanne in eine neue Welt, die Welt zwangloser, geselliger Freudenspiele, hineintrat.

Von Lausanne reisete er auf Halle; wegen Zusamenfluß der größten Gelehrten war damals diese hohe Schule

(*) S. Baco de Augm. Scient. B. I. wie auch Lettres de Mad. de Maintenon, T. V. Lettr. I.

ungemein zalreich besucht: In Halle fand er seinen vertrauten Freund wieder, den nachherigen obersten Klosteraufseher Escher. Mit Enthusiasmus setzte Ott seine Studien auf der Universität fort; er hörte den grossen und kühnen Publicisten, den alten Kanzler von Ludewig über das Jus publicum; den Heinneccius über die Institutionen; Just Henning Böhmer über die practische Lehre von den Gerichtsklagen und Acten. Nebenhin ließ er sich von Carrach das Kirchenrecht und von Zschackwiz (weil sich sonst niemand bey dem alten Radoteur anmeldete,) privatissime Wolfens Politick erklären. So sehr die Schriften dieses letztern mit Visionen angefüllt sind, so wußte gleichwol Ott daraus noch viel Brauchbares zu schöpfen. Auch hielt' er sich noch einen italiänischen Sprachmeister, so daß seine Zeit ziemlich gedrängt war. — Und wenn seither bey unsrer zürcherschen Jugend anhaltender Fleiß als Pedanterie verschmäht wird, wenn die strengern, academischen Studien entweder ganz hintangesetzt oder doch nicht zweckmässig angewendt werden, wer wird nicht mit Erröten und mit Wehmut hinaussehn auf die kindische Nachwelt? Indem der bunte Schwarm unsrer Jugend, ganz dem Vorbild der Väter entgegen, die Geistesanstrengung in dem Museum, in dem Hörsal, in dem Heiligtum der Archive als Sclavenarbeit in der Stampfmühle verabscheut, fleht einst mit ohnmächtigen Thränen in Trauerhülle das Vaterland Verfechter und Räthe von dem Spiegeltische, vom Tanzsal oder vom mitternächtigen, lauten Gelage.

Nach vollendetem, academischem Lauffe reisete Ott mit seinem Freund Escher von Halle ab. Im Vorbeygehn besuchten sie einen würdigen Landsmann, den da-

maligen Prediger Wyß zu Lehnin bey Brandenburg, und nachherigen Pfarrer zu Regenstorf. Da Otten Reisengefehrte in eine Krankheit fiel, so wurde aus dem Besuche ein langer Aufenthalt von einigen Monaten. Diese Zeit indeß war nicht verlohren. Bey dem gelerten Landesmannn und in seiner schönen Bibliothek verlebte Ott in ländlicher Stille die seligsten Tage.

Noch so glücklich im einsamen Selbstgenusse, im Schosse der Freundschaft, im Heiligtume der Musen, vergaß er doch auch nicht, die Welt von allen Seiten kennen zu lernen. Mit seinem Freunde begab er sich nunmehr nach Potsdam und Berlin und weiter nach Dresden. Daselbst hielt er sich sechs Wochen lang unter unaufhörlichen, feyerlichen Lustbarkeiten bey Hof auf. Sein Reisegefehrte fiel abermal in ein langwirriges Fieber. Denselben verließ er ungern; allein der kränkliche Zustand einer theuren Mutter forderte seine baldige Zurückkunft. Jzt gieng er durch Westphalen nach Holland. Nachdem er die vornehmsten Städte in den Niederlanden besucht hatte, begab er sich nach Paris. So haushälterisch er auf der Universität mit seiner Zeit war, so verschwendrisch war er itzo damit geworden. Im glänzenden Wirbel von Zerstreuungen, nahm er (ausser den französischen Dramatisten und Dichtern,) beynahe kein anders Buch in die Hand. Ich sah vielleicht ein wenig mehr Welt, sagte er selbst, dagegen aber hatte ich Zeit und Gesundheit vernachläßigt.

Im Junius 1740. kam er ins Vaterland zurück. Abermal ganz sich selbst überlassen, hätte er, wie zuvor, auf dem stillen und litterarischen Wege fortwandeln können, den ihm von Jugend auf Hang und Na-

tur nicht weniger als aüssere Lage vorzeichneten: Von diesem Wege aber hatte er sich auf seinen Reisen zu merklich entfernt; nicht so ganz und so gerade zu konnte er sich wieder in sich selbst und in sein Museum verschliessen. Er ließ sich unter die obrigkeitlichen Kanzlisten aufnehmen, doch mehr, weil es üblich war als aus eignem Geschmacke. Vormittags beschäftigte er sich noch mit seinem Lieblingsstudium, der Historie; der Nachmittag aber gieng unter Zerstreüungen verloren. Beynahe sechs Jahre lang lebte er auf solche Weise ohne Plan und Beruf, von dem einen Extrem des ausserordentlichsten Fleisses in das andre Extrem des geschäftlosesten Lebens entworfen.

Selten indeß wird die reiche Saat, die im ersten Frühling der Jahre mit gehöriger Sorgfalt gepflanzt worden, ganz und für immer verwelcken; noch so umnebelt — sie wächst im Verborgnen zur güldenen Aernte, so bald sich über ihr die neue Morgensonne mit ungewohnten, allbelebendem Lichtstrale verbreitet. — Auf den zerstreuten Jüngling mußte ein fremder Gegenstand würken, um ihn wieder zu sich selber zu bringen. Es geschah auch. Von jeder Grazie beseelt, erschien ihm die Tugend selbst in der Person der edelsten Gattin, deren Gesellschaft ihm alles war; aus dem Zauber-labyrinthe eitler Zerstreüung führte ihn diese zurück zu sich selbst und von ihr lernte er den süssen Genuß des stillen, haüslichen Glückes. Je mehr er in sich selbst und in dem Schosse der haüslichen Glückseligkeit lebte, desto mehr fieng er an, auch für das Vaterland selber zu leben. Zwey Jahre nach seiner ehlichen Verbindung ward er zum beständigen Besitzer des Stadtgerichtes er-

wälet. Dadurch gelangte er zu practischer Känntnisse unsrer Geseze; er sammelte eine Menge Beobachtungen über den moralischen und ökonomischen Zustand des Volkes, und da mit jedem halben Jahre die Besitzer dieses Tribunals zur Hälfte abgeändert werden, so vergrösserte sich dadurch der Kräis seiner Bekannten, und durch diese sah er auch seinen Kredit und Einfluß vermehrt.

Sechszehn Jahre blieb er bey diesem Beruf, ohne müde zu werden; schon dachte er nicht mehr an weitere Beförderung. Der Zutrit zu dem grossen Rathe kann man nicht anderst als von dem engen Collegium der Zunftvorsteher erhalten; wenig stand er in Verhältniß mit diesen. Bloser Zufall war es, daß er mit dem Zunftmeister Waser bekannt wurde, mit einem Manne, dessen Verdienste mißkennt waren, und die er selbst verdunkelte. Für Otten war er ein Vater und ihm verdankt er den Zutrit zum grossen Rathe, den er erst im J. 1762. erhielt. Die lange Wartezeit verderbte er keineswegs entweder mit Klagen über seine Hintansetzung oder mit schadenfroher Schulmeisterey der Regirungsfehler; vielmehr suchte er die Quelle der Zufriedenheit, wo sie unversiegt und rein fließt, in seinem eigenen Herzen. Gleichgültig war ihm jede Beförderung, aber nicht gleichgültig wars ihm, sich derselben würdig zu machen. Seine glückliche Musse beschäftigte er mit Lieblingsstudien, besonders mit der Rechtsgelehrtheit und der Geschichte. Ohne Nammen hatte er verschiedene Aufsäze in die zieglerische Sammlung vermischter Schriften, in die freymüthigen Nachrichten von Zürich, in die monatlichen Nachrichten einrücken lassen. In

seiner Geschichte des helvetischen Staatsrechtes sind tiefe Gründlichkeit und philosophische Klarheit mit Anmuth und Stärke des Ausdrucks verbunden.

Im J. 1763. starb der Zunftmeister Waser und Ott wurde zu seinem Nachfolger erwält. Mittlerweile sah er seine Gattin, die ihm Welt und Alles war, in kränkliche Umstände versetzt, die sich immer vermehrten und mit schwerer Hypochondrie begleitet waren; sie hatte des geliebten Beystand und Gegenwart nöthig. So heilig Otten seine Bürger- und Regirungspflichten waren, so wich er doch jedes öfentliche Geschäft aus, wofern ers immer thun konnte, ohne Nachteil der Tribunale, der Zunft und des Vaterlands. Je länger je unheilbarer war der Zustand seiner Gattin geworden; er selbst fand keine Ruhe mehr als in ihrer Gesellschaft und Pflege; schon waren sie beede mit vereinigter Seele entschlossen, sich loszureissen von der Welt und von allen ihren noch so glänzenden Banden, um einzig sich selbst und dem Himmel zu leben; in stiller Duldung und bey schuldlosem Herzen glaubten sie alles andere ausser sich missen zu können. Aber die Vorsicht hatte es anderst beschlossen. Bevor noch der innig theilnehmende Gatte seinen Vorsatz ausführen konnte, fiel die Gattin in ihre letzte, tödtliche Krankheit. Ein schwerer Leibesschaden zog die unbarmherzige Hand der Wundärtzte über sie. Ein halbes Jahr lidte sie als Heldin und Christin und starb.

Durch diesen dunkeln Uebergang ward Ott von der Vorsicht auf einen ganz neuen Schauplatz geleitet. Sein schmeichelhafter Plan, Geschäfte und Welt zu verlassen, war izt mit seiner Gattinn in die Gruft gesunken. Er

war sich allein nicht genung. Sogleich nach dem Hinscheid seiner Freundin warf er sich ganz in die Welt. Aus sich selber riß er sich los und nur im Wirbel der Geschäfte konnt' er die Schmerzen betaüben. Er übernahm die Gesandtschaft auf den Syndikat in den wälschen Vogteyen. Hiebey hatte er eine eigne Absicht, die er seither selbst nicht verbarg. Das Leben nämlich war ihm zur Last geworden; er kannte sein feuriges Naturell; sehr leicht konnt' es in Wälschlands hitzigerm Klima vollends in Gährung gerathen; dieß wußt' er; gleichwol that er die Reise und hofte dem Tode entgegen zu gehn. Die Vorsicht leitete es anderst. Die Reise diente zu seiner Gesundheit und heiterte sein Gemüth auf.

Um ihn aufs neue der Welt und dem Vaterlande wieder zu schenken, führte ihn izo die Hand der Vorsicht zu einer zweyten Gattinn, die ihm das Leben nicht nur wieder gab, sondern auch wünschenswerth machte. In ihrem Caracter fand er Hoheit mit Güte, Weltton mit Sitteneinfalt, Adel und Würde mit ungezwungenem Wesen, Verstand und Klugheit, mit gefälliger heiterer Laune verbunden. Durch zuvorkommende Achtsamkeiten ließ sie ihn vergessen, daß er jemals unglücklich gewesen und die Welt habe verlassen wollen; sie machte ihn empfinden, daß er wieder leben, für sie leben müsse. — Ihr Vater war der fürtrefliche Bürgermeister Landolt; bey seiner vieljährigen Regierung hatte sich dieser durch Güte und Weisheit die Huldigung aller Herzen erworben; für den Vater des Volkes war süsseste Erholung die Vaterfreude im Schosse des eigenen Hauses. In diesem glänzenden Hause lacht' Otten die schönere Welt wieder entgegen.

Bald wurden die Süssigkeiten seines haüslichen Glücks unterbrochen. Um diese Zeit nämlich entstand der wichtige Streit des zürcherschen Kantons mit dem wienerischen Hofe. Dieser Streit machte in Ottens Leben eine der gefährlichsten, aber auch der glänzendesten Scenen. Hiebey müssen wir uns ein wenig verweilen:

Von den zürcherschen Dörfern Ramsen und Dörflingen, welche im Nellenburgischen liegen, forderte Oesterreich Rustical- und Dominical-Steuren, juridische Benennungen, die bisher in diesen Gegenden unbekannt waren. Daher entstand eine lange Correspondenz mit der Regierung von Stockach; von Zürich aus ward protestirt und an den wienerischen Hof selber geschrieben, aber ohne Antwort zu erhalten. Der Präsident von dem Nellenburgischen Landgericht, Herr von Jost, kam nun persönlich auf Ramsen und schritt zur Execution. Dieß machte Aufsehn. — In den ersten vierzehn Tagen wurde Ott seiner Gattinn, die allein sein Leben wieder anfachete, plötzlich entrissen und in Eile zur Abwendung der Execution nach Ramsen gesandt. Er richtete aber nichts aus. Herr von Jost sagte ihm geradezu, ohne Gewalt steh er nicht ab; der Gewalt aber müsse er weichen; er habe nichts hier als seinen Degen, den er mit der Hand berührte. Ott antwortete: Einen Degen habe ich zwar auch, aber keinen Auftrag zu gewaltsamen Hinterungsmitteln; Vorstellungen sind meine einzige Waffen; wenn diese nichts würken, so werde ich freylich protestiren und das Recht des Erbvereins vorschlagen. — Alles wurde verworfen, und die thätliche Vollstreckung gieng fort.

Nun sah man in Zürich, daß zur Abwendung dieser

Bedrückung eine Gesandschaft an den kayserlichen Hof selbst nothwendig seyn werde. Die Frage war: Wem man schicken wollte und was daselbst zu thun wäre? Niemand hatte Lust, einen Abschlag so weither zu holen. Die Wahl fiel auf Otten. Er war blos drey Monate vermählt; eine Gemahlin sollt' er verlassen, die ihm neu war, und die er doch liebte, als hätt' er sie ewig besessen. Die Geliebte sollt' er zur frühen Wittwe machen und ihr die Last seiner Oeconomie aufbürden, die sie noch gar nicht kannte. Doch heilig war ihm der Ruf des Vaterlandes, und seine Gemahlin dachte so groß als er; sie stammte aus einem Hause ab, das gewohnt war, dem Vaterlande, nicht sich selbst zu leben; sie flößte ihm Entschlossenheit ein; sie trennten sich, aber ihre Seelen blieben fest in einander geschlungen. Während der vierzehn Monaten, die Ott in Wien zubrachte, schrieben sie sich ununterbrochen mit jeder Woche zweymal; wenn bey Otten der Muth sinken wollte, so unterstützte ihn dieser Briefwechsel, das Denkmal reiner Liebe, das Muster der kräftigsten Tröstungen bey aller Versuchung.

Die Instruction, die man dem Abgesandten mitgab, war sehr allgemein und unbestimmt. Es waren zwo Partheyen in Zürich, die sich die Wage hielten. Daher jene Zurückhaltung bey denen Berathschlagungen. Ott sollte die Besteurung abheben, und niemand durfte diese Abhebung hoffen; er sollte einen gütlichen Verglich einleiten, und niemand hatte diesen bestimmt. Alles überließ man der Zeit und den Umständen und Otten sich selber. So kam er an einen der grösten Höfe von Europa, ohne iemand zu kennen, ohne Handleitung. In Wien mußte er

er ein ganzes Vierteljahr auf Verhör warten. Dieser Zwischenzeit bediente er sich, den Hof, die Minister, den Gang der Geschäfte kennen zu lernen. Endlich ward er an die böhmisch-österreichische Staatskanzley gewiesen und er erhielt eine überaus gnädige Audienz bey der Kayserin selbst. — Er übergab ein Memorial, und drey Monate wurde es unbeantwortet gelassen. Zulezt folgte eine sehr weitlaüftige und triumphirende Wiederlegung, die er aber in sechs Tagen eben so ausführlich zurück gab. Damit hörte das Libelliren auf. Da er gleichwol wenig fortrückte, so begleitete er sein letzteres Memorial mit dem Vorschlage zu gütlichem Verglich; in Privatbesuchen entwickelte er diesen Vorschlag. Nunmehr erhob sich ein Streit, der zulezt ganz sonderbar Otten näher zum Ziele führete. Der böhmische Obrist-Canzler, Graf Choteck, wollte nichts von einem Verglich hören; den böhmischen Rath hatte er zum Abschlage eines solchen gestimmt. Der Staatsrath hingegen, in welchem dafür die höchsten Minister sprachen, lenkte die Kayserin zu Ottens Vortheile.

Nun hatte dieser für einmal ein offenes Feld; allein es war ungebaut und mit gefährlichen Irrgängen durchflochten. Jedermann wußte, daß kein Verglich möglich war, als durch Auskauf der österreichischen Rechte über Ramsen und Dörflingen und durch Annehmung dieser Dörfer zu freyen Lehen. Von Zürich aus hatte der Abgesandte hiezu die Einwilligung erhalten; die größte Schwierigkeit lag in den Bedingnissen, und diese konnten die Sache entweder erleichtern oder zerstören. Ueber dieselben mußte Ott mit dem Grafen Choteck in Unter-

handlungen treten, und Choteck war jedem Vergleichsentwurfe entgegen gewesen. Keineswegs also war von seiner Seite eine Erleichterung der Bedingnisse zu hoffen. Indessen handelte er offen und redlich; über die Hauptzüge hatten sich beyde gar bald verstanden. Nur in der Kaufsumme war er hart und unbeweglich. Endlich da er sah, daß Ott nicht nachrücken wollte, so bestimmte er eine Summe, die der Kayserin leztes Wort seyn sollte, und es auch war.

Otten schien diese Summe so ausschweifend hoch, daß er sie nicht eingehen durfte; dagegen both er so viel, als er zu verantworten glaubte. Immer noch fruchtlos. Also ward er genöthigt, alles auf Zürich zu berichten und um bestimmte Befehle zu bitten.

In Zürich verursachten diese Summe und einige Puncte des Lehen-Entwurfes Bestürzung. Eben so standhaft war Ottens Negotiation von den Gönnern des Geschäftes vertheidigt, als heftig von den Gegnern bestritten. Die Wagschal neigte sich auf die vortheilhafte Seite für die Unterhandlung; Muth und Oberhand wurden dadurch für immer bestimmt.

Ott erhielt von Zürich aus den einhelligen Auftrag, eine Verringerung der Kaufsumme zu suchen; er wußte zum Voraus, daß es fruchtlos seyn würde; indeß that er was immer zu thun war, und ließ alle Triebräder spielen. Ohne Würkung. Die Bemühungen dienten bloß ihn länger aufzuhalten und die Bedingnisse, die er schon in Händen gehabt hatte, durch Verzögerung unsicherer und schweerer zu machen.

Nach einem vierteljährigen Aufschub und nach vielen

verdrießlichen Durchkreuzungen, da Ott in Wien und Zürich zugleich negozieren mußte, ward endlich die Summe bewilligt. In Wien waren inzwischen neue Hinternisse entstanden; auch da waren zwo Partheyen. Die lange Verzögerung hatte Mißtrauen verursacht und die Gegner fiengen an sich wieder mit neuen Kräften entgegen zu stellen. Man erschweerte die Bedingnisse; die schon zugestandenen wurden streitig gemacht und neue, gefährliche Zusätze eingeschoben. Unverdrossenheit siegte endlich auch da und Ott hatte das Glück, mit dem böhmischen Rathe, nach dem lezten Auftrag von Hause, die ganze Unterhandlung zu schliessen.

Nicht lange dauerte die Freude. Ein neuer Sturm schien ihn wieder in das volle Meer hinauszuschlagen, da er schon am Lande zu seyn glaubte. Wegen gewissen Gränzbestimmungen ward ein Bericht von Stokach gefordert. Diese eifersüchtige Regierung hofte bisher, daß die ganze Negotiation fruchtlos seyn werde. Als sie nun merkte, daß es damit Ernst werden wolle, so schickte sie ein sehr weitlaüftiges Memorial ein; in diesem mahlte sie mit den stärksten Zügen die Schädlichkeit eines solchen Vertrages. Ohne Gefahr gieng dieser Windstoß vorüber. Für den böhmischen Rath waren diese Vorstellungen zu späte gekommen; schon war man zu weit vorgerückt; man konnte nicht mehr zurücktreten.

Gefährlicher war der Sturm von einer andern Seite. Als der Vertrag dem Staatsrathe und der Kayserin selbst vorgelegt wurde, hatte er gleiches Schicksal wie in Zürich; er wurde bestritten und in wesentlichen Stücken geändert. Auf höchsten Befehl ward zwischen Otten und dem böhmischen Rathe eine neue Unterhandlung gepflo-

gen, um erstern aufs äusserste zu treiben. Eines Gegenschlages bediente sich Ott, um glücklich ans Ufer zu kommen. Wir haben schon gesagt, daß der böhmische Rath wieder Willen mit dem zürcherschen Abgesandten habe eintreten müssen; da er einmal eingetreten war, wollt' er nicht wieder weichen, sondern seine Meinung behaupten. Die Unterredungen wurden wiederholt und lebhaft wurde in Otten gedrungen; allein dieser kannte das Feld, er blieb fest und man wich. Nach dem ehmaligen ersten Entwurf ward der Vertrag zu Papier gebracht, von dem Obrist-Canzler und von Ott unterschrieben und alles zu gegenseitiger Zufriedenheit beendigt.

Nun heiterte sich der Himmel auf einmal von allen Seiten auf. Ott erhielt von der zürcherschen Obrigkeit ein überaus gnädiges Schreiben; in Wien ward er von jedermann beglückwünscht; überal hatte er sich grosse Freunde erworben; die Kayserin selbst entließ ihn mit denjenigen gnädigen Ausdrücken, die so sehr in der Gewalt dieser erhabenen Monarchin lagen. Den glücklichen Erfolg schrieb sie Otten und seiner Geduld allein zu; ihn bedaurte sie, daß er seine neue Gemahlin so lange hatte verlassen müssen. „So gnädig und herablassend, sagt er selbst, war die Monarchin, daß ich „in diesem Augenblicke ganz Oesterreicher war.“

So hätte er nun freüdig von Wien verreisen können, und doch wurde seine Heiterkeit von einem unbedeutenden Wölkgen umschleyert. Bey dieser allgemeinen Zufriedenheit nämmlich hatte er zu mehrerer Versicherung davon ein Abscheidsgeschenk erwartet. Zu solcher Erwartung glaubte er sich durch die allgemeine Uebung berechtigt. Einzig deswegen also kränkte ihn diese an-

scheinende Achtlosigkeit, weil er sie als Merkmal der Unzufriedenheit ansah. Indeß war ihm gleichwol sogleich nach dem Beschlusse der Negotiation unter der Hand Reichsfreyherrlichkeit angeboten: Er hatte aber wichtige Gründe zur Ablehnung dieser Ehre. Dieser republikanische Abschlag von seiner Seite erweckte die Vermuthung, daß er überall alles ausschlagen werde. Der ganzen Sache gab nunmehr die Kayserin selbst die schmeichelhafteste Wendung; um Otten ausser alle Verlegenheit zu setzen, fiel die Gnade auf seine Gemahlin. Nicht lange nach seiner Heimkunft übergab die Monarchin mit eigner Hande einem Kaufmann von Genf ein Päckgen, um es Otten persöhnlich zu überreichen; zugleich schrieb sie diesem durch den Baron von Nenny: L'Imperatrice & Reine, aïant fait charger le Sieur Autran, Marchand à Genéve, d'une petite Caisse à votre addresse, je dois vous prévenir, qu'elle contient quelques Nippes, que sa Majesté envoïe à Madame votre Epouse, comme une marque de sa bienveuillance & pour qu'elle se ressente un peu moins de votre derniére Absence pour les Comissions, que vous avez remplies à Vienne avec autant de Sagesse que d'Applaudissement. Dieses Geschenk war kostbar; die Art und Weise aber, womit es gegeben wurde, unendlich mehr. Noch kostbarer ward es für Otten, nachdem ers zu unbedingter Disposition in den Schoß des hohen Rathes niedergelegt hatte, und es hierauf vor dieser erlauchten Versammlung, zwar nicht ganz einhellig, jedoch mit den weit mehrern Stimmen, seiner Gemahlin als eigen zugekennt wurde.

Ein Jahr hernach erhielt Ott den Auftrag, als Statt-

halter an dem Haupte einer ansehnlichen Gesandtschaft die Huldigung von dem Magistrate und der Bürgerschaft in Stein einzunehmen, welches seit dem J. 1717. nicht mehr geschehn war. Die gleiche Feyerlichkeit ließ er auch zu Ramsen und Dörflingen zum ersten Male vorgehen. Diese guten Leute leisteten mit froher und herzlicher Danksagung einen Eyd, der sie zu Schweizern umschuf und die österreichische Steuer abschwören ließ. Der catholische Pfarrer zu Ramsen machte Schwirrigkeiten und wollte vor den Gesandten die Kirche verschliessen. Schon gab Ott den Befehl, mit Gewalt die Thüre zu öfnen, als seine Mitgesandten vorzogen, sich mit einer Verwahrungsschrift zu schützen. Die Leute wurden beym Pfarrhofe ins Feld gestellt und unter dem Fenster beeydigt. Wo das Herz huldigt, ist jeder Platz ein Tempel.

Durch das Zutrauen der hohen Obrigkeit sah sich Ott im Verfolge, Jahr für Jahr, mit vielen andern Gesandtschaften, von verschiedener Wichtigkeit, beehrt. Nur folgende noch müssen wir auszeichnen:

Bey dem Rechtsstande zu Einsiedeln zwischen Zürich und Schwytz ward Ott zum ersten Richter erwält. Die Pflichten gegen das Vaterland wurden ihm abgenommen, und neue aufgelegt, die viel schwerer als jene waren.

Seit dem Jahr 1550. wußte man von dieser seltenen Rechtsübung nichts mehr. Damals stritten beede Kantons um die Herrschaft Wedenschweil. Der Bürgermeister Haab, einer der geschicktesten Staatsmänner, welche Zürich jemals gehabt hat, war an dem Haupte

der Richter. Es gelang ihnen, die Sache gütlich beyzulegen. Dieß ist alles, was wir hievon wissen. Unsere Voraltern handelten mehr als sie schrieben. Sie liessen uns keine Memoiren zurück. Daher war itzt, nach so langem Zwischenraume und bey verfeinerten Sitten alles neu, ungewohnt, ungebahnt. In Präliminarien wurden zwar die Grundsätze entworffen; immer blieb gleichwol manches dem Zufall überlassen. Etikette, Einleitung, Gang, alles mußte sich von selbst aus- und einwickeln. Um so viel mehr hatte hiebey die Direction zu thun und zu befürchten. Wenn der gewöhnliche Mensch nur dasjenige für groß hält, was den Sinnen groß scheint, so weiß der Weise, daß, gleichwie ein kleines Uhrwerk oft weit kunstreichere Behandlung als ein grosses erfordert, also auch in den kleinsten Freystaaten der politische Mechanismus weit subtiler als in noch so grossen Monarchien seyn kann und eben darum weit schwiriger vor gefährlicher Verstimmung verwahrt wird. — Von beeden Seiten wurde der Streithandel zu Einsiedeln mit grosser Geschicklichkeit, und mit eben so grossem Eifer geführt. Oft mußte man aufmuntern, anfachen, wärmen; noch öfter besänftigen, mildern, dämpfen, ganze Flammen niederdrücken.

Die Handlung selbst theilte sich in drey Hauptacten und so viel Reisen, meistens bey strenger Winterszeit, da die schlüpfrigen Bergstrassen eben so sehr für das Leben als der Prozeß selbst für Wolfart und Ehre gefärlich seyn konnten. Bey der ersten Zusammenkunft wurden die Ceremonialien bestimmt und die Einleitung zu den Rechtsklagen gemacht. Nicht einmal darüber konnten sich die Sachwalter verstehen, was in die Rechts-

frage fallen soll oder nicht; allso mußte man wieder verreisen, um neue Vorschriften zu holen.

Der zweyte Act faßte den ganzen, weitlaüftgen Rechtshandel in sich und endigte mit dem Entwurf eines Verglichs. Mit seinen Mitgesandten legte Ott das Richteramt ab, und sie handelten jzt als Mediatoren. Aus wichtigen Gründen fanden es beede Theile besser, die Errichtung eines Verglichs ausschliessend in ihrem engern Collegium allein zu versuchen; damit aber war die Unbequemlichkeit verbunden, daß sie selbst Advocaten seyn und jeder die Rechte seines Kantons verthäidigen mußte, welches sich mit dem kalten Blute des Richters nicht so sehr zu vertragen schiene. Sie waren es zwar in diesem Augenblick würklich nicht; durch ihr jziges Amt aber hatte sich so viel glühende Wärme in ihren Adern verbreitet, daß es ohne Zweifel Mühe kostete, hernach wieder zu demjenigen Grad der Kühlung zu kommen, die für den künftigen Richter so nothwendig wäre. — Die Wichtigkeit und die Verwicklung der Rechtsfragen gaben den Vermittlern Stof an die Hand, die größte Kunst und Beredsamkeit mit tiefer und ausgebreiteter, historischer Einsicht ganz in Bewegung zu setzen. Nach langem, geschicktem Herumwälzen und bald hitzigen, bald gemässigten Vorstellungen und Gegenvorstellungen, konnten sie sich endlich über einige Punkten vergleichen; die übrigen aber, für die sie keinen Mittelpunkt fanden, brachten sie in einen gedoppelten Entwurf und nahmen alles zu weiterer, hoher Verfügung nach Hause.

Ihre neue Instructionen eröfneten den dritten Act; von beeden Seiten standen sie weiter von einander als

niemals; auf solche Weise sahn sie sich wieder genöthigt, das schweere Richteramt zwischen ihren gegenseitigen Landesherren auf sich zu laden. Ohne Wunderwerk war unmöglich ein einstimmiger Schluß zu erwarten. Bey gleichen Eydespflichten, urtheilten sie ungleich nicht nur über einzelne Zweige, sondern über das Ganze, und immer von beeden Theilen mit der Ueberzeugung des uuumfangensten, redlichsten Herzens. Wärme für Vaterland, Nationalbegriffe, erhitzte Einbildungskraft, Furcht vor den Folgen trüben die heitersten Augen. Nur ein kalter Beobachter wird aus den Acten ohne Mühe schliessen können, welcher Theil die Begründniß auf seiner Seite hatte.

Die Form eines eydgenößischen Rechtsspruches besteht darinn, daß, nach fruchtlos versuchter Minne, die streitigen Kantons Richter aus ihrem Mittel erwählen. In der Beglaubigung, sie desto unpartheyischer zu machen, werden sie, so lang ihr Richteramt währt, ihrer bürgerlichen Eydespflichten entlassen. Wenn diese Richter in ungleiche Meynungen zerfallen, so wählen sie aus irgend einem der unpartheyischen Kantons einen Obmann oder einzelnen, obersten Schiedrichter; dieser aber darf keinen neuen Spruch thun; nur darf er für den einen oder für den andern der schon geschehenen Aussprüche entscheiden. Nunmehr sollte allso ein solcher Obmann oder Oberrichter gewählt werden; allein auch hierüber konnten sich die Partheyen ganz und gar nicht vereinigen. Nach der heutigen Lage und Denkart scheint es unmöglich, sich hierüber jemals vereinigen zu können. Allzuviel Gewicht fällt so auf die eine Seite.

Der merkwürdige Rechtshandel endete, ohne zu enden.

Die Verdrießlichkeiten, womit das ganze Geschäft begleitet war, wurden Otten durch seinen Mitgesandten, den seligen Bürgermeister Landolt, versüßt; keinen Augenblick ward ihre Harmonie weder durch Eifersucht noch durch Ungleichheit der Begriffe gestört. — Neue Versuche wurden seither zur Aussöhnung der beeden, streitigen Kantons gemacht. In den Jahren 1776. und 1780. erfolgten zwo Mediationen von unpartheyischen Ständen; so wie Ott vorher als Richter erschienen war, so erschien er jezt als Advokat; eben so mühsam als undankbar waren auch diese neuen Geschäfte. Ungeachtet verschiedene Entwürfe zu endlicher Befriedigung auf die Bahn gebracht wurden, so zeigen sich doch von Zeit zu Zeit neue Fiebersymptome; wie es scheint, wird nur Erschlappung der Streitsucht sie dämpfen.

Ueber diese und so viele andere Unterhandlungen, die ihm anvertraut worden, hat Ott ein detaillirtes Tagebuch geführt. Eben so sehr als sich seine Staatsklugheit über handwerksmässige Routine erhebt, eben so erheben sich in Absicht auf Geist und auf Vortrag seine Staatsmemoiren über gewöhnliche Factums. Mit Recht gilt von ihm, was Hottinger in der Bibliotheca tigurina von dem Bürgermeister Joh. Heinrich Waser gesagt hat: Rerum helveticarum promus condus incomparabilis, βιβλιοθηκη ἐμψυχος. Nonnulla dedit antehac: ſed plura de Helvetia collegit volumina, vir à multis annis, publico nomine, occupatiſſimus, quam multi alii, privati etiam & otioſi legerint. Univerſæ Helvetiæ nomine optandum eſſet, ut vel primitias eorum, in conſumatæ Hiſtoriæ domeſticæ ſpecimen, per concatenatas ejus curas publicas habere poſſemus, quorum ſi opus eſſet,

locupletissima ostendi possent horrea. Um so viel wichtiger ist allemal der Werth historischer Schriften, wenn der Scribent die handelnden Personen in der Nähe beobachtet und selbst eine Hauptrole gespielt hat.

Inzwischen hatte das Vaterland, Schlag auf Schlag, die größten Männer verlohren: je schwirriger von einem Zeitpuncte zum andern die Umstände, je verwickelter die äussern und innern Verhältnisse, je haüfiger hie und da weitaussehende Vorfälle geworden, desto mehr und desto grössere Tugenden und Talente wurden von demjenigen erfordert, dessen Blick jeden Theil wie das Ganze zu überschauen, dessen Hand alle sich kreuzenden Interessen zu vereinigen bestimmt war. In Otten mußte auch der Neid selbst die erhabensten Eigenschaften verehren; er war's, der dem Genius der herrschenden Sitten zu Troze, von Jugend auf Musse und Weichlichkeit als giftigen Zauberkelch verabscheute; er wars, in dessen Person wir den stählernen Fleiß, die unbezwingliche Thätigkeit der grossen Voråltern wieder aufleben sahen; wer bewundert nicht seine tiefe und ausgebreitete Känntnisse, die er schon auf Schulen erworben hatte, und die er noch immer bey der gelehrten Nachtlampe erweitert? Känntnisse, die er seit langen Jahren, bey jedem Tribunale, bey den wichtigsten Staatsangelegenheiten zum Dienste des Vaterlandes angewandt hatte? — So gern er sich in das Heiligthum der Musen, in sich selbst, in den Schoß des haüslichen Glückes zurückzog, so sah er sich gleichwol verpflichtet, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, und so übernahm er im Jahr 1780. die höchste Würde im Staate.(*)

(*) In seinen eigenhändigen Memoiren heißt es. „Inzwi„schen hatte das Vaterland die größten Männer verlohren. In

Bald nach seiner Erwählung zum Consulate ward er zum obersten Schiedrichter zwischen dem Fürsten von Sanct Gallen und seiner Stadt Lichtenstäg ernennt. Dieser Prozeß war nicht von der Wichtigkeit des obigen, aber er wurde mit gleicher Wärme geführt. Nicht die Grösse des Gegenstandes macht die Schwirrigkeiten, sondern die Verwicklung desselben. Der Streit ward gütlich beendigt.

„ Zeit von zwey Jahren mußte man nun den dritten Bürgermei-
„ ster erwählen; die höchste Würde fiel endlich auf meine schwa-
„ chen Schultern. Der Staat war erschüttert; er mußte zu
„ meiner Klasse von Leuten hinuntersteigen. Unersetzlich in der
„ Fähigkeit, konnten jene Männer nur in der Treu ersetzt wer-
„ den, und darinn allein kann und werde ich ihnen nachtreten.“

XX.

Joh. Jacob Breitinger, älter (*).

Den 19. April 1575. ward er in Zürich geboren. Nach dem frühzeitigen Hinscheid des Vaters im J. 1581. kam er für einige Zeit in das Haus seines Großvaters, des Statthalter Breitingers, nicht ohne Wiederstand und Selbstverlaügnung von Seite der zärtlichen Mutter. In den untern Schulklassen brachte es der verwayßte Knabe nicht weit. Unter dem Vorwand einer nöthigen Badecur nahm ihn die Mutter wider zu sich. Um ihn zum Studiren zu ermuntern, stiftete sein Großvater zuerst für ihn und hernach für alle Studirenden aus seinem Geschlechte ein beträchtliches Stipendium.

Im J. 1589. ward der Knabe von einem Wagenrade verwundet; das Fleisch ward vom Schenkel gerissen und der Beinknochen zerquetscht; nichts desto weniger kroch er seines Wegs fort nach der Schule; hernach aber sah er sich für lange aufs Krankenlager geworfen.

Im J. 1592. wollte er die Wissenschaften gegen ein mechanisches Handwerk vertauschen; nicht aus Eckel vor dem Studiren, sondern aus Mangel an Ermunterung und Hilfe. Die Thränen der Mutter vermochten

(*) S. Ulrichs Miscellanea tigurina, vierte Ausgabe, wie auch die Breitingersche Lebensbeschreibung von Lavater,

so viel, daß er mit ungewohntem Eifer zu den Büchern und in die Schule zurückkehrete. Im J. 1593. begab er sich nach Herborn; Jahrs darauf nach Marpurg und weiter nach Franecker; auf leztrer hohen Schule vertheydigte er zwo academische Streitschriften und hielt eine Rede de homine, welche gedruckt worden. Im J. 1595. hatte er sich nach Leyden begeben; des folgenden Jahrs gieng er nach Heidelberg; wegen daselbst herrschender Pestseuche saümmt' er sich nicht lange, sondern begab sich auf Basel; mittlerweile war sein einziger Bruder in Zürich gestorben; auf dringendes Bitten der Mutter kehrte er jzo nach Hause; nach seiner Einweyhung zum geistlichen Stande verheuratete er sich den 4. April 1597. mit Regula Thommann, deren Vater, Rathsherr Thommann, seit langem her mit dem Großvater unsers Breitingers in inniger Vertraulichkeit gelebt hatte. In der Lebensbeschreibung dieser würdigen Gattinn bemerkt Professor Wolf, daß der Tochtermann von seiner Schwieger, und die Sohnsfrau von ihrer Schwieger mütterlich und beynahe mehr als das leibliche Kind geliebt worden. Sogleich nach der Vermälung legte die junge Predigersfrau alle ihre ehmaligen, kostbaren Kleider und Geschmeide, „Messer, Gürteln, Korallen, „güldene Ringe“ von sich. Bey Gastmalen und Feyerlichkeiten erschien sie niemals anders als in schwarzem Gewande; ihre Gemütsart aber war nichts weniger als finster. Auch ihr Hausgeräte war äusserst gemein und einfach; die größte Freude, die ihr ihr Reichtum verschafte, fand sie darinn, daß sie jedem kleinsten Wunsche des Gatten zuvorkommen und überal rund umher viel Gutes thun konnte. In einem sieben und dreissigjährigen Ehestand war kein einziges Stündchen, wo sie gegen

den Gatten die geringste Unzufriedenheit hätte blicken lassen; weit sorgfältiger war sie für seine als für ihre eigne Gesundheit; in seinen vielen und gefährlichen Krankheiten blieb sie zur Pflege Tags und Nachts unermüdet; sinnreich verbarg sie, was ihm hätte Verdruß verursachen können; eben so sinnreich war sie, ihm durch ihre Reden und Thaten Vergnügen zu machen. Dadurch hatte sie sein Zutraun so sehr gewonnen, daß er nichts vor ihr Geheim hielt und sie in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. — Im Anfang des Ehestands, als Breitinger noch ohne Amt war, besorgte die Schwieger mit zärtlicher Unruhe, daß er ein solches Amt in der Fremde annehmen möchte: die Gattinn aber beschwor mit Heldenmute den Gatten, daß er in der Auswal eines Berufs und in seinem Lebensplane ja nicht auf die mütterliche Schwachheit Rücksicht nehmen solle; fest sey sie entschlossen, ihm willig aller Orten zu folgen. — Ungeachtet sie sich gerne mit Lesen nützlicher Bücher überhaupt beschäftigte, so laß sie doch vorzüglich gerne diejenigen, die ihr Geliebter selbst in den Druck gab. So gros ihre Känntnisse waren, so war sie doch von gelerter Praleren und von eigensinniger Disputirsucht unendlich entfernet. Im Stillen unterwieß sie ihre Dienstmägde in den wesentlichsten Religionspuncten und lehrte sie schreiben und lesen. — Das Zutraun des Gatten mißbrauchte sie so wenig, daß sie, ungeachtet des täglichen Zulaufes fremder und einheimischer, hoher und niedriger Personen, ihn gleichwol niemals durch unbescheidenen Fürwitz beleydigte. Nur wenn Leute, die wegen gegebener Aergerniß von dem Manne etwas laut und mit einiger Hitze bescholten worden, die Treppe hinabgiengen, dann besänftigte sie im Weggehn die Belaydig=

ten und goß heilendes Oel in die Wunde der Niederge- schlagenen. Indem sie auf solche Weise dem Gatten die Pflichten seines Standes erleichterte, so erleichterte sie ihm diese Pflichten auch dadurch, daß sie die Last der Oeconomie ganz allein trug. Alle besondern so wol als öfentlichen Einnahmen und Ausgaben, alle Geschäfte im Weinkeller und auf dem Kornboden überließ er unumschränkt der Fürsorge der Gattinn. Bey aller Gewissenhaftigkeit, womit sie ihr eigenes Hauswesen verwaltete, fand sie immer noch Zeit, auch für die Haushaltung ihres alten, verwittweten Vaters zu sorgen. Als dieser bey hohen Alter zu Kindern anfieng, so hätte sie ihn, zu bequemerer Verpflegung, gerne aus seinem Hause zu sich in das Haus ihres Gatten gezogen; aus Bescheidenheit aber durfte sie diesem den Vorschlag nicht thun; er vermutete den geheimen Wunsch ihres Herzens; ohne alles ihr Wissen ließ er den alten Mann nicht ohne Mühe herbeytragen. Bey der Nachricht von seiner Ankunft erschrack sie; mit Thränen eilt sie zum Gatten, fleht, daß er nicht zürne und verspricht, daß der beschweerliche Gast bald wieder solle weggeholt werden. Der Gatte eröfnet ihr nunmehr, daß er selbst den Vater habe herbringen lassen und zwar um ihn bis an sein Ende in seinem Hause zu pflegen. In süsses Erschrecken und in zärtliche Freudenthränen wurden nun bey der Gattinn die Bangigkeit und Unruhe verwandelt. Keineswegs indeß bloß auf die kindlichen und ehlichen Pflichten war ihr theilnemmendes Herz eingeschränkt; der ganzen Menschheit war es offen; Fremde und Einheimische, Gemeine und Vornemme, Junge und Alte, Gesunde und Kranke, nahe und entfernte Verwandte umfaßte sie mit all-

gemeinen

gemeinem Wolwollen; verschiedene von den ärmern Vettern des Gatten zog sie in seinem Haus auf; unentgeldlich verpflegte sie alte oder sonst kränkliche Muhmen und nahm sie mit sich in die Bäder nach Baden; von der Strasse rief sie die Bettler und besonders verwayßte, hilflose Kinder, für die sie in ihrem Hause eigne, lange, niedere Tische hatte hinstellen lassen; indem sie dieselben bewirtete, theilte sie ihren Trost und Rath mit, wie sie allenfalls durch diese oder durch andre Dienste und Arbeiten ihr Schicksal zu verlassen im Stande seyn könnten. Für die Kranken hatte sie immer eine Menge Arzneymittel und Erquikungen bereit; ohne sich zu erkennen zu geben, ließ sie ihnen in Geheim Speise, Hauptküssen, Bethen, Kleider und andre Bequemlichkeiten zutragen. Wenige Tage waren in der Woche, daß sie nicht eine Menge vertriebener Glaubensgenossen, so unreinlich sie aussahn, an ihrem eigenen Tische bewirthete; ihre Mildthätigkeit aber war nichts weniger als sectirisch und erstreckte sich eben so wol auf die lutherschen und päpstlichen als auf die reformirten Brüder. — Aller Ziererey und Modesucht war sie höchlich zuwieder; alsdenn, sprach sie, ist ein Mensch mir am willkommsten, wenn er, gleich dem Wein, gerade so ist, wie ihn die Rebe gab. — In ihren eignen Krankheiten war sie äusserst gelassen; auch bey den größten Beschweerden vergaß sie niemals der zärtlichsten Fürsorge für ihren Geliebten; eifrig belehrte sie die Hausgenossen und Dienstmägde, wie sie nach ihrem Hinscheid dem verwittweten Gatten seine übrigen Tage bequem machen könnten; immer war ihr sehnlichster Wunsch, daß sie bis ans Ende ihm aufwarten, aber doch eine Stunde vor ihm abscheiden möchte.

Und wer empfindt nicht, was für wolthätigen Einfluß eine solche liebevolle Gehilfin auf den Caracter des Gatten gehabt und wie sehr sie ihm seine Geschäfte erleichtert habe! — In dem ersten Jahre seiner Verheyratung ward ihm das Predigtamt zu Zumikon aufgetragen. — Als er hernach einmal in der Stadt bey der Abteykirche predigte, war er sogleich beym Eingang der Rede irre geworden, so daß er ganz ausser sich selbst kam; doch erholt' er sich wieder und brachte die Predigt glücklich zu Ende; mit desto eifrigem Gebethe betrat er seither die Kanzel.

Im J. 1600 ward er zum Schulhalter in der dritten, lateinischen Classe ernennt. Damals nämmlich ward man nicht so gleich zu den besten Stellen erhoben, aber auch blieb man nicht immer unbefördert bey den untersten zurücke. Nach Hans Friessen Hinscheid erhielt er die oberste Stelle bey der lateinischen Schule. In dieser Zeit wurde das Schulwesen verbessert. Aus den verschiedenen Classen bey der Abtey und beym grossen Münster wurde ein einziges, zusamenhängendes Schulsystem zusamengeschmolzen; zwischen diesen Classen und dem academischen Gymnasium ward das Mittelstudium oder Humanitäts-Collegium eingeschoben. Bey der neuen Schulanstalt wollte man unsern jungen Breitinger zum Provisor ernennen; allein er verbat es sich, weil ers für unanständig hielt, seinen eignen, ehmaligen Lehrer, Hans Collin, im Vorrange vorzueilen und so begnügte er sich mit der Aufsicht über die vierdte Schulclasse; zugleich besorgte er die Filialkirche zu Rieden. Im J. 1605. ward er, an Simlers Stelle, in dem untern Collegium zum Professor der Vernunftlehre erwälet. Wegen kränk-

licher Leibesbeschaffenheit und auf Anrathen der Aerzte war er geneigt, überal das Katheder für die Prediger-kanzel zu tauschen, um so viel mehr, da ihm das Predigen sehr viele Mühe machte und er allemal die Nacht vorher, ehe er öfentlich auftrat, schlaflos zubringen mußte.

Während der Sommerferien im J. 1611. begleitete er einen vornemmen Jüngling, den Sohn Heinrich Werdmüllers, nach Genf. Sogleich nach seiner Abreise verbreitete sich das Gerücht, er habe sich wegen der herrschenden Seuche entfernet; schon ward er mit obrigkeitlicher Ahntung bedroht; so sehr war jedermann gegen ihn erbittert, daß seine Gattinn nicht mehr ausser dem Hause gehn durfte und auch die besten Freunde keine Entschuldigung anhören wollten. Sorgfältig indeß ward durch die Klugheit der Gattin vor ihm das Geschrey verborgen, und, ohne davon etwas zu hören, kam er wieder glücklich nach Hause. In dieser Zeit waren in der Stadt und in den umliegenden Gegenden bey 5600 Menschen gestorben. In allen Stadtquartireu ward er vor andern Pfarrern aus zu den Kranken berufen; ungeachtet er Tags und Nachts unter Todten und Sterbenden lebte, so sah er sich immer vor Krankheit verwahret.

In obigem Jahre 1611. ward er den 17. Wintermonat zum Diacon, oder (wie man sich aus besondrer Achtung gegen ihn ausdrückte,) zum zweiten Pfarrer bey St. Peter ernennt. Den Religionsgesprächen, welche im J. 1613. bald zu Wedenschweil, bald zu Grüningen mit den Wiedertaüfern gehalten wurden, wohnte, nach obrigkeitlichem Auftrag, unser Breitinger auch bey. Nicht weniger durch sanftes und leutseliges Betragen als durch Beredsamkeit und gründliche Vorstellungen hatte er viele

unter den Irrlehrern gewonnen. Im J. 1613. ward er zum ersten Stadtpfarrer in Zürich und zum Vorsteher der zürcherschen Kirchen ernennet.

Unmittelbar vorher wurde sein Amtseifer und seine Pastoralklugheit durch ausserordentliche Vorfälle geprüft. Ein angesehener Rathsmann bildete sich ein, daß ihn des Nachts der Teufel wegholen werde; der Mann kündigte es selbst an; schon hatte er seinen letzten Willen in Ordnung gebracht und wegen Erziehung seines einzigen Knaben die angemessensten Anstalten getroffen; je vernünftiger er über alles andre redete, je klüger seine übrigen Maßregeln waren, desto mehr befremdete seine kaltblütige Versicherung, daß er sich mit dem Teufel vereiniget habe. Breitinger begab sich zu ihm; je näher die Zeit der Mitternacht heranrückte, desto mehr erschracken die Hausgenossen und endlich hatten sie sich alle entfernet; Breitinger blieb allein noch, unter andächtigen Gebethern und Betrachtungen; die Glocke schlug zwölf Uhr und auf den ersten Streich kam der Kranke wieder zu rechte; die Fieberhitze wurde vermindert; er erinnerte sich, daß er vormals allerley Teufelsmährchen gelesen habe, und nunmehr begrief er, daß ihm diese bey seiner Krankheit den Kopf verwirrt haben. — Ein andermal ward Breitinger zu einem ehrlichen Weibe berufen, welches sich selbst für eine Unholdin erklärte. Anfangs stellt' er sich, als ob er ihr glaubte; er bettete mit ihr, und auf ihr Begehren versprach er ihr, die Sache an den Bürgermeister zu weisen; je weniger er geradezu ihre Einbildungen bestritte, desto mehr ward sie beruhigt, so daß sie endlich nach und nach wieder zu sich selbst kam. — Eben so brachte er einen achzigjährigen, kranken Mann

wieder zu rechte, der sich selbst ehmals begangener Sodomiterey beschuldigte. Breitinger sagte ihm: der Magistrat habe seinen Handel untersucht und ihm wegen seiner Reu und seines hohen Alters mit der Gefangennehmung verschonet; der Wahnsinnige ward dadurch beruhigt und gestand hernach, daß sein vorgegebenes Vergehn leere Einbildung gewesen.

In dieser Zeit hatte Breitinger grosse Beschweerde von einem Geschwür in der Kehle; er verlor die Sprache und schon redeten die Wundärzte von einer Operation, die mit Lebensgefahr begleitet seyn würde; mittlerweile befanden sich verschiedene Rathsglieder in seinem Zimmer; in der Meynung, daß er schlafe, erzälten sie einigen Anwesenden ganz lustige Histörgen aus der Rathsstube; der Kranke hörte zu, wußte den Ungrund dieser Histörgen und auf einmal glaubte er vor lautem Gelächter zu zerplatzen; zugleich öfnete sich hiebey das Geschwür und unvermerkt kam er wieder zur vorigen Gesundheit.

Nicht geringer war sein Einfluß in die Angelegenheiten des Staates als in die Angelegenheiten der Kirche. Im J. 1612. trug er nicht wenig bey zu der Verbindung der beeden Kantons, Zürich und Bern, mit dem Margrafen von Baden. Im J. 1613. konnte er zwar die Errichtung des französischen Bündtnisses nicht hindern, indeß gelang es ihm mit seinen geistlichen Brüdern, den schon gemachten Entwurf zum Aufenthalte eines französischen Gesandten in Zürich zu hintertreiben; eben so eifrig wiedersetzte er sich dem Aufgebote zweyer Regimenter, die der König in Frankreich von den Zürchern verlangte; daß er nicht ohne Grund dem Bündt-

nisse mit Venedig entgegen gewesen, zeigte sich gar bald, als dieser Freystaat im J. 1616. mit Oesterreich in Zerwürfnis und eben dadurch der Kanton Zürich in grosse Verdrüßlichkeiten gerathen.

Auch in den benachbarten Kantons war Breitingers Einfluß sehr groß. In Bern wollten die Professoren die Pfarrer von aller Aufsicht über das Schulwesen entfernen. „ Zu diesem Ziel zu gelangen, heißt es in Breitingers handschriftlicher Lebensbeschreibung, machten „ ihnen die Leser (Professoren,) bey etlichen Gewaltigen einen Anhang; deßgleichen an den Mahlzeiten „ und sonst, wo sie zu Rede kamen mit dem gemeinen, „ unwüssenden Volke, verkleinerten sie die Pfarrer ziemlich unfreundlich, mit vermelden, mit Teutschen teusch, „ mit Welschen welsch reden, könne jeder Schneider „ und Schumacher: hingegen sie, die Leser, lehren „ die hohen Hauptsprachen, lateinisch, griechisch und „ ebräisch, wie auch die sieben freyen Künste und „ s. w. darum gebühre der Nammen der Gelehrten „ eigentlich ihnen, und nicht denen, die nur reden in „ ihrer angebohrnen Muttersprache. “ — Daraus entstanden gefährliche Partheyen; durch wiederholte Zuschriften von Zürch aus suchte sie Breitinger zu besänftigen; nach fruchtlos angewendter Bemühung schickte er das letzte, ausführliche Schreiben; dasselbe ward zu Bern vor dem grossen Rathe verlesen und hierauf erkennt: daß die Lehrer sämmtlich, auf Kanzel und Katheder, wie bisher, den gleichen Rang und Stand haben sollen. Auf die Absönderung hatten einige arminianischgesinnte Professoren gedrungen, in Hofnung, daß sie, nach Entfernung der Pfarrer, desto freyer ihre Meinun-

gen unter der studierenden Jugend werden ausbreiten können.

Im J. 1618. wurden die IV. reformirte Kantons der Eydgenoßschaft so wol von den General-Staaten als von Prinz Mauriz und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau eingeladen zu der Synode nach Dordrecht. Bevor man sich zur Annahme der Einladung verstehn wollte, wurden verschiedene Rathsversammlungen und Tagleistungen gehalten. In den ersten, theologischen Bedenken, welches auf Befehl der Obrigkeit die zürchersche Geistlichkeit eingab, heißt es: „ Wenn man die fünf wich„ tigsten Streitpuncten, zu deren Behandlung man die „ Synode versammelt, nämmlich die Gnadenwal, die „ Kraft des Todes Christi, den freyen Willen des Men„ schen, die Würkungen der göttlichen Gnade und die „ Beharrung im Glauben betrachtet: so sind diese Ge„ genstände noch gar spitzig und dunkel. Denn von „ allen solchen Geheimnissen ist je und allwegen von „ christlichen Lehrern nicht gar durchaus auf einerley „ Gattung und mit gleichen Worten geredet worden: „ da aber nichts desto weniger die Einigkeit, Fried und „ Ruhe gar wol bestehn mögen. “ — Ueberhaupt wurden gegen die Theilnehmung an der Synode grosse Einwendungen gemacht. Zum voraus sah man, daß die Flamme der Zwietracht nicht nur nicht werde gelöscht, sondern sehr leicht von Holand aus auch über die Eydgenoßschaft selbst verbreitet werden. Auf wiederholtes, dringendes Ansuchen des niederländischen Gesandten, Peter von Brederode, wurden alle Schwirrigkeiten besiegt. Von den IV. reformirten Kantons wurden also theologische Legaten nach Dordrecht geschickt; von Bern aus

Dr. Rütimeyer; von Basel Dr. Beck und Dr. Meyer; von Schafhausen Pfarrer Koch; an ihrer Spitze Antistes Breitinger von Zürich. Breitinger verreisete den 29. Sept. 1618. In seinem Gefolge waren Heinrich von Schaünis, Doctor der Arzneykunst; Marx Stapfer als Seckelmeister der Reise! Hans Heinrich Waser, als Secretair; Jacob Tanner, obrigkeitlicher Reuter mit der Geleitsbüchse. Unterwegs stiessen die eydgenössische Legaten zusammen. In Basel wurden sie von der hohen Schule bewirthet; auch in Colmar wurden sie von der Regirung kostfrey gehalten; zu Heidelberg wurden sie bald bey Hofe, bald von dem niederländischen Gesandten, bald von der hohen Schule bewirthet. Den 21. Oct. langten sie glücklich in Dordrecht an und wurden von dem Bürgermeister von Bevern und einigen Abgeordneten des Rathes, wie auch von den niederländischen Theologen bewillkommet. Sogleich wurden ihnen die Reiseunkosten bezalt und freye Wohnung und Tafel angewiesen. Sehr eifrig behauptete in den Synodalversamlungen Breitinger die alten orthodoxen Lehrsäze; je mehr sich die Arminianer hinter einigen Worten und Redensarten des Antistes Bullingers zu verschanzen suchten, desto sorgfältiger war Breitinger in Vertheydigung der bullingerschen Rechtglaübigkeit.

Nach Vollendung der Synode beschenkten die General-Staaten jeden der eydgenössischen Theologen mit einer Schaumünze, von 37 Ducaten an Werthe, nebst einem Stück Atlaß, worauf die Synodalversamlung gar künstlich abgedruckt war. Zur Heimreise liessen sie denselben 4000 brabantische Gulden zalen. Mit den Bemühungen unsers Breitingers war die Obrigkeit in Zürich

so wol zufrieden, daß sie ihn mit vier schönen, vergüldten Gefässen beschenkte. So schmeichelhaft für ihn dieses Geschenk war, so gewissenhaft wieß er sonst solche von sich. Sehr gewohnt waren zu seiner Zeit die so geheissenen Badenschencken; alles that er zur Abschaffung dieses geldfressenden Mißbrauchs. Als er sich der Gesundheit wegen in den Bädern zu Baden aufhielt, verabredeten sich, ausser einer Menge andrer begüterter Bürger, auch die 200 Glieder des Rathes, daß ihm jeder einen Ducaten zum Badgeschencke darschiessen sollte; er erfuhr es und inständig verbat er sich bey dem Bürgermeister diese Beschenkung. — Wie lieb er seinen Mitbürgern gewesen, zeigte sich bey seiner Zurückkunft aus den Niederlanden; biß nach Eglisau waren ihm 64 Bürger, geistlichen und weltlichen Standes, zu Pferde entgegen geritten; von Bülach bis in die Stadt waren alle Strassen dicht mit Volke besäet und unter frohlockendem Geschrey kam er wieder nach Hause. In der That war seine Zurückkunft für das Vaterland mit neuem Segen begleitet.

Im J. 1619. war zwischen den Kantons, Bern und Freyburg, ein Zwist wegen freyer Religionsübung in ihren gemeinschaftlichen Herrschaften entstanden; bey dieser Gelegenheit schrieb Breitinger einen sehr bündigen Aufsatz, wie höchst nothwendig es sey, daß Bern und Zürich immer aufs genauste vereinigt bleiben.

Im J. 1622. drang er sehr eifrig auf die Unterstützung der bündtnerschen Bundesgenossen, welche von Spannien und Oesterreich übel geplagt wurden; auch bewog er die Obrigkeit zu Einführung vieler guten Polizey und andrer gemeinnützigen Anstalten, besonders

auch zur Aufrichtung der so geheißnen Practicirordnung gegen die eingeschlichenen Bestechungen und Ränke. Bey den Gefahren des dreyssigjährigen, teutschen Krieges übergab er im J. 1624. dem grossen Rathe den ersten Entwurf zur Stadtfortification, welcher aber erst achtzehn Jahre hernach ausgeführt wurde. Auf sein wiederholtes, dringendes Anhalten führte man im J. 1628. auf dem Rathhause zu Erzielung ungehinderter Wahlfreyheit, die heimliche Mehrheit ein. — In dieser Zeit wurde die alte Gutsteuer erneuert; von jeden 100 Gulden wurden 4 Schillinge bezalet.

Im J. 1631. machten der Bischof von Constanz und der Abt von Sanct Gallen trotzige Ansprache an das Matrimonial- und an das Collaturrecht im Thurgäu und Rheinthal; sie erwarteten Beystand vom Kayser und von den V. catholischen Kantons. Wie nachdrücklich sich ihnen Breitinger wiedersetzt habe, sieht man aus seinen Vorträgen vor dem Senate in Zürich, aus seinen Sendschreiben an die Rheinthaler und an die Kirchen zu Bern, Schafhausen und Basel. Auf der Kanzel sprach er hierüber mit so wenig Schonung, daß er deswegen vor einer obrigkeitlichen Committee zu Rede gestellt wurde. Er verantwortete sich aber so gut, daß er seither von Stunde an bey allen Verhandlungen, dieses Handels wegen, zu Rathe gezogen wurde.

Mittlerweile war im Namen des französischen Königes der Herzog von Rohan den bedrängten Bündtnern zu Hülfe gekommen. In Zürich ward er, an der Spitze der Geistlichkeit, von Breitingern bewillkommet. Durch des Herzogs Vermittlung ward der Vertrag vom Jahr 1632 errichtet; Kraft dieses Vertrages wurden die refor-

mirten Kirchen im Thurgaü und Rheinthal beruhigt.

Der siegreiche König in Schweden, Gustav Adolph, verlangte eine Verbindung mit den reformirten Kantons (*); um nicht das Mißtrauen ihrer catholischen Eidsgenossen zu reizen, hatten sie sich standhaft geweigert. Breitinger ward an den schwedischen Gesandten, Ritter C. L. Rasche, nach Königsfelden geschickt; er brachte es so weit, daß dieser von seinem Begehren abstand, und dadurch wurden im Vaterlande gefährliche Unruhen verhindert. Zum Zeugniß seiner Zufriedenheit beschenkte Breitingern der Gesandte mit dem zweyfachen Bilde des Königs, das eine von Oelfarbe, das andre in Golde.

Im J. 1634. übergab Breitinger der Obrigkeit eine genaue Bevölkerungsliste so wol von dem zürcherschen Kanton, als auch vom Thurgaü und Rheinthal.

Im Toggenburg drang der Abt von St. Gallen auf gänzliche Unterdrückung der protestantischen Lehre. Zur Beylegung des Zwistes hatten die reformirte Kantons ihre Abgesandten nach St. Gallen geschickt. Sehr dringend empfahl ihnen Breitinger die Angelegenheiten des Toggenburgs. Hiebey bediente er sich unter andern folgenden alegorischen Vortrages.

„ Nach dem Hinscheid der leiblichen Mutter hatten
„ die verwayßten Kinder (d. i. die Toggenburger) eine
„ Stiefmutter (d. i. die nachherige Regierung des Ab-

(*) S. Hottingers handschriftlichen Thesaurus D, 14. f. 450.

„ ten,) bekommen. Anfangs war diese Stiefmutter „ freundlich, hernach aber je länger je strenger. Die „ einen von den Kindern entflohen; die andern sahen sich „ durch Zwangmittel an tirannische Verwandte der „ Stiefmutter verheurathet; die übrigen riefen endlich „ ihre nächsten Basen (d. i. die protestantischen Kan„ tons) zu Hilfe. Diese redten zum Frieden. In ihrer „ Gegenwart forderte die Mutter ihre Stiefkinder auf, „ daß sie nun ihre Klagen vorbringen sollten. Diese „ kannten die mütterliche Strenge und wenig durften sie „ sich auf den Beystand der Basen verlassen; die guten „ Waysen verstummten. Jzt stand die Mutter auf und „ sagte: Wenn also Ihr selbst keine Klagen wieder mich „ habet, so klage ich nunmehr Euch an; zugleich warf sie „ ihnen schwarzen Undank und Mangel an Gehorsam „ vor. Das Herz war den Kindern groß und ihre Au„ gen schwammen in Thränen, allein sie durften nicht „ reden. Das Stillschweigen ward von den Basen als „ Geständniß erklärt; sie gaben den Kindern Ermahnun„ gen und nahmen freundlich Abschied von der Mutter; „ man hielt ein frölisches Valetmal: den Waisen aber „ war nach einer solchen Intercession wenig geholfen.“

In obigem Jahr 1634. hatte Breitinger seine würdige Gattinn verlohren. In dem lezten Willen hatte sie den von ihrer Base, Agnes Tommann gestifteten Fond zu Büchern für arme Studierende durch ihren Beytrag vermehrt. Dieser Todesfall gieng dem Wittwer so nahe, daß er im J. 1635. in eine gefährliche Krankheit fiel.

Nach seiner Wiederherstellung gieng seine erste Sorge auf Bereicherung des Seminariums, damit in demsel-

ben, besonders die studierende Söhne wenig begüterter Landgeistlichen versorgt werden möchten.

Im J. 1637. kam Hans Conrad Werdmüller wieder nach Zürich. Als ein Knabe hatte er sich zu Lyon in ein Kloster verirrt. In geheim ward er daselbst erzogen und bey reiferm Alter that er das Ordensgelübde. Nach langen und wiederholten Religionsgesprächen mit Breitingern, warf er nunmehr die Minoritenkutte von sich.

Im J. 1642. wurde der Grund zu den Befestigungswerkern gelegt und von diesem Vorhaben in allen vier Pfarrkirchen gepredigt.

Mit heranrückendem Alter hatten sich Breitingers Leibesbeschwerden vermehret. Im J. 1643. ward er vom Schlagflusse getroffen; hernach ward er vom Steinschmerzen geplaget. Als er den 26. März 1645. aus der Frühpredigt heimgehen wollte, überfiel ihn im Kreuzgang ein neuer Schlagfluß; im Chorherr Suters Begleite kam er nach Hause; im Lehnstul waren seine lezte Worte: Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!

Er hinterließ keine Leibeserben; unter seinen Vermächtnissen waren 1500 Gulden ad pias caussas.

Das Kirchenarhiv in dem Pfarrhause zum grossen Münster hat ihm den Anfang zu danken. Mehrere seiner Schriften sind niemals im Drucke erschienen; unter diesen sind seine öffentlichen Vorträge vor Rath und vor der Synode, wie auch seine Lebensbeschreibung, und seine Acta der dordrechter Synode vielmal copirt worden.

Unter den gedruckten Schriften erwähnen wir z. B. einige Uebersetzungen aus dem Plutarch; ferner Auslegung des h. Unser Vaters; verschiedene Predigten; Tractat vom alten und neuen Glauben; Bedenken von Comödien und Spielen; Bericht von den Wiedertaüfern; verschiedene seiner Synodalreden in den Miscell. tigurinis; Bericht von der h. Schrift und ihrer Auslegung u. m. a. die man in Hottingers Biblioth. tig. nachschlagen kann.

XXI.

Joh. Jacob Hottinger. (*)

Das Licht erblickte er den 1. Christmonat 1652. Im fünfzehnten Jahr des Alters verlor er seinen Vater, den berühmten Heinrich Hottinger. Sehr jung hatte er die Schrift de Spiritu prædicante Spiritibus in Carcere verfertigt und öfentlich verthaydigt. Im J. 1672. begab er sich zur Fortsetzung der Studien nach Basel und hernach im J. 1675. nach Genf. Bey seiner Zurückkunft in Zürich ließ er sich im J. 1676. in das Predigtamt aufnemmen. Im J. 1680. ward er Pfarrer zu Stallikon. Zu gleicher Zeit verheurathete er sich mit einer Tochter des damaligen Professor Lavaters.

Auf dem litterarischen Kampfplatz erschien er zum ersten male gegen den Mönch Marianus Schottus, der ihn durch Invectiven so wol gegen den zürcherschen Catechismus als gegen seinen seligen Vater zur Gegenwehr aufrief.

Im J. 1686. ward er zum Diacon beym grossen Münster in Zürich erwält. Die Erholungsstunden wiedmete er dem Studium der helvetischen Kirchengeschichte. Mit Supplementen bereicherte er die Kirchengeschichte des Vaters. Wie geschickt er zu solcher Unternemmung

(*) S. Tempe Helvet. T. II. Sect. I. §. 7.

gewesen, beweißt seine Wiederlegung des Sforzia Pallavicinus vom J. 1692. Die Ausfälle andrer Klostermänner, z. B. Gerold Wielands und Caspar Langen verdoppelten seinen Eifer in Bearbeitung der helvetischen Kirchengeschichte. Von 1698. biß zum J. 1707. umfaßte er diese in drey Quartbänden, von Entstehung des Christenthums in dem Vaterlande bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; noch im Greisenalter fügte er im J. 1729. den vierdten Band bey. Dieser begreift die Kirchengeschichte seiner Zeit in sich, wie auch Zusätze zu den vorhergehenden Büchern.

Im J. 1698. erhielt er, nach Joh. Heinrich Heideggers Hinscheid, den theologischen Lehrstul. Seine Antritsrede handelte von dem Vorzug der reformirten Gottesgelehrtheit vor der papistischen. Damals schien die Polemick ein nothwendiges Uebel. Auch selbst nach Beylegung des einheimischen Religions - Krieges im J. 1712. hörten die Streitigkeiten der Gelehrten nicht auf. Im J. 1717. gieng Joh. Baptista Dillier, ein Jesuit von Sarnen ob den Wald so weit, daß er in seinen sogenannten Horologium arithmetico-morale der reformirten Kirche den Untergang drohte. Des prophetischen Anagramatisten ungeachtet, erschien nunmehr für Zürich die erfreüliche Epoche des Reformations - Jubiläums. (*) Dasselbe ward am Neujahrstag 1719. und Tags darauf durch öfentliche Predigten gefeyert; auch wurden verschiedene, academische Reden und Disputationen gehalten. Bey leztern ward jedermann, Fremden und

(*) S. Biblioth. Bremens. T. III. s. 492.

und Einheimischen, zu opponiren Erlaubniß gegeben. Erst nachher schrieb ein Jesuit von Lucern gegen Scheuchzer und Hottinger, von denen er bald durch Gegenschriften zum Stillschweigen gebracht wurde.

Während, daß sich die zürchersche Kirche gegen äussere Anfälle in Sicherheit setzte, gährten innere Zwiste in ihrem eigenen Schosse. Seit langem her nämmlich hatte die Intoleranz der Scholastick die Seele in Fesseln geworfen; zugleich mit diesen zerbrach der Fanaticismus auch selbst die heiligsten Bande. Um so viel mehr glaubten sich die Reformirte verpflichtet, da bey geringster Aufkeimung sectirischen Unkrautes die Katholicken sogleich zu schreyen anfiengen, daß der Landesfrieden nicht drey oder mehrere, sondern nur zwo Religionen gestatte.

Ends des XVIIten und Anfangs des XVIIIten Jahrhunderts hatte sich die Schwärmerey von Bern aus über Zürich und die benachbarten Gegenden verbreitet. Eine Art Inquisitionsgericht ward hie und da gegen die Sectirir niedergesetzt. „Ein solches Gericht, schreibt Crousaz, (*) „hatte Vollmacht zu allen möglichen Nachforschungen; von demselben wurden die einen ihrer Aemter „entsetzt, die andern ins Gefängniß geworfen, des Landes verwiesen oder noch härter gebüsset; den Einen „entzog man die Verwaltung der Güter, dem Andern „die Fürsorge für die Erziehung der Kinder.“ Ausser Toggenburg, Appenzell, St. Gallen, Schafhausen u. a. war auch Glarus von schwärmerischen Ausschwei-

(*) S. Memoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. s. 40.

fungen bedrohet. Unterm $\frac{8}{19}$ Nov. 1710. gelangte von dasigen Geistlichen ein Schreiben an Zürich: Obs nicht dienlich seyn würde, zur Herstellung der Rechtglaubigkeit eine Kirchenversamlung für die evangelischen Kantons ausschreiben zu lassen? Noch empfand man indeß allzulebhaft die Unruhen, welche sowol die Dordrechtersynode als auch seither der helvetische Consensus verursacht hatten: daher ließ es, auf Hottingers Eingeben, der zürchersche Kirchenrath dabey bewenden, in allgemeinen Ausdrücken den Eifer der Glarner zu loben und anbey durch ein Kräisschreiben die Prediger des Kantons aufzufodern, einerseits daß sie auf die Schwärmer ein wachsames Auge richten, anderseits daß sie durch das Beyspiel eines ehrbaren Wandels dieselben gewinnen. Unter andern angesehenen Personen, welche in Zürich den Pietismus begünstigten, befand sich vorzüglich ein Haupt des Staates; ungeachtet seiner Känntnisse und seines wolmeinenden Eifers wurden die besten Absichten dieses ausserordentlichen Mannes durch den Ungestümm seines Temperamentes vereitelt. Bald in politische, bald in religiose Schwärmereyen gestürzt, sah er sich endlich aller Ehrenstellen und des Bürgerrechtes selbst beraubt. Indem er mit seinen Anhängern den verdorbnen Zustand des Staats und der Kirche aufdeckte, schlug er Heilmittel vor, die eben so gefährlich waren als die Krankheit selbst. Je grösser sonst die Verdienste dieser Leute, je rührender ihre Beredsamkeit, je hellenchtender ihr Beyspiel gewesen, desto verführerischer waren ihre Lehrmeinungen; indem sie sich auf Inspirationen verliessen, konnten sie sehr leicht blinde Triebe und leere Traümereyen vergöttern; durch dreiste Ankündigung naher Strafgerichte und Ankunft des tau-

sendjährigen Reiches schienen sie zu politischen Verwirrungen Anlaß zu geben; je fürchterlicher vormals die wiedertäuferschen Unruhen gewesen, desto eifriger suchte man nunmehr ähnlichen Unruhen im ersten Keim zu begegnen. Bey allen diesen Händeln hatte sich Hottinger als grossen Zeloten für die Erhaltung der rechtglaubigen Lehre bewiesen. Wenn andere durch aüssere Zwangmittel, so suchte er durch belehrende Schriften die Verirrten zurück zu führen. Im J. 1715. edirte er in teutscher Sprache die Schrift von dem Zustande der Seele nach dem Tode, sammt beygefügter Wiederlegung der Lehre von der Begnadigung der gefallenen Engel und der verdammten Menschen. Im J. 1716. die unverfälschte Milch der christlichen Lehre, wie auch Nachrichten und Warnungen wegen dermal im Schwange gehenden, übelgenannten Pietismus. Im J. 1717. die Versuchungsstunde über die evangelische Kirche durch neue, selbstlaufende Propheten. In letzterm Buche findt man Nachricht von den damaligen, pietistischen Unruhen in Zürich. Wie günstig diese Schriften von der Obrigkeit aufgenommen worden, mag folgende hohe Erkanntniß des Rathes beweisen.

„ Bey Anlaß der von Herrn Lieutenant Geßner eingegebner Dedicationsschrift der beyden schönen von „ Herrn Theologus Hottinger wieder den Pietismus und „ andre Irrtümmer in Druck ausgegebene Tractaten „ haben meine gnädige H. Herren in Betrachtung dieses „ Werkes Fürtreflichkeit und Nutzbarkeit wol ermeldten „ Herren Theologus für seine hiebey gehabte, grosse „ Bemühung und bescheinte, ruhmliche Dexteritæt ihr „ hierab tragend bestes Vergnügen und obrigkeitliches

„ Dank, als hiemit beschieht, bezeugt. Actum Mittwo„ chen den 1. Sept. 1717. Coram Senatu.

An den Buchhändler gelangte folgende Erkanntniß:

„ Dem Herrn Leutenant David Geßner haben M. „ Gn. HHerren für die beyde, aus obrigkeitlichem Be„ fehl durch den Druck publicirte Tractatus, mit wel„ chen er meinen Gn. HHerren R. und B. seine ehren„ bietige Aufwartung gethan, ein hundert Reichsthaler „ zu einer wolverdienten Honoranz verordnet. Actum „ Mittwochen den 1. Sept. 1717. coram Senatu. “

Ausser diesen Kontroversen war auch die Vereinigung der Protestanten ein Gegenstand, welcher Hottingern ausserordentlich beschäftigte. — Daher eine Menge academischer Streitschriften über die Gnadenwal und über die damit verwandte Gegenstände, in welchen er freylich ängstlich genug die Lehrsätze so wol der Synode von Dordrecht als des helvetischen Consensus vertheidigte. Diese letztre Schrift wurde von den Corpore evangelico zu Regenspurg als eine Hinderniß der protestantischen Vereinigung erklärt. (*) Den 21. Febr. 1722. schrieb deswegen der König in Preussen an sämmtliche, evangelische Kantons, daß man sich nicht mehr so strenge zu Unterschreibung dieser Lehrformel verpflichte, sondern sich lieber allein an die helvetische Glaubensbekenntniß halte. In gleichem Tone schrieb auch der König von England. In Basel und in Appenzell wurde gerade zu der Consensus bey Seite geschaft; in Bern hinge-

(*) S. Joh. Jac. Hottingers hel. Kirchengeschichte, Th. IV. f. 268. wie auch Crousaz Memoires. Amst. 1726.

gen ward er von Rudolfi, und in Zürich von Hottinger noch immer begünstigt. An letzterm Orte wurde den 21. Jul. 1722. vor dem grossen Rathe erkennt, daß sich zwar die Kandidaten durch ein Handgelübd zur Beybehaltung dieser Lehrformel verstehen, indeß selbige nicht mehr unterzeichnen sollen. — Auf wiederholte Zuschriften der Könige von Preussen und von England, antwortete die gesammte, evangelische Eydgenoßschaft unterm 17. Brachm. 1724. „Wir haben keinen Gewissenszwang noch andere Härte auszuüben uns entschlossen; die Formel wird niemand als Glaubensartickel aufgedrungen, sondern lediglich für eine Vorschrift in der Lehre gegeben, wieder welche unsere Geistliche nicht lehren sollen, zu Erhaltung der unter uns von der Reformation hergebrachten Uniformität in der Lehre u. s. w."

Seine eigentlichen Gesinnungen hat Hottinger im J. 1720. in dem Anhang zu dem nähern Entwurf von der Vereinigung der Protestanten, wie auch im J. 1721. in der Dissertat. irenica de Veritatis & Charitatis in ecclesia Protestantium connubio an den Tag gelegt. Im J. 1723. gab er in lateinischer Sprache die Geschichte der Formula Consensus, und in teutscher Sprache die Vertheydigung ihrer Lehrsätze heraus; in gleichem Jahre die biblisch-chronologischen Abhandlungen; im J. 1727. die Geschichte der Lehre von der Gnadenwal oder Fata doctrinæ de prædestinatione & gratia. — So groß Hottingers historische- und scholastische Känntnisse gewesen, so wenig wagte er die geringste Abweichung von dem hergebrachten Systeme; überal schien ihm jede Neuerung gefärlich; Baylens Schriften empfahl er unter

anderm auch darum, weil sie, nach seiner Meynung, die Schwachheit der menschlichen Vernunft in gänzlicher Blösse darstellen. Die Studenten beschwor er, daß sie sich ja nicht zur Ausbreitung des copernikanischen Lehrgebaüdes hinreissen lassen. — Wie mancher Gelehrte, der, bey noch so ausgebreiteter Einsicht, sich nicht immer über die Denkart seiner Zeitgenossen empor schwingt? Nicht nur indeß bloß als Gelehrter, auch als Bürger hatte Hottinger ausserordentliche Verdienste; nicht weniger trug er bey zur Beylegung der politischen als der kirchlichen Unruhen; auch auswärts ward er als Orakel zu Rathe gezogen; sehr wichtig sind seine Briefwechsel über den Wettsteinschen Prozeß mit den Basler-Gelehrten, wie auch die ungarschen, pfälzische und andre Briefe, die sich nebst mehrern seiner Handschriften theils auf der carolinischen Stiftsbibliothek theils in den Händen Prof. Hottingers befinden. Dieser sein würdiger Nammenserbe besitzt unter anderm verschiedene Briefe an selbigen von Leibnitz, Seckendorf, Spanheim, Ludolph, Jablonsky, Naude, Fabritius, Trigland, Witsius, Lampe, Hasäus, Roel, Crenius, Bignon, Türretin, Bourget, Basnage, Osterwald, Ancillon, Jäger, Pfaff, Heumann, Wettstein, Buxtorf, Werenfels, Grynäus, Iselin, u. n. a.

Bis in sein drey und achtzigstes Jahr blieb Hottingen ungemein thätig; ohne Schmerzen und mit sanfter Ruhe gab er den 18. Decemb. 1735. den Geist auf.

XXII.

Joh. Jacob Zimmermann.

Er wurde den 10. December 1695. in Zürich gebohren. Anfangs nahm er in den Schulen schlecht zu. Weniger der Verstand als das Gedächtniß wurden geübet. Die Dörne und Disteln der Sprachkunst schreckten ihn ab von dem Studium der Sprachen; das Licht der Weisheit verbarg sich vor seinem Auge unter dem Nebel verjährter Scholastick. Sehr willkomm schien ihm der einheimische Krieg vom J. 1712. Nach seiner Meinung gab er ihm Anlaß zur Verlassung der Schule. Würklich zog er mit seinem Vater, einem Feldarzt, ins Lager. Bey der Zurückkunft erklärte er sich, daß er gerne den Beruf eines leiblichen Arztes dem Beruf eines geistlichen vorziehen möchte. Die Mutter aber wiedersetzte sich aus allen Kräften dem Vorsatz; aus kindlicher Liebe entsprach er ihrem eifrigsten Wunsche. Selbst gestand er hernach, daß nichts anders als das vermeinte, lustige Leben der Barbiergesellen ihn zur Auswahl ihrer Lebensart gereizt habe. Seither reüte es ihn niemals, daß er sich dem geistlichen Stande gewiedmet hatte. In dem Gymnasium lernte er wenig; bey Hause las er die Schriften eines Locke und Clericus, Werenfels und Türretins; auch studierte er fleissig die Theologie des Limborchs; seinem orthodoxen Professor war dieses zuwieder; indeß war er hieran selbst Schuld, weil er durch Anführungen und

Wiederlegungen den Jüngling auf solche Bücher aufmerksam machte. Am meisten lernte er aus dem Umgange des Pfarrer und Professor Ulrichs. Bey aller Hochachtung indeß für seine moralischen so wol als gelehrten Verdienste hatten ihm immer die überhaüften Blumen und Figuren in seinen Predigten mißfallen; auch nahm er die Freyheit seinem Lehrer zu sagen: Nur durch Ueberzeugung werde dauernder Eindruck bewürkt; durch Luxus der Wohlredenheit könne wohl flüchtige Taüschung, nicht aber bleibende Besserung erfolgen. Und Ulrich war zu groß, um sich durch jede Einwendung, und wenn auch von einem Schüler, entehret zu glauben.

Je reifer Zimmermanns Geist ward, desto mehr fand er Geschmack am Lesen der Alten. Zufälliger Weise hatte sich seine Neigung zu den Studien einerseits beym Durchblättern des gelerten Büchersaals, anderseits bey Werenfelsen Abhandlung de Logomachiis eruditorum vermehret. Bey letztrer Schrift gieng ein neues Licht in seinem Kopf auf. Uebrigens war seine Lectüre sehr tumultuarisch; zu gleicher Zeit beschäftigte er sich mit Locke und Poiret, mit Malebranche und Clauberg; bey wiederholtem Lesen zog er allen andern Locke weit vor. Damals wußte man von der wolfianischen Philosophie noch gar nichts. In ältern Jahren studierte er sie; besonders gefiel ihm die Bestimmtheit der Erklärungen sehr wol; allein in Absicht auf die Lehre von der besten Welt, vom Ursprung des Bösen, vom Reiche der Geister u. s. w. schien ihn Wolf eben so wenig als viele andre zu befriedigen; immer glaubte er, daß diese Untersuchungen niemals zu völliger Evidenz werden können gebracht

werden. Je mehr hiebey heftige Zwiste zu entstehn pflegen, desto weniger wollte er sich mit solchen Nachforschungen beschäftigen. Mit Lust durchblätterte er Bernards, Basnage, Baylens periodische und andre Schriften.

Nach Vollendung der academischen Laufbahn wünschte er die Studien auch auswärts fortsetzen zu können. Aus Mangel an Glücksgütern, bat er, nach Gewohnheit, um obrigkeitliches Reisegeld; da er wegen allzufreyer Denkart verdächtig war, so erhielt er nicht mehr als 50 Thlr. Mit Empfehlungsschreiben von oben erwähntem Professor Ulrich gieng er im J. 1718. zu Lampe nach Bremen. Lampe verschafte ihm eine Informatorstelle in dem Hause Herrn Barckey, eines vornemmen Handelsmanns. Obgleich er schlecht gehalten und bezahlt wurde, so duldete er sich gleichwol zwey Jahr lang. Auf Hasäus Anrathen las er des Vos Libellum de Ellipsi &c. Vigerus de Idiotism. linguæ græcæ, Glassius Philolog. Sacr. Capellus Critick sammt Burtorfs Anti-Critick, auch Bezens Commentarien und den Drusius. Ihm standen die Bibliothecken eines Nonne und Gerdes zu Dienste. Im J. 1719. sah er Mosheim in Bremen und fand ihn dem Unionswerke weniger geneigt als man anfangs gehoft hatte.

Da Zimmermann in Bremen niemals gesund und schon damals von Hypochonder geplagt war, so begab er sich wieder nach Hause. Auf der Heimreise besuchte er in Heidelberg Miege und Kirchmeyer; in Tübingen Pfaffen; leztrer gab ihm ein Heft academischer Streitschriften an Alphons Türretin; dadurch bekam er Anlaß mit diesem in Briefwechsel zu treten.

Nicht lange wollte sich Zimmermann zu Hause verweilen; nach vieler Berathschlagung aber und bey den Thränen der Mutter entschloß er sich in Zürich zu bleiben. Da er bey Hause nichts hatte als den Tisch, so suchte er den übrigen Unterhalt durch Privatunterweisungen. Die Nebenstunden wiedmete er dem Studiren; er las Simons Hist. critique und Mills neues Testament; alsdenn prüfte er die ältesten Schutzschriften der Kirchenväter, den Eüseb und die übrigen Kirchenscribenten. — Zugleich trat er in die Gesellschaft der Lernbegirrigen; dadurch legte er den Grund zu nachheriger Beförderung; einige Mitglieder nämlich erwarben ihm durch ihren Einfluß einen academischen Lehrstul. Zum Predigen hatte er wenig Neigung, ob er gleich viel Geschick dazu hatte und gerne gehört ward.

Immerhin sah er sich von Hypochonder verfolgt; er brauchte allerley Wasser; im J. 1740. bediente er sich des Bades in Wallis: Alles umsonst! Er merkte, daß sich moralische Ursachen mit den physischen zur Vermehrung seiner Krankheit vereinigen; mit Gewalt stieß er alles von sich, was sein Gemüth beunruhigen konnte; zugleich fieng er an, fleissige Spaziergänge zu machen; wenn er allein war, so laß er in einem aufgeraumten Buch; wenn er gute Freunde antraf, so hielt er mit größter Ungezwungenheit freymüthige Gespräche. Das Uebel wurde vermindert; ganz nahm es nie ab. Selbst gesteht er in seiner handschriftlichen Lebensbeschreibung, daß seine erste und zwote Gattin bey seinen hypochondrischen Anfällen vieles auszustehen gehabt haben; kaum waren solche Anfälle vorüber, so war er der gefälligste Lebensgefehrte.

Das erste mal verheyratete er sich im vier und dreissigsten Jahr seines Alters; im J. 1738. starb seine Gattinn an einer Lungenentzündung. In dieser Ehe hatte er sechs Kinder erzeugt, welche alle, ausser zwo Töchtern, frühzeitig starben. Im J. 1739. verheyratete er sich zum zweyten male.

In den Erholungsstunden trieb er mit Eifer das Studium der philosophischen Geschichte. Vorzüglich beschäftigten ihn die theologischen Lehrmeinungen der ältesten, orientalischen, griechischen, italiänischen Weltweisen. Mit Anstrengung verglich er die alten Scribenten mit den neuern. In das Bremische Museum ließ er eine Schrift de Fato Stoicorum einrücken; gegen Jac. Thomasius sprach er die Stoiker vom Spinozismus und vom blinden Fatalismus los; diese Schrift wurde von Buddeus bestritten; Zimmermann verthäidigte sie in dem helvetischen Museum. In einem andern Aufsatz nahm er den Diagoras und Ephemerus in Schutz. Bald darauf sendte er einige Versuche an Schelhorn. Wegen seiner Schutzschrift für den Plato gerieth er in Streit mit Gundling, der den Plato des Spinozismus angeklagt hatte. Gegen den alten, berühmten Professor schrieben die gelerteste Männer, als z. B. Mosheim in der Herausgabe des Cudworths, Beansobre in der Manichäischen Geschichte, Brucker in der philosoph. Historie unserm acht und zwanzigjährigen Jünglinge den Sieg zu. Nichts desto weniger war er zu bescheiden, um sich durch allzu bittere Repliken an Gundlingen zu vergehen.

Im J. 1731. hatte er den Lehrstul des Naturrechts und bald darauf zugleich der Kirchengeschichte erhalten. Da er einmal bey öfentlicher, academischer Prüfung frey

von den Concilien redete, so machte dieß Aufsehn. Ein andermal ward ihm zur Last gelegt, daß er von Socin gesagt habe, beata morte decessisse. Auf Anraten seines Freundes, des Antistes Wirz, gieng er dem Gerücht nach und zween von seinen Verlaümdern unter den Studenten wurden genötigt, ihn vor einem Ausschusse des Kirchenrates um Verzeyhung zu bitten. Solche Gerüchte indeß machten immer hie und da Eindrück; dadurch verbitterten die Nebenbuhler dem unbefangenem Manne das Leben. Indeß fuhr er fort, von Zeit zu Zeit verschiedene Schriften drucken zu lassen. Wegen seines Buches de miraculis ward er von Weißlingern angetastet: Mit Stillschweigen wiederlegte er dessen Invectiven.

Ganz wieder alles Vermuten und nicht ohne Wiederstand seiner mächtigen Feinde erhielt er im J. 1737. das Canonicat mit dem theologischen Lehrstul. Durch Mässigung und durch Empfehlung guter Bücher verbreitete er einen bessern Geschmack und edlere Freyheit im Denken; er war auf die Pfade der Werenfels, Türretin, Frey, Grynäus getreten. Seine Antritsrede handelte: de præcipuis Theologi virtutibus. — In einer academischen Disputation sagte er: daß das Wort Person nicht in den h. Büchern stehe; auch ohne dieses Wort könne man die orthodoxe Glaubenslehre erklären. Sogleich ward er irriger Lehrsätze beschuldigt. Diese und andere Gerüchte achtete er wenig, bis auf die Zeit, da er seine carolinische Rede hielt; sein Thema war de imperfectione cognitionis divinæ collatæ cum eruditione theologica mentium coelo receptarum. Man streute aus, durch diese Rede habe er den theologischen Scepticismus begünstigt. Um das Geschrey zu beschwören, übergab

er die Rede dem Drucke; auf Anraten der Freunde fügte er Etwas bey gegen den Argwohn der Zweifelsucht. Dadurch goß er Oel in das Feuer. Auch in den benachbarten, helvetischen Kirchen ward er ungleich beurtheilt. Schon sah er sich mit Apostrophen vor öfentlicher Synode bedrohet. Um dem Gewitter Ableitung zu geben, ließ er sich von seinen Gegnern schriftlich die Stricturen über seine Rede mittheilen; ausführlich beantwortete er diese. Im J. 1747. mußte er abermal eine öfentliche Rede halten; an Gelegenheit zur Verhöhnung seiner Wiedersächer fehlte es ihm gar nicht; gleichwol unterließ er's. Und jedermann war mit der Rede zufrieden. Durch Schweigen gewann er selbst seine Gegner. Ueber die wenigen, noch strittigen Puncten hatten sich beyde Parteyen in einer Versamlung auf der Chorherrenstube verglichen.

In einen andern Streit sah er sich bey Anlaß einer Synodal-Disputation im J. 1746 verwickelt. Er bemühte sich den Mißbrauch der Hyperbolen in den Predigten und in den Erbauungsbüchern zu zeigen. Ein sonst nicht ungelehrter Opponent besudelte ihn mit dreisten Vorwürfen so sehr, daß sich alle unparteyische Zuhörer ärgerten. Von Breitingern ward hernach in dem helvetischen Museum Zimmermanns Lehrmeinung verthäidigt. Durch wiederholte Neckereyen verbitterte man ihm das Leben so sehr, daß, wenn er genug Glücksgüter gehabt hätte, er den geistlichen Stand würde abgelegt und sich in einem Winkel auf dem Lande verborgen haben. — Auf der andern Seite hingegen ward er durch die Freundschaft vieler Gelehrten ermuntert. Im J. 1746. ward er ein Mitglied der Berlinergesellschaft. Zu dieser Ehre

wurde er durch folgende Veranlassung befördert. Schon vor 18. Jahren stand er mit L'Enfant und hernach mit Mouclerk in Briefwechsel; nach ihrem Hinscheid schrieb er noch bisweilen an den Hofprediger Jablonsky. In Berlin war ein Streit zwischen La Croze und Heumann entstanden, über die Frage: Ob Jordanus Brunus ein Atheist gewesen? Von La Croze ward die Frage bejahet, von Heumann verneinet. Von Ziegler in Schafhausen hatte Zimmermann alle seltene Werke dieses Italiäners erhalten. Bey genauem Durchlesen fand er, daß Brunus nicht wol könnte des Spinozismus angeklagt, aber auch nicht gänzlich von allem Verdachte befreyt werden. Hierüber schrieb Zimmermann eine Abhandlung und schickte sie an L'Enfant. Mittlerweile war dieser gestorben und die Abhandlung fand man nicht mehr. Das Schlimmste war, daß auch Zieglers Schriften seither verloren gegangen. Aus zerstreuten Papieren schrieb izt Zimmermann seine Abhandlung zum zweiten male zusamen.

Im J. 1746. gab er seinem Stiefsohn Empfehlungsschreiben nach Berlin mit. Peloutier und Elsner fragten ihn: Ob sein Vater die Ehre eines Mitgliedes der königlichen Societät annehmen würde? Durch Formey erhielt Zimmermann das Diplom, als er eben an einem hitzigen Fieber krank lag. Diese Beehrung machte ihm Freude, weil sie seine tadelsüchtigen Feinde beschämte.

Die meisten von Zimmermanns Schriften sind unter der Aufschrift: Opuscula varii argumenti zu Zürich in zween Quartbänden zusamen gedruckt worden. Ver-

schiedene seiner Handschriften hat sein Freund, Breitinger, geerbt.

Zimmermann starb am Schlagflusse, den 30. Winterm. 1756. (*).

(*) S. Bruckers historischen Bildersal und Simlers Urkunden, B. I. Th. I. s. 350.

XXIII.

Joh. Caspar Hagenbuch (*).

Er erblickte das Weltlicht den 20. Augstm. 1700. Obschon der Gottesgelehrtheit gewiedmet, blieben nichts desto weniger seine Lieblingsstudien Altertümmer und Sprachen. Immer wird mittelbar durch solche Studien das theologische Lehrgebaüde, und zwar mit der wenigsten Gefahr des Bannstrales erheitert. Von den jungen Studirenden wurden mit Enthusiasmus die classische Schriftsteller gelesen. Auf gleichem Wege, wie vermals die Reformatoren den Wust der Scholastick weggeraümt hatten, raümten nunmehr die Hagenbuch und Breitinger jene Dörne und Disteln des Universalismus und Particularismus bey seite. Indem sie sich anfangs nur bey Wörtern und Figuren, wie das Volk beym Äussern der Hieroglyphe verweilten, so drangen sie hernach mit den Geweyhten gar bald in das Innere des Heiligtums und trugen die eroberte Fackel unter die Menge.

Schon im J. 1718. entstand zwischen Hagenbuch und Breitinger ein Briefwechsel über die Baderwürfel, wovon das Wesentliche in Conrad Hottingers Altes und Neues eingerückt worden. — Im J. 1720. ward Hagenbuch dem geistlichen Stand einverleibt. Fleissig übte er sich

(*) Strodtmanns neues gelehrtes Europa, IVter Theil.

sich im Predigen; auch erklärte er einigen Jünglingen die griechischen und lateinischen Scribenten. Zween schätzbare Briefe von Zwingli, welche in der Ausgabe seiner Werke fehlen, ließ er aus der Fabritzischen Ausgabe des Pindars vom J. 1618. in Ulrichs Miscellanea tigurina abdrucken. Sein Briefwechsel mit J. G. Altmann gab im J. 1723. Gelegenheit zu der Abhandlung de Ascíburgio Ulixis ex Tacito de Morib. Germ. III. (*) In gleichem Jahre theilte er dem Bibliothekar zu Leyden, Abraham Gronov, Conrad Geßners handschriftliche Anmerkungen nebst seinen eigenen über den Aelian mit. (**) Gronov beehrte ihn hierauf mit der Zuschrift seiner variorum Geographicorum; mit denselben druckte er Hagenbuchs exercitationem ad Cos. Frisium: Ostiones esse nec Germanorum nec Britannorum populum, sed Galliæ celticæ Osismios.

Hagenbuch hatte verschiedene antiquarische Reisen durch Helvetien gemacht; über die eroberten Entdeckungen hielt er in den Sommerferien im J. 1728, 1729 und 1730. ausserordentliche Vorlesungen. In Handschrift hinterließ er mehr als dreyhundert Aufschriften, die in der Schweiz gefunden worden, nebst seiner Erklärung.

Im J. 1730. erhielt er das öfentliche, rhetorische Lehramt in Zürich; hiezu kam im J. 1731. das Lehramt der weltlichen Geschichte; im J. 1735. ward ihm die Professur der griechischen und lateinischen Sprache aufgetragen. Beym Unterrichte wälte er die Methode des Sanctius; sie gründt sich auf bestimmte Säze und bahnt den sichersten Weg zu gesunder Critick.

(*) Mus. helv. P. IV. & Bibl. Brem. Cl. VII. Fasc. II.
(**) Acta Erudit. 1731. & Le Clerc Bibl. anc. & moderne T. XXVI.

Ohne Vorwissen ward er im J. 1748. von der Etrusscischen Academie zu Cortona und von der Colombarischen zu Florenz zum auswärtigen Mitgliede ernennt; hernach hatte er auch das Diplom von der parisischen Academie der schönen Künste und Aufschriften und von der berlinischen und göttingischen Gesellschaft erhalten. Unter denen Gelerten, die durch ganz Europa seine Verdienste um die Erforschung der Altertümmer bewunderten, nennen wir vorzüglich Maffei, Schöpflin, Seguier, Quirini, Gori und Gronov. (*) Gori schrieb ihm: non mireris, si te in enucleandis vetustis Scriptoribus & antiquis inscriptionibus nodisque difficillimis dissolvendis & multa luce conspergendis Criticorum nostri temporis principem adpello ac prædico meum Evergetem.

Nach Auftrag des Schulrathes schrieb Hagenbuch im J. 1744. sein Glossarium nov. Test. Er begleitete es mit seiner Tonologia græca und mit der Diatribe de græcis thesauri novi muratoriani marmoribus quibusdam metricis. In letztrer Schrift behauptet er mit d'Orville und Cannegieter, daß der Thesaurus des Muratori viele Wiederholungen enthalte und seinen ausserordentlichen Scharfsinn übt er über verschiedene darinn befindliche Aufschriften in griechischen Versen. Im J. 1747. edirte er in Zürich die Epistolas epigraphicas, in quibus plurimæ antiquæ inscriptiones, græcæ & latinæ, thesauri inprimis muratoriani emendantur & explicantur. Bald hernach folgte das Tessaracostologion turicense seu inscriptio antiqua, ex qua Turici sub imp. rom. Stationem quadragesimæ Galliarum fuisse primum innotescit, commentario illustrata. Hagenbuch erlaütert darinn eine den 18. May

(*) S. Epist. epigr. s. 428.

1747. auf dem Lindenhofe in Zürich entdeckte Steinschrift. Durch eine Menge ähnlicher Innschriften erlaütert er diese; auch schließt er aus diesem Denkmale, daß Zürich eine Zollstadt der Römer gewesen und nicht Tigurum, sondern Turicum genennt worden. Nicht von dieser Stadt also hatte der Tigurinische Pagus den Namen erhalten; aus Schmeicheley gegen die Zürcher hatte Glareanus den Nammen Turicum in das vermeinte, berühmte Tigurum verwandelt.

Im J. 1748. rückte der Kardinal Quirini in sein Specimen humanitatis &c. auch einen Brief unsers Hagenbuchs ein. Der Kardinal hielt sich einige Tage zu Zürch auf und machte mit unserm Antiquar persönliche Bekanntschaft. Noch in gleichem Jahre edirte dieser: de diptycho Brixiano Boëthii consulis epistola epigraphica, auspiciis Angeli Mariæ S. Marci cardinalis Quirini. Dabey befindt sich eine Appendix epigraphica ad Quirinum, worinn er eine zu Cortona befindliche, aber zu Rom, Florenz und Mailand irrig gedeutete Steinschrift erlaütert. Hiezu kam noch eine von dem Kardinal gewünschte Erklärung der in dem Herculaneum gefundenen Rittersaüle des M. Nonius Balbus, wie auch die Auslegung des Diptychi Areobindi consulis.

Im März 1750 sandte er eine Abhandlung über die Stelle des Properz B. II. Eleg. XVI. 8. an Heumann nach Göttingen. Im J. 1752. that er eine Reise ins Elsaß, hauptsächlich um Schöpflin in Straßburg zu sehn.

Noch müssen wir seines gelerten Streites mit J. E. F. Walch erwähnen. Dieser gab im J. 1750 eine Schrift heraus: Marmor Hispaniæ antiquum, vexationis Nero-

rianæ insigne documentum illustratum. In einem besondern Schreiben an ihn bestritt Hagenbuch die Aechtheit der Innschrift. Dieses Schreiben ließ Walch im J. 1753. in sein Werk einrücken; zugleich suchte er die darinn gemachten Schwirrigkeiten zu lösen.

Unter Hagenbuchs handschriftlichem Nachlasse, in der kostbaren Büchersammlung seines gelehrten Tochtermanns, Canonicus und Prof. Steinbrüchels, befindt sich noch ein reicher Schatz seiner unvergleichlichen Arbeiten und seines gelerten Briefwechsels; unter anderm die Fortsetzung der Epist. epigraph. nebst ausgearbeiteten Realregistern, wie auch reiche und wichtige Materialien zur Helvetia antiqua.

Von seinen antiquarischen Lieblingsstudien sah Hagenbuch sich einiger massen entfernt, als ihm in Zürich der theologische Lehrstul anvertraut wurde. Er that seine Antritsrede (*) im J. 1756. de statu Litterarum S. & ecclesiæ Sæculo VIII. exeunte, à Carolo magno, quod ultra tunc non dabatur, aliquatenus tantum emendato; ein Jahr vorher hielt er an dem Gedächtnißfeste Karls des Grossen eine Rede: de statu litterarum humaniorum Sæc. IX. ineunte &c. welche hernach im J. 1763. unmittelbar nach seinem Hinscheid zusamengedrückt worden. Von ihm hat man einige academische Abhandlungen, als z. B. über die Stellen 1. Joh. V, 6. Geschichtb. XVII, 11. 1. Tim. VI, 2. — So rein und groß Hagenbuchs Frömmigkeit, so gewissenhaft der Eifer in sei-

(*) Sie fiel auf den Tag, wo Karls Andenken auf dem Gymnasium durch eine öfentliche Rede gefeyrt wird.

nem theologischen Amt war, so sehr scheints nichts desto weniger zu bedauren, daß er in der letztern Lebenshälfte in ein neues Feld der Wissenschaften verwiesen worden. Eine Unschicklichkeit auf dem zürcherschen Gymnasium scheint es, daß die Lehrer von dem einen Lehrstul zu dem andern fortrücken: einigermassen aber wird freylich diese Unschicklichkeit verschwinden, wenn man das enge Band der meisten Wissenschaften betrachtet. Ohnehin ist der gröste Gelerte in seinem Fache nicht immer der brauchbarste Lehrer; je tiefer und ausgebreiteter seine Känntniß seyn mag, desto leichter überspringt er die Zwischenbegriffe und setzt allzu viel bey dem Zuhörer zum voraus; je mehr er in sein Lieblingsstudium verliebt ist, desto weniger zieht er das Bedürfniß des Anfängers zu Rathe und desto geneigter ist er, mit diesem auf Abwegen zuweilen. Setzen wir hingegen bey jedem Lehrer gesunde Logik und Urteilskraft voraus, so werden bey jedem neuem gelerten Gegenstande ihm diese mit heitrer Fackel vorleuchten können. Auch bey den theologischen Vorlesungen baute Hagenbuch immer auf philologische Grundlage; nach dem Beyspiel der Reformatoren empfahl er Sprachen und Kritick als das gewisseste Mittel zur Erforschung der geofenbarten Warheiten. (*)

Er starb im J. 1763. — Nach seinem Tode fieng Joh. Jac. Hottinger an, einige von seinen hinterlassenen Handschriften in das Museum Turicense vom J. 1782. einzurücken.

(*) S. Luthers trewherzige Vermahnung, daß man christliche Schulen aufrichten solle. Opp. Germ. Jen. T. II. f. 454. b. — 464. b.

XXIV.

Joh. Conrad Füßlin.

Seine Vorältern hatten sich in Deutschland niedergelassen. Sein Vater war Prediger zu Oberwezlar. Dieser hatte sich mit Susanna Borgerd von Henau verheuratet. Aus solcher Ehe ward unser Conrad Füßlin im J. 1704. geboren. Mit seinem Vater kam er im J. 1706. nach Wezlar. Daselbst ward der Knabe in die öfentlichen Schulen geschickt: allein er war wenig lernensbegirrig; je mehr sein Vater, zur Erwerbung des Unterhaltes, sich mit Unterweisung fremder Jünglinge beschäftigte, desto weniger fand er Zeit zur Unterweisung des eigenen Knaben.

Inzwischen war Karl Ludwig, Graf von Sayn und Wittgenstein, eines Rechtshandels wegen nach Wezlar gekommen. Da der alte Füßlin den Söhnen dieses Grafen Unterricht gab, so gerieth dadurch der junge Füßlin mit denselben in genaue Bekanntschaft; ihre Unterhaltung aber war entweder bey den Pferden im Stalle oder sonst auf den Strassen.

Als die jungen Grafen wieder fort waren und Füßlin überal müssig gieng, begab er sich zulezt aus Langweile und eignem Antriebe in die Jesuiterschule, welcher Pater Falckenstein vorstand. Dieser nahm sich seiner an, so daß er's unvermerkt im Lateinischen ziemlich weit ge-

bracht hatte. Dieses Glück aber dauerte nicht lange; sein Vater starb im Jahr 1718. die Mutter hatte er schon im J. 1711. verloren; jzt hatte er eine Stiefmutter, die viel Verstand besaß: allein, obwol sie bemittelt war, so wollte sie doch keine Stiefkinder erziehn; so reisete also der junge Mensch in dem vierzehnten Jahre seines Alters mit drey Schwestern, deren zwo jünger waren als er, nach seiner Vaterstadt in die Schweiz. Ungeachtet er wenig Geschicklichkeit zeigte, so ward er nichts desto weniger von seinen Verwandten dem geistlichen Stande gewiedmet. Er ward in das obrigkeitliche Seminar aufgenommen. Einer seiner Vetter, welcher der Filialkirche zu Seebach vorstand, gab ihm Privatunterricht; in neun Monaten brachte ers so weit; daß er den Nepos im Lateinischen, und die IV. Evangelisten im Griechischen zu übersetzen im Stand war. Nunmehr erhielt er Zutrit in das Collegium der Humanität, blieb aber eine Zeit lang zurück. Voll Unmut über seine Zurückweisung, studirte er jzo Tag und Nacht; auf solche Weise machte er bald einen Vorsprung über alle seine Mittschüler und ward in das carolinische Collegium befördert. Die Schriften des Tullius laß er sehr eifrig. Als einmal die ältern Studenten den Heyden die Seligkeit absprachen, schrie er mit Unwillen: Und wie denn? Tullius sollte verdammt seyn?

In dieser Zeit trat er in genaue Freundschaft mit einem jungen Edelmanne, Heinrich Wyß; in den Studentenjahren lasen sie den Virgil und Lucrez mit einander; für sich besonders las Füßlin den Lucian.

In dem Hörsal ward er mit scholastischer, dunkler Logick und Metaphysik geplagt. Füßlin schafte sich die

philosophischen Werke des Clericus an. Izt erschien Wolf mit seinen philosophischen Schriften: noch aber waren diese verbotene Waare in Zürich. In geheim studirte er sie desto eifriger und so fieng es je länger je mehr an, in seinem Verstande zu tagen.

In der Theologie ward Heideggers theologische Medulla behandelt. Dieses Buch laß Füßlin mit ausserordentlichem Fleisse und so erwarb er sich das Lob eines geschickten Studenten. — Im J. 1726. sah er sich dem geistlichen Stande einverleibt. —

Durch Gelehrsamkeit und durch glückliches Predigertalent hatte er sich in solches Ansehn gesetzt, daß die ersten Geschlechter in der Stadt darauf eifersüchtig waren, ihn zum Lehrmeister ihrer Söhne zu haben. Auf solche Weise erwarb er sich die Freundschaft der angesehensten Männer, eines Statthalter Rüschelers und Bürgermeister Otten.

Nachher begab er sich mit dem Landvogt Keller auf das Schloß Eglisau, als Hofmeister seiner Kinder. In diesem Hause war er sehr gerne; in demselben herrschte die süsseste Einigkeit und überal fand er da den Ton edlerer Lebensart und Urbanität.

Bey seiner Zurückkunft nach Zürich ward die Orellsche Buchhandlung errichtet, daran obgedachter Heinrich Wyß, auch Antheil hatte. Die Unternemmer gedachten zürchersche Aldi, Stephani, Plantini zu werden; sie fiengen an mit der Herausgabe des Thesaurus der helvetischen Geschichtschreiber, wozu Füßlin ein Programma verfertigte und noch mehr Lieferungen versprach. Im

J. 1736. that er eine Reise nach Frankreich, nach Leipzig und Berlin, um diese Buchhandlung in Bewegung zu setzen.

Im J. 1737. rückte er in die Tempe helvetica einen Aufsatz ein über Röm. V, 13. Diese Stelle übersetzte er also: So lang das Gesetz ist, so lang ist die Sünde in der Welt; und v. 20. das Gesetz auf Sinai ist nebeneingekommen, weil die Sünde überhand genommen hat. — Im J. 1739. lieferte er gegen Bayle eine Schutzrede für David in dem helvetischen Museum. Derselben sollten noch zween Abschnidte folgen; ein angesehener Mann in seinem Vaterlande bezeugte darüber sein Mißfallen und der Verfasser hatte die Schwachheit, daß er sich dadurch von der Fortsetzung abschrecken ließ. — In dem Excerpto universæ italicæ & helveticæ Litteraturæ, welches zu Bern heraus kam, sind verschiedene seiner Abhandlungen über die Kirchengeschichte des mittlern Zeitalters; andere sind von ihm in die neue bremische Bibliotheck, in die Bibliothecam haganam und in das hamburgische Magazin eingerückt worden. In fünf Theilen hat er Beyträge zur helvetischen Reformationsgeschichte geliefert. Im J. 1740. gab er die erste Centuria epistolarum Reformatorum heraus. Von solchen Briefen besaß er eine grosse Sammlung; er wollte sie in einzelnen Centurien herausgeben: allein bey geringer Anzahl der Liebhaber wollte der Verleger keine Fortsetzung wagen. Indeß hatte Füßlin der Ausgabe dieser ersten Centuria die Bekanntschaft mit dem Kardinal Quirini zu danken. Von diesem erhielt er auf der Durchreise einen Besuch; bald darauf geriethen sie in weit-

laüftigen Briefwechsel. Unter anderm warf der Kardinal in seinen Briefen die Frage auf: Ob nicht Sadolet, Contarn und Polus bessere Schriftsteller gewesen als die Reformatoren? Füßlin behauptete: wenn auch diese Kardinäle grössere Philosophen und Schönschreiber gewesen, so seyn sie doch in der Känntniß der heiligen Sprachen und in der Belesenheit der Kirchenväter weit hinter den Reformatoren geblieben. Er bat ihn, Sadolets Schreiben an die Genfer und Kalvins Antwort gegen einander zu halten, so werde er finden, daß letztrer eben so gut Lateinisch geschrieben und mehrere Einsichten in Kirchensachen gehabt habe als jener.

Im J. 1768. wollte der Buchhändler Hurter in Schafhausen aus Büschings Erdbeschreibung denjenigen Theil, welcher die Eidgenoßschaft begreift, besonders und mit Zusätzen abdrucken lassen. Füßlin übernahm diese Arbeit und aus einem wurden vier Bände. In diesem Werke hat er die geographischen Nachrichten mit historischen verbunden. In gleicher Zeit edirte er seine neue und unpartheyische Kirchen- und Käzerhistorie der mittlern Zeiten. Neu heißt sie mit Recht, weil sie nicht aus Kompendien, sondern aus Originalurkunden geschöpft ist: unparteyisch, weil der Verfasser ohne vorgefaßte Meynung und ohne Leidenschaft urteilt. Seither hat er verschiedene historische Artickel für die Pariser Encyclopädie zusamen geschrieben.

Im J. 1742. ward er zum Pfarrdienste nach Veltheim bey Winterthur berufen. Bey den litterarischen und Pastoralgeschäften fand er die süsseste Erholung in allerley landwirthschaftlichen Versuchen. So wol sein

Beyspiel als seine Anweisungen ermunterten den Fleiß seiner Kirchangehörigen. Die Welt kennt ihn als Gelerten, aber im Stillen würkt sein Einfluß auf die Glückseligkeit seiner Gemeinde. Als geschickter und sparsamer Landwirth fand er Mittel, den Alten und Unvermögenden Erquickung, den Dürftigen Arbeit und Unterhalt, den Jungen Dienst und Geschäfte zu geben. Sie liebten und ehrten ihn als Vater, und er sorgte für ihre zeitliche Wolfahrt nicht weniger als für die geistliche, fest überzeugt von beyder gegenseitigem Einfluß.

Immer hatte er in ehelosem Stande gelebt, obgleich er selbst gestand, daß er nicht von Holz oder Stein gezimmert sey. Von Jugend auf war er gerne mit Personen des andern Geschlechtes in Gesellschaft. Mit viel Naivität erzählte er in vertraulichem Gespräche eine Menge galanter Histörgen; schöne Bildung und belebter Umgang machten ihn bey den Schönen aller Orten, auch in dem höchsten Range, willkommen. Solche Anecdoten lehren uns, daß auch die trockenste, critische Gelehrsamkeit mit Anmuth des Lebens bestehen kann. Verschiedene vortheilhafte Heüratsentwürfe schlug er aus; eine einzige Person, an welche er noch in seinem Alter mit Zärtlichkeit zurück dachte, hatte ihn gegen alle andern ihres Geschlechtes gleichgültig gemacht; ihre Jugend aber schien sich nicht zu seinen Jahren zu schicken; aus Unmuth faßte er den Entschluß, nunmehr gar nicht zu heurathen. Seither lebte er einsam. Kleine Zwiste mit einigen Gelehrten in den benachbarten Städten zogen ihm Verdruß zu und so zog er sich je länger je mehr von dem Umgange mit der Welt ab. Wie vertraulich er mit dem Gedanken des Todes gewesen, er-

hellt unter anderm daraus, daß er noch bey völliger Lebenskraft sein Grabmal hatte aufrichten lassen. In seinem lezten Willen besorgte er mildreich seine Gemeinde; seinen Bücherschatz überließ er um einen bescheidenen Preiß der zürcherschen Stadtbibliotheck.

Er starb am Schlagfluß im Jahr 1775.

XXV.

Jacob Gujer, genannt Kleinjogg (*).

Seitdem Hirzel diesem Feldbauer ein Denkmal geweyht hat, darf es niemand befremden, ihn in dem Chore berühmter Zürcher zu sehen; obgleich er weder ließt noch schreibt, so nimmt er seinen Platz bey den Gelehrten, da er mit besonderm Erfolg das wichtigste Buch, das Buch der Natur und das menschliche Herz studirt, da er durch eignes, lebendiges Vorbild weit nachdrücklicher als so mancher Schriftsteller durch todten Buchstaben gelehrt hat. Keineswegs werden an seiner Seite weder der Feldherr noch der Staatsmann sich schämen. Im Kleinen zeigt diesem sein Hauswesen das schönste Bild der grossen Haushaltung des Staates; mag jener durch die Waffen die Gränzen des Landes erweitern, so kämpft Kleinjogg mit dem Spat und der Hacke; seine ehrenvolle Beute zieht er aus dem Schosse des Bodens; als Held verfolgt er die Feinde; seine Feinde aber sind Vorurteile und Laster, die vor seinem hellen Blicke verschwinden. Gleichwie für die öffentliche Ehrbegierde Curia und Forum, Academ und Olympischer Spielplaz, so sind für die haüsliche Ehrbegierde Haus und Meyerhof und Werkstette das schönste Theater. Und wer könnte wol besser so viele schale Romanen als ein haüslicher

(*) S. Hirzels Wirthschaft eines philosophischen Bauren.

Plutarch oder Nepos verdrängen? Würde nicht zur Bildung des gemeinen Mannes eine Samlung von Lebensbeschreibungen guter Bürgersleute und Bauern weit lehrreicher seyn als keine Welt- und Staatengeschichte?

Jacob Gujer wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Wermetschweil bey Uster im Zürchergebiete geboren. Bey dem vollblütigen Jungen waren Fleisch und Geist immer im Streite; ihn lockte die Sinnlichkeit in die Lustgefielde der Wollust, der Pfarrer hingegen riß ihn mit sich in die Labyrinte des Mysticismus; in der Verwirrung war ihm die weite Welt zu enge geworden; wie ein Besessener, von den Schattenbildern bald der Houris, bald der Dämons verfolgt, lief er über Gebürge und Thäler; etwas ruhiger fühlt er sich nach der Ermüdung; dadurch gieng ihm neues Licht auf; er verbannte Bücher und Grillen und fieng an von Morgens bis Abends sein Feld zu besorgen; unterm Tagwerk vergaß er beydes, die pietistischen und die wollüstigen Grillen.

Gemeinschaftlich lebte er mit seinem Bruder Felix auf einem Hofe von ungefehr 94 Jucharten Lands. Der Boden war eben wenig ergiebig und über dis mit Schulden belastet. Anstatt deswegen muthlos zu werden, spornte vielmehr Kleinjogg seinen Fleiß an; unermüdet war seine Hand; erfindsam sein Kopf; sparsam wußte er jeden Strohhalm, jedes Tannreis, jeden Augenblick zurathe zu ziehen; nicht blos die Früchte seiner Arbeit, die Arbeit selbst machte ihm Freude, und freylich sah er sich je länger je mehr durch den glücklichen Fortgang ermuntert. Niemals stand er still bey den einmal gemachten Beobachtungen; durch immer folgende bekräftigte und

erweiterte er die alten und vorhergehenden. Nur zu bedauren ist es, daß er, als ein ungelehrtes Genie, sie nicht allemal auch andern in üblichen Worten mitzutheilen im Stande ist: indeß hat er sich eine eigne, bilderreiche Sprache erschaffen; wer einmal mit dieser vertraut ist, versteht ihn und sieht, daß er sich selbst vollkommen versteht. — Gleich einem weisen Monarchen, denkt er nicht an Vermehrung der Güther, als nur in so fern sie zur Verbesserung des schon erlangten Eigentumms entweder unvermeidlich erfordert wird, oder dieses Eigenthum schon den höchsten Grad der Cultur erreicht hat. So wenig als immer möglich bedient er sich fremder Hilfshände; patriarchalisch ist seine und seines Bruders Haushaltung nur in eine einzige zusammengeschmolzen. Gegen die Gewohnheit der Leute seines Standes klebt er so wenig an den hergebrachten Uebungen, daß er vielmehr mit Dank sich jede ihm mitgetheilte Erfindung zu Nutze macht. „O wie sehr, sagte er oftmals, „könnte nicht unser ganze Zustand verbessert werden, wenn „der Herr in der Stadt und der Bauer auf dem Lande „mehr gegenseitige Theilnemmung hätten? Hiebey, „fuhr er fort, „könnten die Prediger am meisten ausrichten, wenn sie in den Predigten und bey Besuchen „die Leute genauer mit den Pflichten ihres besondern „Berufes bekannt machen würden. Diese Herren sind „gemeiniglich in ihren Predigten gar zu gelehrt, hingegen sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie „man und was man thün solle. Daher glauben die „meiste, es sey genug, daß man zur Kirche gehe, daß „man singe und bete; alsdenn habe es nichts zu bedeuten, wenn man sich Müssiggang, Kleiderpracht, Unmässigkeit, Betrug und Ränke erlaube. — Ueberdieß,

„ meinte er, sollten die Landvögte fleissig die Feldgüter „ durchreisen, und jeden bestrafen, der die seinigen ver„ wahrloset.“ Als man ihm hiebey die Schwirrigkeit zeigte, erwiederte er: „ Ein einziges Beyspiel kann oft „ auf eine grosse Menge würken. Habt Ihr noch nie „ gesehn, wie eine wiederspenstige Heerde so leicht folgt, „ wenn nur einmal eines der Schafe über die Brücke „ geführt wird? Bey meinen Unternehmungen hatte man „ mich auch durch hundert Schwirrigkeiten abschrecken „ wollen; so bald ich aber von der Güte und Rechtschaf„ fenheit meiner Absichten überzeugt war, so setzt' ich sie „ mit Entschlossenheit durch. Meine Güter konnt' ich „ auch nicht auf einmal verbessern; heute etwas und „ morgen etwas, so kömmt endlich das Werk in seiner „ Grösse zu Stande. — Ihr besorgt, keinen Beyfall „ zu finden? Glaubt Ihr denn nicht, daß das Gute, „ in rechtem Lichte gezeigt, nothwendig Beyfall er„ presse?“

Kleinjogg ist zwar der jüngere Bruder, allein der ältere hatte Verstand genug, die grössern Fähigkeiten des jüngern einzusehen und ihm die Herrschaft in der Haushaltung abzutreten. Um so viel lieber würden ihm die meiste Menschen diese Herrschaft gönnen, da Kleinjogg nur herrscht um zu dienen; je grösser Macht und Fähigkeit sind, desto grössere Verpflichtung zum Wolthun; als Hausvater ist er bey jeder Arbeit der erste und der lezte; wenn er befiehlt, so giebt er den Befehlen Nachdruck durch eigenes Beyspiel. Der Hausvatrr ist die Wurzel, sagt er in seiner metaphorischen Sprache; wenn die Wurzel keinen Saft treibt, so welken die Pflanzen; die Haushaltung gleicht einem Wagen; wenn unter

den vorgespannten Pferdten das erste den rechten Weeg geht, so folgen von selber die andern. — Sein Freund klagte über die Trägheit und Nächlässigkeit eines Knechtes. Findest du ihn auch müssig, fragte Kleinjogg, wenn du selbst neben ihm arbeitest? das kann ich nicht sagen, erwiederte jener; dafür aber gab ich ihm den Lohn, daß er ohne mich die härtere Arbeit verrichte. — Haltest du also solche Arbeit für eine Mühe, die dich nun glücklich machen würde? — Wenn du dieß glaubst, so verwundere dich nicht, daß dein Knecht in deiner Abwesenheit müssig geht; natürlich ist es, daß ein jeder glücklich seyn will. Ich selbst befinde mich niemals gesunder und glücklicher als bey der Arbeit. — Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit führt er mit seinen Hausgenossen aus, was er einmal als gut ansieht. Sein Grundsatz ist, daß man in der Haushaltung, wie auf dem Felde, zuerst dem Unkraut begegnen müsse, bevor man mit Erfolg den guten Saamen ausstreuen könne. Mit größtem Eifer widersetzte er sich daher dem Sittenverderben. Nicht ohne eisernen Wiederstand konnte er die Eitelkeit und Weichlichkeit der Weiber in seiner Haushaltung besiegen. Er war der einzige Weinschenk in seinem Dorfe; dem Anschein nach bezog er daher beträchtlichen Gewinnst; bey näherer Untersuchung schauerte ihm vor dem Gedanke, daß die Kinder durch das Beyspiel der Gäste möchten angesteckt werden; auf einmal nahm er den festen Entschluß, keinem Gast mehr Wein zu geben, als er, nach harter Arbeit oder Ermüdung auf Reisen, nöthig hätte zur Erholung der Kräfte. Nach eigner Erfahrung setzte er dieses Maaß auf einen Schoppen, ungefähr ein medicinisches Pfund am Gewichte; hierüber giengen die meiste Gäste und damit

zugleich ein grosser Gewinnst verlohren. Die Hausmütter, von denen die eine in einem Wirthshause erzogen war, wurden aüsserst erbittert; sie warfen ihm vor, daß er mit seinen seltsamen Einfällen die ganze Haushaltung zu Grunde richten werde. Es ist wahr, sagte er lächelnd, daß der Gewinnst an Gelde grösser war, als derjenige, den uns die Feldarbeit verschaft: allein glaubt Ihr, daß ein solcher Gewinnst von Gott gesegnet seyn könne, der aus andrer Leute Schaden erwachset? Habt ihr noch einmal das Weib eines lüderlichen Saüfers klagen gehört, wie unglücklich sie durch die Schwelgerey ihres Mannes geworden? Denkt Ihr nicht, daß das Elend solcher Haushaltungen zu Gott um Rache schreye über die Wirthe, die ihn hiezu gereizt haben? Die Kinder solcher Weinschenke gewöhnen sich an lüderliches Leben, sie verlieren die Lust zur Arbeit, und indem sie gewohnt werden, bey fremdem Schaden sich zu bereichern, so werden sie betriegerisch und boshaft. Wollt Ihr, daß unsre Kinder in gleiche Gefahr kommen und daß sie einst in einem Tag mehr durchjagen, als sie in zwanzig Tagen mit diesem niederträchtigen Gewinnste erwerben? Thu, was du willt, war die Antwort; immer muß es nach deinem Kopf gehn. Er führte also seyn Vorhaben aus, aber er wurde von seinen Mitbürgern verlacht und diese ermunterten einen andern zum Weinschenk; damit stürtzten sie sich selbst ins Verderben; viele Hausväter fiengen an, über die Verschlimmerung ihrer Söhne in dem Schenkhause zu klagen.

Eine andre Quelle des Verderbens in den Haushaltungen entdeckte Kleinjogg in der Gewohnheit, bey Kind=

taufen, Jahrwechsel u. s. f. die Kinder zu beschenken. Diese Geschenke, sagte er, kommen meistens niemand zu gute; sie erheischen Gegengeschenke und gewöhnen zur Eitelkeit und zu einer sträflichen Neigung, auf andre Weise als durch Arbeit Vortheil zu suchen. Er machte sich also ein Gesetz, weder von Gevattern noch Verwandten, noch irgend jemand Geschenke anzunehmen und auch keine zu geben, als würdigen Armen. Die Allmosen gegen Unwürdige erklärt er als Verderben des Volkes und rechnet sie den Gebern zur Sünde. Seine Kinder haben nun keine Begriffe von der Annehmlichkeit der Geschenke; desto glücklicher sind sie bey dem zufriedenen Genusse des Nothwendigen.

Mit nicht geringerer Standhaftigkeit verbannte er den Unterscheid der Tage; wiedersinnig fand ers, an Sonn- und Fest- oder andern Ruhtagen dem Leib mehr und bessere Nahrung zu geben als an den Werktagen, da doch in diesen leztern die Kräfte durch Arbeit mehr verzehrt werden; darum vermehrte und verbesserte er die Malzeit nach Beschaffenheit der grössern Geschäfte. Seinen Leuten sagte er zum voraus, daß sie beym Beschluß der Aerndte nichts mehrers zu erwarten hätten; sie sollten aber dieses nicht dem Geize zuschreiben; lieber wolle er während der harten Arbeit die Malzeit verbessern. Bey Tisch trinkt er keinen Wein; sein bestimmtes Maas nimmt er mit sich aufs Feld und erquickt sich, wenn er anfängt von dem Tagwerk müde zu werden. Das Schweinefleisch macht kein besonders Gerücht auf seinem Tisch; täglich wird ein Stück klein zerschnitten unter das Gemüse verkocht, wodurch dieses nach seiner Erfahrung nährender gemacht wird. Je

schwerer die Speisen zu verdauen sind, desto stärkender sind sie; daher zieht er die Erdäpfel allen andern Speisen vor und Roggenbrod dem Waizenbrod.

Ueber alles wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Kindererziehung. Er unterwiese sie selbst und wiedmete dieser Beschäftigung die sonntäglichen Ruhestunden; aus Besorgniß, sie möchten in dem Umgange ungesitteter Kinder verderbt werden, läßt er sie nicht einmal in die Schule gehen, viel weniger den öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirchmessen u. s. w. beywohnen. Damit zieht er sich viele üble Nachreden zu; man nennt ihn einen sectirischen Mann, einen harten, geizigen Vater. Wenig bekümmert ihn dieß; er weiß, daß man schuldig ist, für den guten Nahmen zu sorgen, aber daß man nicht gut und weise seyn kann, so lang man sich scheut, den Thoren verachtungswürdig oder lächerlich zu scheinen. — Du thust unrecht, sagte ihm ein Nachbar, daß du gegen deine Kinder so grausam bist und ihnen keine Freude gönnen magst. Wer sagt dir, war seine Antwort, daß ich ihnen keine Freude gönne? — Du lässest sie ja, versetzte jener, niemals zum Wein oder Tanz gehn. — Meinst du, fragte Kleinjogg, man könne sich nicht anderst als im Wirthshause belustigen? Kannst du im Wirthshause mehr als satt essen? Kannst du mehr als froh seyn? — Dieß alles können meine Kinder bey Hause. Mit mir finden sie das Vergnügen bey der Arbeit. Niemals wird sie der Arbeit reuen; wol aber die deinigen, daß sie im Schenkhause Geld und Zeit verlieren und, anstatt sich zu erholen, nur desto weniger zur Arbeit bereit sind.

Auf folgende Weise ermuntert er durch gereizte Ehr-

begierde die Kinder zum Fleisse. Die jüngste, so lang sie zur Feldarbeit untüchtig sind, geniessen ihr Mittagessen auf dem Boden; so bald sie den andern auf dem Felde Hülfe leisten, sitzen sie mit den andern zu Tische. Uebrigens hütet er sich gewissenhaft, nicht den geringsten Unterschied unter den Kindern zu machen; er liebt sie alle gleich, die Kinder des Bruders wie seine eigene; auch wird er gleicher Weise von allen geliebt und geehret. Sein Beyfall ist ihre einzige Belohnung. Er verabscheüts, leckerhaftere Speisen zur Belohnung zu machen; daher haben die Kinder keine Leidenschaft für besondre Speisen; derselben bedienen sie sich nicht anderst als zur Stillung des Hungers; eben darum kann er ohne Gefahr alle Vorrathskammern und Schränke beständig offen lassen; auch der Geldschrank ist offen; da das ganze Vermögen allen gemein ist, so weicht er den Schein eines besondern Vortheils sorgfältig aus und dadurch wird die Geldbegierde aus dem Hause verbannet. Das Geld ist ein Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse; diese sind auf die nothwendigen eingeschränkt und ohne Mühe werden sie gestillet; daher nicht die geringste Versuchung zur Habsucht. Nach Kleinjoggs Ideal sollten alle seine Kinder und Kindeskinder immer in patriarchalischer Familie vereinigt bleiben. Alle, sagt er, werden von Jugend auf der Arbeit gewohnt und durch Arbeit glücklich seyn; alle werden Kleidung und Speise genug haben. Durch Entfernung von schlimmer Gesellschaft bleiben sie von jeder unmässigen Begierde entfernt; bey völliger Gleichheit wird jede Zweytracht, Uebermacht und Unterwürfigkeit werden gleicher massen vermieden.

Sein Bruder wurde zum Schulmeister erwählt. Nun, sprach er, wird sich unser Einfluß vermehren; ungemein werden wir durch neues Ansehn die Kraft unsers Beyspiels und unsrer Vorstellungen verstärcken; nunmehr fangen wir bey den Kindern an, das Böse auszuwurzeln und das Gute zu pflanzen. Sogleich verbot er den Singschülern das nächtliche Schwärmen; durch Unerbittlichkeit gelangs ihm, dasselbe ausser Uebung zu bringen; durch gleiche Unerbittlichkeit schafte er auch jene St. Niclaus- und Fastnachtsspiele ganz ab. Um den Schulordnungen mehr Nachdruck zu geben, verwarf er alle, noch so gewohnten Geschenke. Man reicht den Aufsehern Geschenke, sagte er, und wenn sie nach solchen greifen, so werden ihnen Hand und Zunge gelähmet.

Er spottet der verstellten Frömmigkeit, die bey jedem Gewinnst immer mit Gottes Segen prahlt. Dieß Gott Lob, sagt er, ist ein hungriger Wunsch nach grösserm Vortheil; das wahre Gott Lob ist die Zufriedenheit mit demjenigen, was man mit Fleiß und Arbeit gewinnt.

In dem Bewußtseyn der Ausübung der Pflichten findt er die wahre, menschliche Glückseligkeit; in den natürlichen Folgen unsers Betragens entdeckt er die Belohnungen und Strafen eines gerechten Gottes; niemals hat man ihn traurig oder mutlos gesehen, auch in Krankheiten selbst nicht. Aus dem röthlichsten Gesichte lacht sein feüriges, freündliches Auge und durch die schöne Mine schimmert die Schönheit der Seele. (*) Er ist

(*) S. sein Bild und seinen Character in Lavaters Physiognomick.

sehr menschenfreundlich und theilnehmend; obgleich der Arbeit eifrigst ergeben, verläßt er sie gerne, wenn er gegen jemand gefällig seyn kann. So sehr er alle Menschen liebt, so richtet sich doch seine Liebe nach dem Grade des Eifers für Recht und Warheit; schnell und scharf ist sein Beobachtungsgeist; auch beym ersten Besuch ist sein Umgang zwanglos und mit geistreichen Einfällen beseelet; um so viel mehr müssen diese entzücken, da sie niemals entlehnt, sondern in seinem eigenen Kopfe erzeugt sind. Wenn er eine gute, neue Bemerkung gemacht hat, so ist er ungedultig, bis es ihm gelingt, sie auch andern mitzutheilen. Der Beyfall der größten Männer macht ihn nicht stolz; er bleibt, was er ist; sehr rein und simpel sind seine religiose Begriffe; schwärmerischen Wahnwiz (wie wir anfangs bemerkten,) und abergläubische Aengstlichkeit hatte er durch thätiges Leben besieget; — ich nahm mir vor, sprach er, keinen Augenblik müssig zu gehn und gegen jedermann mich so zu betragen, wie ich wünschte, daß man es gegen mich thun möchte. — Dadurch ward mir vor einem Tage zu dem andern die Brust erleichtert und wenn ich in den Ruhestunden zu der heiligen Bibel zurück kam, so fand ich alles deutlich und klar, da mir vorher alles dunkel gewesen; da empfand ich, daß Beten und Lesen fruchtlos bleiben, bis man seine Pflichten erfüllt. — Besonders bezauberte ihn die Geschichte jener Erzväter und die Beschreibung ihrer zahlreichen, ungetheilten Familien; Jesus Christus, pflegte er zu sagen, hat uns die besten Lehren, das beste Beyspiel gegeben; alles hat er gethan und gelidten; nunmehr kömmts darauf an, daß wir auch das unsrige thun. — Eben war ich bey ihm, als sein Weib starb; dieser Gelegenheit bediente ich

mich zur Hervorlockung seiner Begriffe über die Zukunft; ohne mein Zuthun, sprach er, kam ich auf diese Welt: ohne mein Zuthun geh ich einst in eine andre hinüber; so wie Gott bisher für mich gesorgt hat, so wird er auch künftig für mich sorgen. Wenig kümmerts mich, wie eigentlich mein Schicksal in der Ewigkeit beschaffen seyn werde; Genug, daß wenn wir gut leben, es gewiß glücklich seyn wird! Mit kindlicher Ergebung überlaß ich mich der göttlichen Leitung. Würklich ist sein religioses Vertraun so lebhaft, daß ihn auch der Tod, auch der Verlust der Geliebten nicht aus dem Gleichgewichte heraus hebt.

Zur Ermunterung für andre wurden die Verdienste dieses würdigen Landsmanns von der Regierung bekrönt, indem ihn diese mit einem weitläufigen Meyerhofe belehnte. — Nach dem Hinscheide seiner Ehegenossin hatte er sich zum zweyten male verheyrathet; noch lebt er bey heranrückendem Alter thätig und munter im Schosse einer zahlreichen Nachkommenschaft.

XXVI.

Melchior Kambli. (*)

Grosse Staatsmänner hatte vormals dieses Geschlecht dem zürcherschen Kanton geliefert. Daß man auch in den untern Ständen und Classen der Menschen groß seyn könne, mag unsers Kamblis Beyspiel beweisen. Zur Ermunterung junger Künstler und Handwerker wünschten wir umständlichere Nachrichten zu liefern: alles indeß, was wir in Erfahrung gebracht haben, schränkt sich ein auf folgende Anzeigen:

Kambli wurde in Zürich den 16. Jenner 1718. gebohren. Seine Aeltern waren Heinrich Kambli, der Schlösser, und Anna Schärer von Schafhausen. Schon im dreyzehnten Jahre ward er zum Schreinerhandwerke gezogen. Speißegger, sein Lehrmeister in Schafhausen, übte ihn zugleich in der Bildhauerkunst; nach vollendeter Lehrzeit lernte er bey dem Goldschmied Schalch die Kunst zu vergülden. Er zeigte ungemeines Genie in Verzirungen für Zimmer, Schrände, Uhrengehaüse u. s. w. — Von Schafhausen begab er sich nach Berlin; daselbst verheurathete er sich den 16. Nov. mit Maria Elisabetha Krüsow zu Groß-Schönebeck, nach ihrem Ab-

(*) S. Füelins allg. Künstler-Lexicon, wie auch Oesterreichs Beschreibung der Merkwürdigkeiten in den Schlössern zu Sans-Souci, Potsdam und Charlottenburg.

sterben verheurathete er sich wieder und hat Söhne aus verschiedenen Ehen. Seither hielt er sich zu Potsdam auf, wo er sich ein grosses Haus nach seinem Angeben bauen ließ. Wegen ausserordentlicher Geschicklichkeit ward er in königliche Dienste genommen; alles, was von Bildschnitzer, Goldschmied- und Schreiner-Arbeit für den Hof gemacht werden sollte, mußte durch seine Hand gehen und nach seinen Zeichnungen verfertigt werden. Besonders geschickt war er, die florentinische Arbeit von eingelegten Steinen in der größten Vollkommenheit nachzuahmen. Unter seinen Werken wurden vornemmlich die im J. 1762. für den türkischen Hof verfertigte Geschenke von massiv-silbernen Spiegelrahmen, Uhrgehäusern, Tischen u. s. w. bewundert. Haüfig sind auch die Schlösser zu Sans-Souci, zu Potsdam und Charlottenburg mit seinen Kunstarbeiten gezieret. Hier das Verzeichnis einiger der vornehmsten, so wie sie Matth. Oesterreich beschreibt:

In dem Grotten-Saal, der mit Muscheln, Mineralien und weissem Marmor bekleidt ist, ist der Fußboden ganz die Arbeit Kamblis und Müllers; dieser Fußboden ist mit verschiedenen Sorten Marmor beleget. In diesem Saale befinden sich auch noch zwey achteckige Tische; einer derselben ist in Amsterdam, der andre aber durch Melchior Kambli in Potsdam verfertigt worden; den erstern ahmte Kambli so gut nach, daß man zwischen beyden nicht den geringsten Unterscheid findet. Der Grund dieser Tische ist ein schwarzer Stein; das Gehänge von Blumen ist mit Perlmutter eingelegt, leicht gezeichnet und gut vertheilt.

In dem Zimmer, welches auf die Marmorgallerie

folgt, befindt sich von unserm Künstler eine sehr schöne Commode. Der Tisch derselben ist mit Lapis Lazuli incrustirt und mit Blumen von vielfarbigtem Golde geziert. Die Commode ist von Schildkrötenarbeit, sehr reich und mit vielem Geschmacke in der Zeichnung, mit Bronzearbeit, im Feuer vergüldet. — Auch in dem gleich darauf folgenden Zimmer befindt sich von Kambli ein sehr schöner Tisch, im Geschmack der florentinischen.

In dem Cabinete bey dem Schlafzimmer des Königs ist ebenfalls von Kambli das Camin, wie auch ein Schrank von Schildkröte, reich mit Silber geziert. — Von ihm befindt sich in dem Speisesaal eine mit Schildkröte und vergoldeter Bronze incrustirte Commode; der Tisch derselben ist von mosaischer Arbeit, im Geschmacke der florentinischen Tische.

In dem Schlafzimmer befindt sich ein prächtiger Schrank, in Mosaique, von Florenz, alles ist von Edelgesteinen und orientalischen Agathen gearbeitet. Der Fuß, auf dem derselbe ruht, ist von Schildkröte und reichlich, so wie auch der Schrank selbst, mit vergöldeter Bronze geziert. Alles ist zu Potsdam durch Kambli verfertiget worden.

Auf der zweyten Etage ist in dem grossen Marmorsaal der Fußboden ebenfalls von unserm Künstler und von dem Bildhauer Müller gearbeitet.

In der Bildergallerie zu Sans-Souci befinden sich von Kambli zween Tische von verschiedenen Agathen; auch sind von ihm die vier Tischgestelle, auf denen sich einige Anticken befinden.

Mehrere seiner Arbeiten übergehen wir. — Noch so unvollständig, so lassen wir gleichwol diese Nachrichten nicht weg; immer können sie den jungen Bürger belehren, daß er nicht weniger in der Werkstätte als in dem Museum, in der Curia oder auf dem Schlachtfelde den Krantz der Ehre zu erwerben im Stand ist.

Verzeichniß von Jacob Bodmers Schriften.

(zu Seite 93.)

Bodmer hat viel geschrieben in Prose und in Versen. Er enthielt sich nicht zu schreiben, so lang er etwas was ihn wichtig genug dünkte, zu sagen hatte. Er wußte, daß Natur und Geist diesem Menschen nur wenige Jahre hold wären, den andern, der sich mit ihnen vertraut gemacht hätte, nimmer verliessen, und daß die Gedanken, die in der Seele liegen, an keine Schäferstunde gebunden wären. Wie viele Jünglinge, die frühe den Nahmen der Genien erhielten, schrieben Fragmente von mehr nicht als zehn bis zwanzig Bogen, und es war zwanzig Bogen Geschmier. In seinem langen Leben durfte er täglich nur drey Zeilen schreiben und seine Schriften mußten sich haüfen.

Er began beym Eingang des dritten Zehntheils des Jahrhundert mit dem **Mahler der Sitten**, der sehr local sich auf das Costüme seiner Mitbürger einschränkte. Breitinger arbeitete mit ihm gemeinschaftlich daran. Die Herausgabe von 1746. hat viel Vorzüge vor der erstern; dieses Werk enthielt wegen vieler eingetragenen Kritiken über die Dichter der Nation Aufsehn, und dieses gab Anlaß zu der Anklagung des verderbten Geschmackes, die besonders gegen den Hamburgischen Patrioten und die Hallischen Tadlerinnen gerichtet ist.

Er hatte sich vorgenommen mit Breitinger die Verdienste der deutschen Dichter ex professo zu untersuchen;

in dieser Absicht spürten sie den Quellen des Ergözens, das schöne Schriften verschaffen, mit psychologischer Genauigkeit nach. Sein Freund dachte sich einen Plan, nach welchem er alle Theile der Beredsamkeit scientifisch darstellen wollte. Würklich stellte er den ersten Theil davon an das Licht, dem er die Aufschrift gab, **von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmackes** 1727. Arbeiten von anderer Natur stelleten dieses Vornehmen auf viele Jahre hinaus. Nur beschäftigte sich Bodmer in eroberten Stunden mit übersetzen **des verlohrnen Paradieses** und mit Besorgung der **helvetischen Bibliotek** und der **Beyträge zur Laufers Geschichte der Schweizer.** Das Paradies ward in den folgenden Jahren verschiedene male gedruckt, und jedesmal mit Verbesserungen. In den beiden andern Werken sind bey historischen Untersuchungen Anekdoten aus Urkunden von hohem Alter. Unter diesen nimmt sich der **Richtebrief** der Stadt Zürich aus der aus einer **Membrana** vom dreyzehnten Jahrhundert genommen ist; und Bodmern die erste Liebe zu der Sprache der Minnesinger einpflanzete. In diesen Zeitpunkt von 1730—1740. fallen auch seine **Charackter der deutschen Gedichte** und seine **Elegien**, desgleichen der **Briefwechsel von der Natur des Geschmackes**, dem **Erhabenen in Trauerspielen und der poetischen Gerechtigkeit mit dem italiänischen** *Conte dei Conti di Calepino*, **dessen** *Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia* Bodmer 1732. herausgegeben hat.

Gegen Ausgang des vierten Jahrteils dieses Jahrhunderts führten beide Freunde die lange unterbrochene Kri-

tik mit dem Eifer wieder fort, den man für eine Lieblingsarbeit hat. Breitinger schrieb mit geändertem Plan die kritische Dichtkunst und über die Geheimnisse. Bodmer über die poetische Gemählde und über das Warscheinliche. Diese Werke erschienen zu Anfange des fünften Zehnteils — Gottsched hatte indessen der Kritik und des Geschmacks sich bemächtiget, und ward für den Gesetzgeber und ersten Richter in diesem Fache anerkannt. — Die Schriften der Zürcher machten die besten Köpfe von seinen Zöglingen von ihm abfällig. Er hatte den Geschmack der Nation für sich und schützte sich mit der Anzahl und den allgemeinen Vorurtheilen. Die Zürcher setzten ihr Unternehmen fort mit den Sammlungeu kritischer, poetischer und anderer geistreicher Schriften. In diesen ist des Conte di Calepino Apologia del Edippo di Sofocle contra le Censure di Voltaire in der Sprache des Verfassers eingetragen. Von Bodmer erschienen kritische Briefe, unter welchen der sonderbarste von einer Art Fabeln handelt, wo die Thiere einander Fabeln aus dem Reiche der Menschen erzählen, da sonst die Menschen ihre Fabeln in dem Reiche der Thiere nehmen. In der Nation war kein guter Kopf der den Wink aufgefasset, und Fabeln von dieser neuen Erfindung geschrieben hätte. Ferners gab er uns den Pygmalion, dessen Elise nichts von den galanten Künsten, und desto mehr von dem ungekünstelten Gefühl des Mädchens hat. Den geplagten Pegasus, der eine Allegorie von dem Elend ist, welches Hofmannswaldau, Lohenstein, Postel, Neukirch in die Poesie gebracht haben; Popens Dunciade, welcher nur mangelte, daß nicht für jeden englischen Namen des Dunsen ein grosser deutscher Nahme gesetzt ist. Breitingers sind die sehr Geduldübenden Lesarten und

litterarischen Anmerkungen bey Opitzens Gedichte, für welche die Deutschen keinen Sinn gehabt haben, die philosophischen Erklärungen in dem altfränkischen Lobgesang auf den Bischof Anno, sollten das Aufsehn auf sich gezogen haben; Bodmer hat zu diesem Vornehmen das wenigste gethan. Es blieb bey dem ersten Theile und das Pamphlet der mißhandelte Opitz, das Breitingers ist, setzte den Poeten nicht in das Ansehn wieder ein, welches ihm hier die Hacken und die Pietschen raubeten. Itzt gab Bodmer einen Band **neuer kritischer Briefe voller einheimischer und fremder Litteratur** mit den verschiedensten poetischen Anekdoten untermischt, dieß alles von 1740—1750.

In den letzten Jahren des Fünftheils erfand Klopstock den Hexameter und begann in der neuen Versart die Messiade. Von Bodmer hatten wir etwas weniges in Reimen oder reimfreyen Jamben, er erkannte bald die Vorzüge des Hexameters, der der Periode Raum macht, sein poetischer Geist sah sich darinn au large gesetzt, und er schrieb die **Noachide**, die er lange in der Brust beschlossen hatte. Er schrieb sie in dem Verse, den Klopstock noch nicht mit der Feile bearbeitet hatte, welche die Griechen nicht gebraucht haben, sich selbst Ketten zu schmieden.

. . . . — Græci quibus est nihil negatum
Et queis ἄγες ἄγες licet sonare.

In den ersten Jahren der andern Helfte des Jahrhunderts kam die Noachide auf die Messe, ihr folgten in diesem Sechstheil die **Sündfluth**, welche mit der Vertilgung

tilgung des menschlichen Geschlechts endet. In der Noachide sind keine Sünden, welche die Nachwelt nicht begangen habe, den Untergang wie die erste Welt zu verdienen; in dem andern Gedichte sind es die gewöhnlichen und auffallenden. **Jacob, Rahel, Jacobs Wiederkunft, Dina**; patriarchalischer Stoff; in diesen Gedichten wird Einfalt und bildliche Vorstellung, der Character der Zeiten und der Morgenländer vereinigt. Schon in der Kindheit waren Bodmern Zesens Asenath, Anton Ulrichs von Braunschweig Schäferspiel von Jacob in der sirischen Aramena und Bressands David in der römischen Octavia in die Hände gefallen, und vielleicht daß unter andern auch diese Bücher ihn auf biblische Stoffe der Epopae geführt hatten. Die Zilla die ganz Erdichtung ist, die Verführung der Menschen eines andern Planeten, wird durch einen besondern Weg bewürkt, das Weib allein fällt, der Mann bleibt dem Gebot gehorsam, und Gott erschaft ihm eine andre Eva. Die **Colombana**; hier werden die Spannier mit der ächten Menschlichkeit vorgestellt, und das neugefundene Geschlecht der Menschen empfängt sie mit der menschlichsten Unschuld. Soll ich sagen, daß die deutschen vor dem Walde die Bäume nicht gesehn, oder daß es diese ernsthafte Nation verdrossen, in der Poesie Frömmigkeit und Tugend zu sehn, in welcher sie mehr nicht als Schönes ohne Gutes, Angenehmes ohne Wahres suchten. Wir bekamen auch die **geraubte Helena**, die **geraubte Europa**, den **Parcifal**, **Gamuret**, **Cignus**, die **Töchter des Paradieses**; die **Rache der Schwester**, **Inkel**, **Monima**, den **Eremit**, es sind Uebersetzungen die Rache ist mit der

Freyheit bearbeitet, welche der Urkunde nur etwas weniges nimmt, dem Plan mehr Einheit zu geben, und die Geschichte nicht zu übertreiben. In dieser Zeit entfielen Bodmern zwey kritische Werkchen **Edward Grandisons Geschichte in Goerlitz** und der **verbesserte Herrmann**. Sie enthalten Hiebe auf Gottsched und seinen Schönaich.

Lessing hatte den Thieren sinnreiche Sprüche zu sprechen gegeben, ohne Handlung, ohne die Züge ihres Characters, ohne die Verhältnisse mit ihren Kräften, und sie in den unpsychologischen Trugsätzen neben die äsopische Fabeln gesetzet; Breitinger setzete die äsopische Theorie von den Fabeln in ihr wahres Licht und Bodmer schrieb ein Bändchen **Lessingische unäsopische Fabeln**.

Der Siebentheil des Jahrhunderts begann, in den ersten Jahren desselben betrat Bodmer eine neue Laufbahn, Wieland hatte den Triumph der Religion geschrieben, die drey griechischen Tragiker die Electra; Sophocles, Lee, Voltaire den Oedipus, Lazarini der jüngere, Ulysses; er schrieb die Johanna Gray, die gerechte Uebelthat und Ulysses Telemachs Sohn. Er bearbeitete den bearbeiteten Stoff, wie wenn ers nicht gewesen wäre; er wußte; daß ein Character und eine Geschichte durch die verschiedensten Nüances und kleine Umstände zu dem nemlichen Ausgang könnten gebracht werden. Er fügte diesen Trauerspielen Friedrich von Toggenburg bey, der wie dieselben nach dem Gepräge der griechischen gemodelt ist. Sein Beruf brachte ihn in die Bekanntschaft mit den grösten Männern, welche die Staaten der Schweiz in den schwersten Gefahren entweder gerettet oder hinein gestürtzt haben. Da er diesen oder jenen Canton beleidiget hätte;

wenn er Handlungen, Geschäfte und Leidenschaften, obgleich mit der einfältigsten Aufrichtigkeit in seiner eignen Person in einem fort würde erzählt haben, kam ihm in den Sinn, daß er in den dramatischen Form schreiben wolle, in welcher die Personen von jeder Parthey auftreten und jede die Sache nach dem Gesichtspuncte, in dem sie ihr vorkäme, vorstellen könnte. Daher entstanden frühe die drey Dramen, Bruno, Schöno und Stüssi, die er doch im Pulte behielt. Aber itzt erwählte er zu Protagonisten aus der griechischen, der römischen und der deutschen Geschichtskunde die Retter und die Unterdrucker der Staaten, Julius Cäsar, Cicero; Marcus Brutus, Tarquinius Superbus; Italus, Timoleon, Pelopidas, den vierten Kayser Heinrich, Cato den ältern; Octavius, Nedo, Trasea Paetus; die Tegeaten, die Rettung in den Mauern von Holz, Aristomenes Sein Politimet, Atreus, der Hungerthurm, der neue Romeo sind nicht schimpfreiche Verkleidungen in Parodien, es sind ernsthafte Kriticken in Beyspielen. Er unterbrach die dramatischen Arbeiten mit epischen, mit Conradin von Schwaben, Hedwig von Gleichen, Hildebold, Maria von Braband, Wilhelm von Oranse. In diesen athmet die provenzalische Muse. Von Wilhelm ist der Stof Eschilbachs, die Ausarbeitung ist eine von Eschilbachs verschiedene. Des Euripides sind Kreusa und Evadne, Telemach ist Homers. Diese Gedichte fielen in das achte Theil des Jahrhunderts, der Verfasser hatte itzt siebzig und mehr Winter auf den Schultern, und dieses verboth uns die Gedichte von der Länge und der ursprünglichen Stärcke zu erwarten, die nun folgten, Homers Ilias und Odyssee.

In dieser Arbeit mußt er sich in des Mäoniden Geist und Zeiten hinein dencken; er wechselte sie mit dramatischen Stücken ab, in welcher er nöthig hatte, sich in die verschiedensten Denkarten zu versetzen; in Cajus Grachus; Karls von Burgund; der Cherusken, der Patroklus; Arnolds von Brescia; Friedrich des Rothbärtigen. Sein Wilhelm Tell, Geßlers Tod, Heinrich von Melchthal sind vaterländische Stücke. In den Thorheiten des weisen Königs hat Salomo Menschlichkeit, und verläugnet den Sohn Davids nicht ganz. Dem Tod des ersten Menschen nimmt alle Bitterkeit die grosse Verheissung von dem Weibessamen. Der Vater der Gläubigen opfert seinen Sohn mit der Beruhigung eines Vaters, der den Sohn dem Ursprung alles Lebens übergiebt.

Wem es zuviel gesagt dünkt, daß das graue Haupt von achtzig Jahren den Argonauten in der Uebersetzung des Apollonius Licht und Leben mitgetheilt habe, der wird doch eingestehn, daß Apollonius erquickende Stralen von Licht und Leben in den welken Körper des Verfassers geworfen habe. Itzt schien sein Leben allein noch von der geistigen Nahrung in dem Körper aufgehalten, welche ihm von den Musen dargebothen wurde. Daher die litterarische Denkmale, die Pamphlete, die Apollinaria, die Balladen. Wer ein Gefühl für die menschliche, kunstlose, ungebildete, ungelernte Natur hat, wird sich wundern, daß Bodmer seinen Geist auch in diesen Balladen genährt hat. Mit dem Levit von Ephraim hat Rousseau ihn wieder in die patriarchische Tage versetzt, in Menelaus bey David ist er wieder in die Arme Homers, seines alten Vertrauten gefallen;

in Brutus Tod hat er sich noch einmal das Vergnügen gemacht, die Timophanes, die Archias, die Cäsars, die Mark Anton zu brandmarken. (*) Man sieht wie entfernt er war, dem Brutus übertriebenen Platonisme, oder den unglücklichen Ausgang der Waffen, die er für die Republick ergriff, zur Schuld zu machen. Gleimen, dessen Liebe er schon vor vierzig Jahren genossen hatte, eine Freude nach dessen Herzen zu machen, verjüngte der welke Geist sich in der jugendlichen, schuldlosen Frölichkeit des Lemene, und schrieb **Jacob am Brunnen**, der immer der patriarchische Schäfersohn Isaaks, der Rahel Gatte aus Neigung, der Lia aus Pflicht ist.

Ich habe der Grundsätze der deutschen Sprache nicht gedacht, die sehr brauchbare Winke für die Gramatick haben. Soll ich auch der Erziehungswerkchen Rechnung tragen, die er zum Theil auf höhern Befehl geschrieben hat, der **gefühlvollen schweizerschen Erzählungen**; der **Unterredungen von der Geschichte der Stadt Zürich**; der **Geschichte der Stadt Zürich**; der **sittlichen und gefühlreichen Erzählungen**. Nichts schwerer ist, als die Kinder in die Zeiten zu versetzen und zu den Personen herbey zu führen, welche von ihrem beginnenden Leben, ihrer kleinen Sphäre, ihrer Leerheit von Erfahrungen so sehr weit entfernt sind, denn ohne daß man ihr fremdes Herz mit Geschichten und Sachen einnehme, und daran heffte, ist aller Unterricht in ihrem jungen Kopfe Geplauder. Der Erzieher muß von diesen Werkchen einen sehr psychologischen Gebrauch zu

(*) L'Histoire doit une flétrissure particuliere à ces grands ennemis de la patrie qui la dechirent du haut de leur trône.

machen wissen, wenn die Knaben mehr als Töne daraus vernehmen sollen. Nicht unbekannt ist, was Bodmer mit Breitinger für die altschwäbische Litteratur gethan hat. Proben der alten schwäbischen Poesie. 1748. Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 1757. Chriemhilden Rache und die Klage. 1757. Sammlung von den Minnesingern aus dem manessischen Code. 1758. Alles aus gleichzeitigen Membranen. Bey den Fabeln, der Rache, und den Proben sind Glossare, Bodmer hat lange gewünscht daß jemand ex professo ein exemplarisches Glossar der alten schwäbischen Poesie verfertigte. Er verstehet dadurch eine Arbeit von der Natur, wie Breitingers Glossen zu dem Lobgedicht auf den Bischof Anno sind. Die Exempel aus mehrern Gedichten von Wörtern, die verlohren sind, von andern, die ihre Bedeutung geändert haben, von Redensarten, die bildlich sind, andere die Anomalien sind, müßten diesem Werke seinen besten Werth und das benöthigte Ansehn mittheilen. Dieses wird sich vollziehen lassen, wenn der Professor Müller in Berlin die Niebelungen, Gamuret und Parcifal, Amur und andere altschwäbische epische Gedichte, die Bodmer ihm mittheilt an das Licht gestellt haben wird.

E N D E.

S.
Meister

Meister, Leonhard,

Berühmte Züricher

Bd.: 2

Basel (1782)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1060 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278576-2
VD18 1105431X-003